

Fremderfahrung in ausgewählten englischen und französischen  
Reiseberichten  
des 16. und 17. Jahrhunderts

Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Philosophischen Fakultät  
der Christian-Albrechts-Universität  
zu Kiel

vorgelegt von Sandra Schönfeld

Kiel  
2004

Erstgutachter: Prof. K. Groß

Zweitgutachterin: Prof. B. Fleischmann

Tag der mündlichen Prüfung: 20.01.2005

Durch den zweiten Prodekan, Prof. Dr. Nübler

zum Druck genehmigt am: 19.04.2005

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Verfasser .....	5
3. Historische Hintergründe .....	10
3.1. Frankreich .....	10
3.1.1 Motive und Interessen Frankreichs .....	12
3.2 England .....	15
3.2.1 Motive und Interessen Englands .....	17
4. Das Bild des Wilden in Europa.....	19
5. Fremdwahrnehmung .....	25
5.1 Wahrnehmung und Psychologie der Typisierung von Personen und Objekten.....	26
5.1.1 Wahrnehmung.....	26
5.1.2 Personentypen und Stereotypen .....	29
5.2 Die Definition des Fremden.....	34
5.3 Wahrnehmungsmuster und kulturelle Vorannahmen .....	38
5.4 Die Rolle von Politik & Religion in den Reiseberichten der Renaissance. ....	78
5.4.1 Politische Absichten und Hintergründe .....	78
5.4.2 Intendierte Adressaten der Berichte .....	85
5.4.3 Religiöses Selbstverständnis der Europäer - Religion als das Fremde .....	103
6. Konzepte und Komponenten von Kommunikation .....	124
6.1 Arten von Kommunikation .....	132
6.2 Kommunikationssituationen .....	136
6.2.1 Verständigungsmöglichkeiten und Sprachkenntnisse.....	138
6.2.2 Die Ausbildung und Rolle der Dolmetscher.....	164
7. Die Stimme der Ureinwohner – direkte und indirekte Wiedergabe.....	167
8. Vergleich zwischen Franzosen und Engländern .....	195
9. Zusammenfassung.....	209

## 1. Einleitung

Fremdheit zu erfahren war und ist ein konfliktreicher Prozess, der den Menschen durch die Geschichte hindurch immer wieder vor Probleme und Herausforderungen gestellt, sowie mit teilweise unliebsamen Tatsachen konfrontiert hat und es noch tut. In dieser Arbeit soll es um Fremderfahrung und Kommunikation in der Neuen Welt gehen, dargestellt an ausgewählten englischen und französischen Reiseberichten des 16. und 17. Jahrhunderts. Die sogenannte Entdeckung und Erforschung des nordamerikanischen Kontinents durch die europäischen Mächte ist eines der einschneidendsten Ereignisse des letzten Jahrtausends, an dessen Beispiel die Erfahrung von und der Umgang mit fremden Kulturen anschaulich dargestellt werden können, da es dank der fortgeschrittenen Verbreitung von Literatur der ausgewählten Epoche umfangreiches Quellenmaterial gibt, welches Rückschlüsse auf Art, Umfang, und Auswirkungen dieser Kulturkontakte gestattet. Die Bedeutung dieser Berichte basiert auf den beschriebenen Geschehnissen, da sie wichtige Einblicke in die Mentalität und die Fähigkeit ihrer Autoren im Umgang mit Fremden gewähren und somit eine Erklärung für die Probleme liefern können, die noch heute in der Kommunikation zwischen den *First Nations*, die in dieser Arbeit zwecks Übereinstimmung mit den zu untersuchenden Texten als Indianer bezeichnet werden, und den Nordamerikanern europäischer Abstammung existieren.

Obwohl eine extensive Literatur über die Entdeckung Amerikas existiert, liegt deren Schwerpunkt vornehmlich auf Mesoamerika, das durch seine Reichtümer und die hochentwickelte Kultur der Azteken und Mayas größeres Interesse erregte und immer noch erregt als der im Gegenzug kulturell vergleichsweise unspektakuläre nordamerikanische Kontinent. Ein weiteres Problem bei der Interpretation der Kulturkontakte in Nordamerika ist der Umstand, dass die existierenden Berichte lediglich die europäische Perspektive wiedergeben. Die Indianer als schriftlose Kulturen vermochten diesen nichts entgegenzusetzen. Ziel dieser Arbeit ist es, anhand der erhaltenen Berichte von europäischer Seite eine Analyse der Fremdwahrnehmung und der Kommunikation zwischen Europäern und den *First Nations* vorzunehmen. Da es sich bei den in diesem geographischen Bereich vornehmlich aktiven Nationalitäten um Franzosen und später Engländer handelte, konzentriert diese Arbeit sich auf jeweils zwei Entdecker dieser Nationen.

Untersucht werden die Werke von zwei französischen sowie zwei englischen Autoren: Die Franzosen Jacques Cartier und Samuel de Champlain, die im 16. und 17. Jahrhundert das heutige Kanada erforschten. Während es Cartier nicht gelang, eine Kolonie aufzubauen,

gründete Champlain 1608 Quebec. Im Vergleich hierzu werden Texte der englischen Seefahrer Thomas Harriot und John Smith untersucht, die im frühen 17. Jahrhundert an der Gründung und am Aufbau der englischen Kolonie Virginia maßgeblich beteiligt waren. Die Textauswahl erfolgt mit Blick auf die Rollen, welche die genannten Autoren in der Kolonisierung Nordamerikas spielten: alle vier waren entscheidend an der Entdeckung und Erforschung des Landes in den frühen Phasen der europäischen Expansion beteiligt; Cartier und Harriot scheiterten mit ihren Versuchen, Niederlassungen zu etablieren, während es Champlain und Smith gelang, in Nordamerika permanente Siedlungen zu gründen und am Leben zu erhalten. Alle vier Autoren nehmen in ihren Berichten auf die nordamerikanischen Ureinwohner und die Beziehungen zu ihnen Bezug, die im folgenden untersucht und interpretiert werden sollen.

Ausgehend von den uns heute vorliegenden Reiseberichten soll geklärt werden, in welcher Form der Kulturkontakt stattfand und durch welche Faktoren er geprägt war. Um ein möglichst umfassendes Bild der Geschehnisse geben zu können, sollen innerhalb dieser Untersuchungen die folgenden Fragestellungen berücksichtigt werden: in welchem Maße spielten kulturelle Vorannahmen eine Rolle bei der Wahrnehmung fremder Kulturen? Wurde die Berichterstattung beeinflusst durch Faktoren wie politische Absichten (sowohl der Autoren als auch der Potentaten, deren Interessen sie vertraten), intendierte Adressaten der Berichte und religiöses Selbstverständnis der Entdecker? Inwiefern ist die Stimme der Ureinwohner in den stark subjektiv gefärbten Berichten vernehmbar? Wie entwickelten sich die Kommunikationssituationen im Laufe der Jahrzehnte, welche Verständigungsmöglichkeiten gab es, über welche Sprachkenntnisse verfügten beide Seiten, wie wahrheitsgetreu wurden die Reden der Ureinwohner wiedergegeben?

Außerdem ist der Frage nachzugehen, ob bei Engländern und Franzosen verschiedene oder ähnliche Verhaltens- und Wahrnehmungsmuster zu erkennen sind. Wie unterscheiden sich die jeweiligen kulturellen Vorannahmen? Spielen Nationalität und geschichtlicher Zeitpunkt eine Rolle bei der Wahrnehmung und im Umgang mit den Fremden?

Wer mit Fremdheit konfrontiert wird, sieht sich gezwungen, die eigenen Werte, Vorstellungen und Gesellschaftsformen mit anderen zu vergleichen und das eigene Selbstbildnis in Frage zu stellen. Die Fremdheit anderer ist immer in einem gewissen Maß mit Furcht und Zurückhaltung verbunden, da der Mensch das fürchtet, was ihm unbekannt ist. Die Menschen der Renaissance sahen sich mit Beginn der ersten Entdeckungsfahrten mit der Existenz des

nordamerikanischen Kontinents und seiner Bewohner konfrontiert und versuchten diese in ihr eurozentrisches Weltbild zu integrieren. Als vorletzter Kontinent rückte Amerika während dieser beiden Jahrhunderte in das Bewusstsein Europas und konfrontierte die Menschen mit neuen, bis dato unbekanntem Völkern, sowie deren Bräuchen, Sprachen und Sozialformen. Sowohl der mentale als auch der geographische Horizont der Europäer wurden plötzlich um ein vielfaches erweitert und diese neue Erfahrung konfrontierte Europa mit einer Vielfalt von mentalen Herausforderungen, denen die Europäer sich oft nicht gewachsen sahen, da sie ihren Vorstellungs- und Glaubenshorizont überschritten.

Eine dieser Herausforderungen war die Wahrnehmung und Erfahrung des Fremden, der in dieser Arbeit unter anderem durch der in den Reiseberichten gewählten, heute politisch als unkorrekt geltenden Bezeichnung *Indianer* repräsentiert wird. Der Vergleich mit dem fremden Individuum und dessen Kultur führt dazu, dass die Auffassung des Einzelnen von sich selbst und seiner Kultur näher in Augenschein genommen wird, und sich daraus Konflikte ergeben, die die Beteiligten, das heißt sowohl "Entdecker" als auch "Entdeckte", vor Herausforderungen, Veränderungen und Lernprozesse stellen.

Wie mit dieser Fremdheitserfahrung umgegangen wurde, worin ihre Probleme und Schwächen bestanden und welche Konsequenzen sie für die gegenseitigen Beziehungen hatte, soll in dieser Arbeit näher untersucht und dargestellt werden. Die Arbeit wird folgendermaßen vorgehen:

Zunächst wird ein Überblick über die behandelten Autoren sowie ihren jeweiligen historischen Hintergrund gegeben und die Machtinteressen ihrer Monarchen auf eine mögliche Beeinflussung der Berichterstattung hin untersucht (Kapitel 2 und 3, 3.1, 3.1.1, 3.2 und 3.2.1). Es folgt die Darstellung des Bildes des Wilden in Europa: seine Wurzeln, seine Verbreitung und seine Manifestationen in der zeitgenössischen Literatur (Kapitel 4). Um die in den Berichten auftretenden Arten der Fremdwahrnehmung untersuchen zu können, wird diese im weiteren Verlauf zunächst definiert und unter verschiedenen Gesichtspunkten, unter anderem der Bildung von Personen- und Stereotypen, untersucht (Kapitel 5 bis 5.1.2), gefolgt von einer Definition des 'Fremden' (Kapitel 5.2). Im darauffolgenden Kapitel werden Wahrnehmungsmuster und kulturelle Vorannahmen zur Untersuchung der Berichte hinzugezogen (Kapitel 5.3). Mit der Definition und Untersuchung dieser letztgenannten Aspekte beginnt die eigentliche Werkinterpretation, die mit der Darstellung und Diskussion der Rolle von Politik und Religion fortgesetzt wird (Kapitel 5.4 bis 5.4.3). Das 6. Kapitel

behandelt verschiedene Konzepte und Komponenten von Kommunikation, zuerst auf theoretischer Basis, gefolgt von der Anwendung der Ergebnisse auf die zur Untersuchung vorliegenden Texte. In diesem Zusammenhang werden die Arten von Kommunikation und die Kommunikationssituationen mit Blick auf die Rolle der Dolmetscher, die Entwicklung eines Kommunikationssystems im Laufe der Kulturkontakte und die Interpretation von Gesten und Reden sowie auf die Sprachkenntnisse der Autoren eingegangen. Im Anschluss daran stellt sich, basierend auf den Kommunikationsmöglichkeiten, die Frage nach der Wiedergabe der Stimme der Ureinwohner in den vorliegenden Berichten (Kapitel 7). Die Arbeit schließt mit dem Vergleich zwischen Engländern und Franzosen, insbesondere mit Blick auf ihre Einstellung gegenüber den Ureinwohnern, ihren Interessen und ihrer Vorgehensweise bei der Kolonialisierung der Neuen Welt (Kapitel 8).

Die zu diesem Thema existierende Sekundärliteratur befasst sich vornehmlich mit der Darstellungsform der Reiseberichte, dem Missionierungsgedanken sowie ansatzweise dem Aspekt der Kommunikationsformen. Einige wenige Werke der Sekundärliteratur widmen sich der Rolle der Dolmetscher und dem Umgang mit dem Fremden; wogegen man vergleichsweise wenig Literatur zu kulturellen Vorannahmen und Wahrnehmungsmustern findet. Einzig die kulturellen Parallelen und Unterschiede zwischen Engländern und Franzosen werden extensiver behandelt. Es gibt also zu fast jedem Teilaspekt bereits Untersuchungen, allerdings noch keine Gesamtbetrachtung aller in dieser Arbeit untersuchten Gesichtspunkte. Die Gegenüberstellung und Vernetzung der oben genannten Teilaspekte soll ein übersichtlicheres und breitgefächerteres Bild vom Aufeinandertreffen der europäischen und indigenen Kulturen liefern und die Entwicklung der Kulturkontakte über einen begrenzten Zeitraum hinweg verfolgen und darstellen. Das Ziel dieser Arbeit ist es, ein möglichst genaues Bild der Fremderfahrung und ihrer Auswirkungen sowohl auf die Selbstwahrnehmung des Einzelnen als auch auf die schriftliche Wiedergabe der Begebenheiten und Umstände zu geben.

## 2. Verfasser

Von allen in der Renaissance an den Entdeckungsfahrten beteiligten europäischen Nationen war Frankreich, dessen Kolonie im heutigen Kanada in der vorliegenden Arbeit als ein Beispiel für einen Fremdheitsraum dienen soll, nicht unter den ersten oder erfolgreichsten, zumindest im Vergleich mit den spanischen Konquistadoren in Mittel- und Südamerika. Dennoch darf nicht unerwähnt bleiben, dass es einem französischen Kapitän als erstem Europäer gelang, den St. Lorenz-Strom bis zum heutigen Montréal zu befahren und zu erkunden, sowie Kontakte zu den ansässigen Irokesenstämmen zu knüpfen. Bei diesem Kapitän handelt es sich um Jacques Cartier.

Cartier wurde zwischen dem 7. Juni und dem 23. Dezember des Jahres 1491 in der bretonischen Hafenstadt St. Malo in Frankreich geboren. Die Tatsache, dass in seinem Bericht der ersten Reise Vergleiche zwischen den Bewohnern der St. Lorenz-Region und den Eingeborenen Brasiliens gezogen werden, lässt vermuten, dass Cartier schon Reisen zum neu entdeckten Kontinent unternommen hatte, bevor er seine eigenen Fahrten in den Nordosten Amerikas antrat. Diese These wird von diversen Autoren unterstützt, die davon ausgehen, dass Cartier nicht nur Südamerika bekannt war, sondern dass er sich an Bord des Schiffes des Italieners Giovanni Verrazzano befand, der 1524 im Auftrag des französischen Königs nach Neufundland fuhr, und es sich demzufolge für ihn keineswegs um Neuland handelte, als er im Jahre 1534 an der Küste des heutigen Kanadas landete<sup>1</sup>.

Insgesamt unternahm Cartier drei Reisen im Auftrag Königs Franz I in das spätere Kanada: die erste im Jahre 1534, die zweite im Jahre 1535, die dritte und letzte im Jahre 1541. Es waren seine letzten Reisen auf See. Nach Abschluss der dritten setzte er sich in seiner Heimat, der Bretagne, zur Ruhe und starb dort im Jahre 1557 im Alter von circa 66 Jahren. Cartiers ungewöhnlich detaillierte Reiseberichte galten lange Zeit als verlässlichste Grundlage, was Informationen über den St. Lorenz und die dort ansässigen Indianerstämme betraf. Obwohl das Hauptziel seiner Reisen, das im weiteren noch näher dargelegt wird, nicht erreicht wurde, sind seine Beschäftigung und Auseinandersetzung mit den Eingeborenen von großer Bedeutung. Er lieferte das erste ausführlichere Bild der Indianer der Sankt-Lorenz-Region und erschloss den Fluß für folgende Expeditionen und Generationen. Obwohl seine Reisen vorerst

---

<sup>1</sup> Michel BIDEAUX: *Jacques Cartier: Relations*, (Montréal, 1986), S. 13.

folgenlos blieben, hatte er den Grundstein für weitere Fahrten ins Landesinnere gelegt, die rund sieben Jahre später wiederaufgenommen wurden.

In dieser Arbeit wird mit dem im Jahre 1556 erschienenen *Discours du voyage fait par le capitaine Jacques Cartier aux Terres-neufves de Canadas, Norembegue, Hochelage, Labrador, & pays adjacens, dite nouvelle France, avec particulieres mœurs, langage, & ceremonies des habitans d'icelle* als Primärtext gearbeitet werden. Obwohl die Frage nach der Identität des Verfassers bis heute nicht einwandfrei geklärt ist, wird davon ausgegangen, dass Cartier den Grossteil seiner Berichte selbst verfasste oder, wenn dies nicht zutraf, so doch zumindest bei der Niederschrift und Korrektur anwesend und beteiligt war.

Cartiers Beobachtungen und Aufzeichnungen wurden fortgesetzt durch den 70 Jahre später im Auftrag der französischen Könige Heinrich IV. (1589-1610) und Ludwig XIII. (1610-1643) nach Kanada ausgesandten Samuel de Champlain, der nach einer Phase des Desinteresses Frankreichs an der Kolonie in Übersee die wieder neu erwachten Erwartungen seines Landes vertreten und erneut eine Kolonie etablieren sollte, ein Vorhaben, an dem sein Vorgänger gescheitert war.

Champlain segelte in den Jahren 1603 bis 1635 insgesamt elf mal nach Kanada,<sup>2</sup> und sein größter Verdienst neben der Gründung Quebecs war die endgültige Etablierung der französischen Kolonie.

Bis zu seiner Ernennung zum Gouverneur von «Neu-Frankreich» im Jahr 1627 war er rastlos tätig: in Quebec brachte er den Pelzhandel mühsam in Gang; im Hinterland unternahm er gewagte Expeditionen; in Frankreich warb er verschiedentlich [...] um finanzielle Unterstützung und unternehmungslustige Auswanderer.<sup>3</sup>

Geboren vermutlich um 1567 in Frankreich, ist er bis heute eine der wichtigsten und schillerndsten Figuren in der Geschichte Quebecs und, wie vor ihm schon Cartier, konzentrierten sich auch Champlains Erkundungen hauptsächlich auf den Sankt Lorenz Strom und das mittlerweile dort ansässige Volk der Algonquin sprechenden Montagnais. Der Stamm der Algonquin, die Cartier zu seiner Zeit in jenem Gebiet vorfand, war bei Champlains

---

<sup>2</sup> Neben der weiterführenden Erforschung des Sankt Lorenz erkundete Champlain die Küsten von Neu-Schottland und dem heutigen Maine bis zum Kap Cod.

<sup>3</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, München (1986) S.100

Ankunft verschwunden, stattdessen dominierten die Montagnais das Gebiet, welches sich in ständiger Bedrohung durch die Irokesen befand. Champlain verbrachte insgesamt fast 17 Jahre seines Lebens in Kanada und verfasste, wie vor ihm bereits Cartier, eines der wichtigsten und umfassendsten Werke über die Region und die Montagnais, Algonquin und Huronen. Bei letzteren war er gezwungen, einen Winter zu verbringen, was ihm einen einzigartigen Einblick in ihre Lebensweise verschaffte. Die Erkundung Kanadas und der Aufbau der jungen Kolonie Quebec wurden sein Lebenswerk, und sowohl seine Landsleute als auch die mit den Franzosen verbündeten Indianer respektierten ihn. Champlain starb im Jahre 1635 im Alter von 68 Jahren in Quebec, das zu seiner zweiten Heimat geworden war.

Er verfasste vier Werke über seine Fahrten, das erste mit dem Titel *Des Sauvages* ( *Of Savages* ) erschien ohne Datum, das zweite, *Les Voyages du Sieur de Champlain* wurde im Jahre 1613 veröffentlicht. Das dritte Werk mit dem Titel *Voyages et decouvertes faites en La Nouvelle France* stammt aus dem Jahre 1619 und das vierte, sehr ausführliche und umfassende Werk aus dem Jahre 1632 trägt den Titel *Les voyages de la Nouvelle France occidentale, dicte Canada*. In dieser Arbeit werden lediglich der erste und letzte genannte Text als Primärtexte behandelt. Diese Entscheidung beruht auf der Tatsache, daß das Werk des Jahres 1632 die anderen Berichte bereits enthält.

Im Kontrast und Vergleich zu den beiden französischen Seefahrern sollen zudem die Werke der beiden englischen Entdecker Thomas Harriot und John Smith untersucht werden.

Auf englischer Seite war Thomas Harriot im 16. Jahrhundert maßgeblich an der Erforschung Virginias beteiligt: geboren im Jahre 1560 in Oxford gehörte er zu einer Expedition, die im Jahre 1584 im Auftrag Walter Raleighs in die von letzterem gegründete Kolonie Virginia aufbrach, um eine Siedlung zu etablieren und somit den Weg für eine permanente Kolonisation zu ebnet.<sup>4</sup> Harriots Rolle als Naturwissenschaftler bestand hierbei in der Kartographierung der Region, sowie in der Anfertigung von Aufzeichnungen über Bodenschätze, natürliche Ressourcen und die Ureinwohner, welche einen wichtigen Faktor bei der geplanten Besiedlung darstellten.<sup>5</sup> Dank seiner linguistischen Begabung spielte Harriot

---

<sup>4</sup> John W. SHIRLEY: *Thomas Harriot: Renaissance Scientist*, Oxford (1974), S.17f.

<sup>5</sup> "Harriot's task when he sailed with Grenville in April 1585 was to take astronomical observations at sea [...]. Once the North American mainland was reached, he was to take on responsibility for studying the Indians and also for supervising the mapping of the new territories, noting natural phenomena such as comets and storms, and above all making a survey, with any assistance he could obtain, of the economic resources of the region – metals,

zudem eine mehr als wichtige Rolle in den Verhandlungen und der Verständigung mit den ortsansässigen Indianern, ein Umstand, der die Wichtigkeit und Ergiebigkeit seiner Berichte unterstreicht. Die Gelegenheit, Algonquin zu lernen, ergab sich für ihn durch die Betreuung zweier Indianer, die Raleigh von seiner ersten Expedition nach England entführt hatte, um sie zu Dolmetschern auszubilden. Harriot brachte ihnen Englisch bei, lernte gleichzeitig aber auch ihre Sprache, was ihm einen wichtigen Vorteil und einen Platz in weiteren Expeditionen einbrachte.

Insgesamt verbrachte er nur rund anderthalb Jahre in Virginia, engagierte sich jedoch Zeit seines Lebens für die Kolonie, auch wenn er selbst nie mehr dorthin zurückkehrte. Er starb im Jahre 1621 im Alter von 61 Jahren in England. Sein erhaltener, nicht sehr umfangreicher Bericht ist unglücklicherweise nur die Skizzierung eines Erstentwurfes, der als Basis für einen weitaus umfassenderen Bericht dienen sollte, dessen Verbleib aber bis heute unklar ist.<sup>6</sup> Ein Großteil von Harriots Notizen ging auf See verloren und sein beabsichtigter detaillierter Bericht wurde aus unbekanntem Gründen nie verfasst. Es bleibt der lediglich ungefähr 60 Seiten umfassende *Briefe and True Report of the New Found Land of Virginia* aus dem Jahre 1588, der hier als Primärtext dient.

Wichtiger als Harriot ist John Smith, heute hauptsächlich durch seine angebliche Beziehung zum Indianermädchen Pocahontas bekannt. Signifikanter ist die Rolle, die er beim Aufbau und Erhalt Virginias, Englands erster ständiger Niederlassung in Amerika, und Jamestowns spielte. Geboren im Jahre 1580 in England fuhr Smith in den Jahren 1607 bis 1609 sowie 1614 bis 1616 insgesamt zwei mal nach Virginia, wo er vier Jahre seines Lebens verbrachte. Er half nicht nur bei der Planung und beim Aufbau der Jamestown-Kolonie, sondern übernahm die Sicherung der Vorräte durch Verhandlungen mit den ansässigen Pamunquer Indianern, und sicherte so das Überleben der jungen Kolonie. Smith war nicht nur Mitglied des Rates von Männern, welche die Kolonie leiten und verwalten sollten, sondern hatte selbst für die Zeit von einem Jahr das Amt des Gouverneurs inne. Während seiner Aufenthalte in Virginia erkundete er die nähere und weitere Umgebung und erstellte im Laufe dieser

---

minerals, timber, wild or cultivated plants, and all living creatures likely to affect or be useful to man.” aus: John W. SHIRLEY: *Thomas Harriot: Renaissance Scientist*, Oxford (1974), S.18

<sup>6</sup> David B. QUINN: *Thomas Harriot and the New World*, New York (1979) S.41

Expeditionen eine Karte von der Chesapeake Bay und der Küste Neu Englands, der er ihren Namen gab. Seine Karte galt für 100 Jahre als das verlässlichste Werk über die Region.

Lemay beschreibt Smith als “[...] learned and studious [...], he was an idealist, [...] he was a kindly humanitarian [...], he was benevolent [...] and he was amazingly considerate”<sup>7</sup>. Smith wurde als ein neuer Typ von Entdecker gesehen, der die Indianer generell als gleichberechtigt ansah und kein Verteidiger von sinnlosem Töten war. Seine erste Sorge galt jedoch immer und in erster Linie dem Überleben seiner Kolonie, was sich selbst für einen Mann mit seiner relativen Offenheit als unüberwindliches Hindernis auf dem Weg zur Etablierung eines friedlichen Verhältnisses mit den Ureinwohnern erweisen sollte.

Smiths Bericht wurde 1624 unter dem Titel *The Generall Historie of Virginia, New England & the Summer Isles* veröffentlicht und umfasst sechs Bände, die in dieser Arbeit als Primärtext dienen. Sein literarisches Werk war jedoch weitaus umfassender: bereits im Jahre 1608 veröffentlichte Smith *A true Relation of such Occurrences and Accidents of Note as hath hapned in Virginia since the first planting of that Colony*, im Jahre 1612 folgte *A Map of Virginia, with a Description of the Country*, 1624 kam die *Generall Historie* und im Jahre 1630 *The True Travels, Adventures, and Observations of Captain John Smith in Europe, Asia, Africa, and America, from Anno Domini 1593 to 1629*. Sein Beitrag zu der jungen Kolonie war von unschätzbarem Wert und seine Aufzeichnungen zählen zu den wertvollsten und ergiebigsten, die uns heute bekannt sind. Smith starb in England im Jahre 1631 im Alter von 51 Jahren.

Um ermessen zu können unter welchen politischen, kulturellen und ideologischen Voraussetzungen Cartier, Champlain, Harriot und Smith ihre Reisen unternahmen, ist es notwendig, zunächst den historischen Hintergrund zu skizzieren, da dieser in einem nicht unerheblichen Maße die innere Einstellung der Entdecker, ihre Erwartungen, ihre Darstellungsweise und letztendlich auch ihren Umgang mit den Eingeborenen bestimmte.

---

<sup>7</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, Universtiy Press of Virginia (1991) S.225

### **3. Historische Hintergründe**

#### **3.1. Frankreich**

Das Frankreich der Renaissance hatte sich einem erheblichen sozialen und wirtschaftlichen Wandel unterzogen und war von einer mittelalterlichen, in der Wohlstand und Macht an Landbesitz gemessen wurden, zu einer auf Handel basierenden Gesellschaft, in der Geld die Basis der Macht bildete, geworden. Kaufleute schlossen sich zu Gesellschaften zusammen und waren somit in der Lage, Expeditionen zu finanzieren. Neue Erfindungen auf den Gebieten der Seefahrt, Navigation und Waffentechnik steigerten die Möglichkeiten für ausgedehnte Fahrten. Marco Polos Berichte von Asien hatten bereits Jahrhunderte zuvor die Möglichkeit neuer Handelsrouten eröffnet und beflügelten nach wie vor die Phantasie der Renaissance, und die Nachricht von den sagenhaften Reichtümern des asiatischen Kontinents beflügelte das Interesse europäischer Monarchen.

Bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts begannen Portugal und Spanien damit, Entdecker zu finanzieren, die eine Seeroute nach Asien finden sollten. Merkwürdigerweise initiierte Frankreich während dieses Zeitraumes keine einzige Reise. Es beteiligte sich bis zum Jahre 1523, also ein Vierteljahrhundert lang, nicht an den maritimen Wettläufen seiner beiden Rivalen. Dies lag vor allem daran, dass es vor diesem Zeitpunkt in langwierige, kostenintensive Kriege mit Spanien und Österreich verwickelt war, welche die Aufmerksamkeit des Königs vereinnahmten und es ihm zudem nicht erlaubten, Männer, Schiffe und Geldmittel für Expeditionen mit unsicherem Ausgang bereitzustellen. Zudem ermöglichte die Mittelmeerküste den Franzosen den Zugang zum Gewürzhandel, der aus dem Orient kam; sie waren daher nicht so sehr auf eine eigene Asienroute angewiesen wie die meisten Atlantikstaaten. Ein dritter Grund könnte gewesen sein, dass Frankreich seinen Bedarf an Fisch in seinen eigenen Gewässern decken konnte und die französischen Fischer daher erst spät damit begannen, nach neuen Fischgründen vor Neufundland zu suchen und somit die neue Welt ins Bewusstsein ihrer Landsleute zu rücken.<sup>8</sup>

Letztendlich weckten die Erfolge der spanischen und portugiesischen Seeleute, sowie vor allem die Reichtümer, von denen sie berichteten und die sie mitbrachten, das Interesse von Franz I, der in der Beschaffung erheblicher potentieller Reichtümer eine Lösung für seine Geldnöte und eine Stärkung seiner Position gegenüber seinen Gegnern sah. Plötzlich war die

---

<sup>8</sup> Robert McGHEE: *Canada Rediscovered*, Ottawa (1991) S. 108.

Teilnahme französischer Seefahrer und die Entdeckung und Inbesitznahme neuen Landes im Namen der französischen Krone von größter Wichtigkeit. Die erste offizielle Entdeckungsfahrt der Franzosen begann im Jahre 1523, geführt von dem Italiener Giovanni Verrazzano, der die Küsten Neufundlands und Neu-Schottlands erkundete und dort die ersten Kontakte mit Indianern hatte, ohne jedoch der erste Europäer zu sein, den diese je gesehen hatten, da französische Fischer auf der Suche nach neuen Fischgründen die Küste Neufundlands bereits Jahre zuvor erreicht hatten. Gustave Lanctôt vertritt die These, Cartier sei Teilnehmer dieser Expedition gewesen. Er schließt aus den Logbüchern, dass Cartier sich zur gleichen Zeit wie Verrazzano auf See befand und seine späteren Reisen geographisch gesehen am Endpunkt der Reisen Verrazzanos begannen.<sup>9</sup> Viele Faktoren sprechen jedoch gegen diese Theorie, unter anderem taucht Cartiers Name nicht in den Aufzeichnungen Verrazzanos auf, was bei der bedeutenden Position, die Cartier angesichts seiner Erfahrung an Bord bekleidet haben dürfte, unwahrscheinlich ist.

Bei seiner Rückkehr fand Verrazzano den König in einen neuen Krieg verwickelt vor; da er zudem keine Reichtümer vorweisen konnte, erlosch das Interesse der französischen Krone an der Neuen Welt rasch und sollte erst 10 Jahre später, im Jahre 1534 mit dem Auftrag an Cartier neu belebt werden. Magellan hatte unterdessen den Weg nach Asien gefunden, dieser erwies sich jedoch als lang und gefährlich, da er um die Südspitze Amerikas führte. Es galt, eine Passage durch den nordamerikanischen Kontinent, der damals noch nicht als solcher erkannt worden war, zu finden. Die Portugiesen und Spanier hatten keine solche Passage in Südamerika gefunden, und Verrazzano war im Norden erfolglos geblieben. Die Hoffnungen konzentrierten sich auf die Küste um Neufundland, von der Fischer berichteten, es gäbe einen großen Einschnitt, den heutigen St. Lorenz-Strom. Der Mann, der diese Möglichkeit erkunden sollte, war Jacques Cartier, einige Jahre später gefolgt von Champlain.

---

<sup>9</sup> Gustave LANCTÔT: *Jacques Cartier devant l'histoire*, Montréal (1947), S.57

### 3.1.1 Motive und Interessen Frankreichs

Die Motive des französischen Königs Franz I waren vielfältig: neben der fieberhaft gesuchten Pazifikpassage und den damit erhofften Reichtümern galt es vor allem, den Erzfeind Spanien in der Neuen Welt in seine Grenzen zu weisen, aus Frankreich eine Missionsmacht zu machen und ein neues Frankreich in Übersee zu schaffen.<sup>10</sup> Diese Motive wirkten sich natürlich auch auf Jacques Cartier aus, da er die Verantwortung für ihre Realisierung trug:

Derrière le paravent de motifs généreux qui masque le but réel de ses voyages de découvertes, ce qu'il faut voir surtout dans la commission [...] de Jacques Cartier, c'est l'ordre de tenter l'accès des îles des épices par la route hypothétique du nord-ouest. [...] faire de la France la maîtresse incontestable de la route des épices [...]<sup>11</sup>

So erhielt auch Cartier auf seiner ersten Reise im Jahre 1534 den Auftrag, in erster Linie nach Goldvorkommen sowie einer Pazifikpassage nach Asien zu suchen. Dieser Auftrag ist zwar nicht erhalten, man findet jedoch in der Zahlungsanweisung, die König Franz I Cartier gab, die Worte: "faire le voyage de ce royaume es Terres Neufves pour descouvrir certaines ysles où l'on dit qu'il se doit trouver grant quantité d'or et autres riches choses"<sup>12</sup> und in der Anweisung zur dritten Reise: "Nous voullons envoyer es terres de Canada, Ochelaga, jusques en Saguenay, faisant vng des boutz de l'Asie du costé du Nor".<sup>13</sup> André Berthiaume bestätigt dies: "Cartier est moins un explorateur intrépide qu'un navigateur au service du capitalisme naissant. Les voyages au Nouveau monde ont d'abord un but commercial."<sup>14</sup> Die Missionierung als Motiv spielte in allen drei Reisen Cartiers eine eher untergeordnete Rolle, die vorherrschenden Motive waren klar kommerzieller Art. Es galt jedoch den Schein zu wahren:

---

<sup>10</sup> Olive DICKASON: *The Myth of the Savage*, Alberta (1984), S. 173.

<sup>11</sup> A. BEAUGRAND-CHAMPAGNE: *Le Chemin d'Hochelaga*, (Ottawa, 1923), S. 17.

<sup>12</sup> Marcel TRUDEL: *Histoire de la Nouvelle France: Les vaines tentatives 1524 - 1603*, Fides, (Montréal, Paris, 1963), S. 69.

<sup>13</sup> H.P. BIGGAR: *A Collection of Documents Relating to Jacques Cartier and the Sieur de Roberval*, Public Archives of Canada, (Ottawa, 1930), S. 153.

<sup>14</sup> André BERTHIAUME: *La découverte ambiguë*, (Montréal, 1976), S.149.

Wahrscheinlich, um den Papst und klerikale Kreise zu beruhigen, trug man Sorge, die Missionsabsichten der dritten Reise zu betonen. So heißt es zu Beginn eines vom Kapitän verfertigten Memorandums, man erhoffe sich von der Reise keinen anderen Gewinn, als die Eroberung ungezählter Seelen im Auftrag Gottes. Dass es sich hier um eine fromme Floskel und einen Vorwand handelte, ist [...] überzeugend nachgewiesen worden; im Mittelpunkt stand eindeutig die Hoffnung auf lukrative Ausbeutung der neuentdeckten Länder, sei es durch Bergbau, den Gewürz- und Pelzhandel oder die Landwirtschaft.<sup>15</sup>

Neben den erhofften Bodenschätzen und Rohstoffen erhoffte Frankreich sich vor allem eine Passage nach Westen, um am Asienhandel teilhaben zu können. Die Suche nach dieser Pazifikpassage sollte, wie für alle Entdecker, so auch für Cartier erfolglos verlaufen. Sie prägte dennoch stark die ersten beiden seiner Reisen und schlägt sich demzufolge auch in seinen Berichten nieder.

Auch die Reisen des rund 60 Jahre nach Cartier segelnden Samuel de Champlain fanden unter ähnlichen Auspizien statt. Es galt, gegenüber den anderen europäischen Mächten, vor allem aber gegenüber Spanien Frankreichs Stellung zu behaupten und durch Bodenschätze und Rohstoffe sowie die Bekehrung der Indianer zum christlichen Glauben zu stärken. Die Ausweitung des französischen Machtbereiches sowie die Suche nach Goldvorkommen und der Pazifikpassage waren Champlains Aufträge. Zusätzlich oblag es ihm, die Voraussetzungen für die Errichtung einer Kolonie zu schaffen, da man mittlerweile den Wert und das Potential des nordamerikanischen Kontinents erkannt hatte und zu nutzen gedachte. Seine Aufgabe war demnach ungleich schwieriger, da das Interesse an Kanada stark gestiegen war und die Beziehungen zu den Indianern eine deutlich wichtigere Rolle spielten als zu Cartiers Zeiten. Die Franzosen waren jetzt an langfristigen Allianzen interessiert, um ihre eigenen Interessen durchsetzen und wahren zu können. Der Bericht von Marc Lescarbot, einem der frühen Berichterstatter und Begleiter Champlains, wurde von Gilmore untersucht und das Ergebnis der Untersuchung der Motive hinter den Expeditionen nach Amerika wird wie folgt dargestellt:

Three things induce men to seek distant lands. The first is the hope of bettering their condition; the second is surplus population; and the third is "division, quarrels, strife" such as were tearing France apart.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, München (1986), S.99

<sup>16</sup> Myron P. GILMORE, *The New World in French and English Historians of the Sixteenth Century*, in: Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, Bd.2 London (1979), S.522

Die kurze Darstellung der Motive und Interessen hat die Voraussetzungen, unter denen Cartier und Champlain ihre Reisen unternahmen, schon teilweise umrissen. Als Befehlsempfänger des jeweiligen französischen Königs hatten sie dessen Interessen durchzusetzen und zu wahren, im Falle eines Scheiterns hätten sich beide vor Franz I beziehungsweise Heinrich IV und Ludwig XIII verantworten müssen. Es ist also durchaus anzunehmen, dass Cartier und Champlain, wie alle anderen Entdecker auch, unter einem nicht unerheblichen Erfolgsdruck standen, der wiederum ihre Entscheidungen und ihr Vorgehen beeinflusste.

Die Goldvorkommen des nordamerikanischen Kontinents, die Bekehrung der Eingeborenen zum christlichen Glauben und die Pazifikpassage nach Asien: diese drei Ziele müssen bei der Untersuchung der Reiseberichte genauer in Betracht gezogen werden, denn sie gehören zu den Faktoren, welche die Kommunikation und die Beziehungen zu den Indianern entscheidend mit beeinflussten.

### **3.2 England**

England lag mit der Initiierung von Expeditionen nach Nordamerika im 16. Jahrhundert weit hinter den restlichen europäischen Großmächten zurück, so wie Frankreich seinerseits hinter Spanien und Portugal zurückgelegen hatte. Während die Franzosen bereits den St. Lorenz-Strom erkundeten, war Heinrich VII. in England mit der Trennung von Rom beschäftigt, was ihn in einen Religionskrieg verwickelte; erst unter seinem Sohn Eduard VI. begann England im Jahre 1576 am Asienhandel teilzunehmen und dementsprechend nach einer Nordwestpassage zu suchen. Es hatte, wie im Falle Frankreichs, auch auf englischer Seite bereits einige frühe Forschungsfahrten nach Neufundland und an die Küsten Nordamerikas gegeben, vornehmlich im Jahre 1497 durch John Cabot. Das Interesse an der Neuen Welt erlahmte jedoch schnell aufgrund der politischen Lage in Europa und sollte erst ca. 70 Jahre später wiedererwachen.

Das intellektuelle Klima der Renaissance und der Humanismus hatten zögerlich in das England des 16. und 17. Jahrhunderts Einzug gehalten. Der Handel erlebte einen neuen Aufschwung, was zu einem Wachstum der Städte führte. Das Bildungssystem wurde nicht nur erheblich verbessert, sondern einem höheren Prozentsatz der Bevölkerung zugänglich gemacht. Dies hatte einen entsprechend großen Einfluss auf das Lesepublikum der Reiseberichte, um die es hier geht. Die Entwicklung der Druckerpresse und die Zunahme an gedruckten Büchern stellten sicher, dass Bildung nicht mehr nur dem Adel und dem Klerus vorbehalten war. Gleichzeitig spiegelte diese Entwicklung die langsame Desintegration des alten Klassensystems wider, eine Tatsache, die viele Menschen verunsicherte. Die bis dato deutlich gezogenen Standesgrenzen verwischten zunehmend, Mitglieder der Mittelschicht konnten zu Geld kommen und erhoben erfolgreich Anspruch auf die Privilegien der Oberschicht, die sich dadurch bedroht sah, während große Teile der Unterschicht verarmten.

Die Bevölkerung nahm zwischen 1520 und dem Ende des 17. Jahrhunderts überproportional zu, was zwar einerseits die Wirtschaft und Landwirtschaft zu höherer Produktion stimulierte, andererseits jedoch eine Überzahl an Arbeitskräften und dementsprechend niedrige Löhne zur Folge hatte. Die Folge des gleichzeitig auftretenden Problems von Überbevölkerung und schlecht bezahlter Arbeit war, dass der Wunsch, einen neuen Anfang in den Kolonien zu wagen, relativ groß war, da ein Großteil der Bevölkerung keine Zukunft in England hatte: "The effects of population explosion and inflation meant that the country seemed unable to

feed and employ all its people.”<sup>17</sup> Die Berichte aus den Kolonien versprachen nicht nur ein besseres Leben für ihre Bewohner, sondern auch eine Verbesserung der Stellung Englands in Europa:

[...] much of the colonization literature poured out lavish descriptions of the riches colonization would bring to England, allowing it to rival the vaunted wealth of the Spanish and assume its rightful position as the leader of the Protestant nations.<sup>18</sup>

England wurde zudem entscheidend durch die Herrschaft Elisabeths, ihren Tod im Jahre 1603 und die darauffolgende Krönung von James I geprägt. Elisabeth war Patronin der Expeditionen Raleighs, die sie zu geringen Teilen mitfinanzierte. Sie hatte jedoch kein wirkliches Interesse an der Gründung englischer Kolonien in Nordamerika, sondern ihr ging es in erster Linie um Profite, die am Rande der Entdeckerfahrten durch Piraterie gegen spanische Frachtschiffe erbracht wurden und die es ihr somit erlaubten, einen indirekten Krieg gegen Spanien zu führen.<sup>19</sup> Ihr zu Ehren nannte Raleigh seine junge Kolonie Virginia, während sich der spätere Herrscherwechsel in der Benennung Jamestowns bemerkbar machte. Insgesamt war das Interesse der englischen Monarchie im Vergleich zu dem des französischen Königs an den neuen Besitzungen in Übersee relativ gering, da sie in erster Linie mit ihren Angelegenheiten im kriegsgeplagten Europa beschäftigt waren und die Etablierung von Kolonien nur von geringer Bedeutung betrachtete. England sah sich für lange Zeit in einen Krieg mit Spanien verwickelt, der von religiösen Motiven geprägt war, da England sich als Verteidigerin der protestantischen Mächte Europas gegen den Katholizismus sah. Natürlich hofften sowohl England als auch Frankreich auf Reichtümer, die mit denen Südamerikas vergleichbar wären, eine Hoffnung, die sich für beide jedoch als nichtig herausstellen sollte.

---

<sup>17</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English. Facing Off in Early America*, London (2000), S.17

<sup>18</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.17

<sup>19</sup> L. B. C. SEAMAN : *A New History of England 401-1975*, (London 1981), S.222: “Attempts to found colonies in North America, though approved of as a possible answer to the population problem, were abortive and neither the companies nor the colonies were systematically encouraged by the Tudor governments”.

### **3.2.1 Motive und Interessen Englands**

Nachdem Kolumbus im Jahre 1492 den amerikanischen Kontinent "entdeckt" hatte und die Portugiesen im Jahre 1540 den direkten Weg nach Südostasien gefunden hatten, begann sich der europäische Handel über die Ozeane auszubreiten und, angespornt durch die Erfolge Spaniens und Portugals, beeilte sich auch England ab 1570, ein Stück Amerika zu sichern. Die Tatsache, dass die beiden iberischen Mächte katholisch waren, bot England die ideale Argumentation dafür, neben der Erweiterung ihres Handels auch die Verbreitung des protestantischen Glaubens voranzutreiben.

The English were keenly aware that they were late on the scene in the colonization of America. [...] they believed this to be the more important because the greatest strides in colonization and thus in conversion of heathen people had been made by Roman Catholic nations. Nationalism and religion united to create a powerful stimulus to found and sustain colonies in North America.<sup>20</sup>

Man proklamierte öffentlich religiöse Motive, während die Hauptabsichten jedoch in der wirtschaftlichen Bereicherung lagen. Der Tuchhandel, Englands größter Exportartikel, war durch die anhaltenden Kriege zwischen den europäischen Großmächten bedroht und man war gezwungen, sich nach neuen Absatzmärkten umzusehen. Amerika schien vielversprechend, und somit investierten die Kaufleute bereitwillig in neue Expeditionen. Die Kolonien waren so kostspielig, dass man auf das Kapital der Kaufleute angewiesen war, da die Krone sich nicht finanziell an den Kolonien beteiligte, sondern lediglich Patente aushändigte.

In English colonization, unlike that sponsored by other European powers, the government contributed nothing but official patents and encouragement; every venture had to be backed by a joint-stock company [...]. They had to make America attractive and interesting, and they had to make believable claims that backers would soon see a return on their investment.<sup>21</sup>

Joint-stock companies, capitalist organizations in which people bought shares, were formed to provide [a] steady aid. The Virginia Company of London was the first and most famous of these in colonization. National prestige was a strong motive for investors, but they expected to reap a steady income from their shares.<sup>22</sup>

---

<sup>20</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, New Jersey (1980), S.13

<sup>21</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S. 3

<sup>22</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, New Jersey (1980), S.11

Dieser Hintergrund determinierte den vornehmlich wirtschaftlichen Charakter der Fahrten nach Virginia. Zudem darf nicht vergessen werden, dass die beginnende Industrialisierung und die Ausbeutung von Kohleminen fast den gesamten Baumbestand der Insel stark dezimiert hatten, d.h. man war neben neuen Absatzmärkten und Luxusgütern auch an einem Nachschub an Rohstoffen interessiert, von Bodenschätzen ganz zu schweigen:

a main reason for colonization of America was to obtain those products which England now imported from the Iberian peninsula and free her from dependence on these treacherous Roman Catholic countries.<sup>23</sup>

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sowohl Frankreich als auch England die gleichen Motive sowohl für ihre späte Teilnahme an der Erschließung als auch für die Kolonisation der Neuen Welt hatten. Die Gründe für die im Vergleich zu anderen europäischen Großmächten späte Teilnahme Frankreichs und Englands an den Expeditionen nach Amerika können wie folgt zusammengefasst werden: “for France and England the need to deal with pressing European and domestic problems remained paramount for most of the sixteenth century.”<sup>24</sup> Was die Gründe für ihr Interesse betrifft, so lag dieses in der Suche nach einer Nordwestpassage, um eine eigene, schnelle Route zu den Reichtümern Asiens zu finden. Beide Länder benötigten Rohstoffe und andere Reichtümer, um die Machtbalance in Europa beeinflussen und ihre Position stärken zu können, und beide strebten nach der Ausbreitung ihres Glaubens durch die Gewinnung neuer Seelen. Inwieweit welcher Aspekt im Vordergrund stand und wie sich dieser auf die Art der Berichterstattung und den Umgang mit den Eingeborenen auswirkte, soll im Hauptteil der Arbeit untersucht werden.

Zunächst soll jedoch dargelegt werden, mit welchen Vorstellungen und Erwartungen die europäischen Seefahrer ihre Reisen antraten, da ihr geistiges Gepäck an Mythen, Gerüchten und Utopien, die sie zu finden hofften oder fürchteten, seinerseits einen entscheidenden Einfluss sowohl auf die Wahrnehmung der Ureinwohner als auch die daraus resultierende Berichterstattung hatte: “to a substantial degree and for a considerable time, the New World was seen and described in terms of the Old. The first viewers of America perceived it in terms of the literature of the myth”.<sup>25</sup> Die mitgebrachten Bilder erklären, welche Gründe und Rechtfertigungen die Europäer für ihr Verhalten gegenüber den Indianern bemühten.

---

<sup>23</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.130

<sup>24</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.526

<sup>25</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.635

Was die Europäer unter dem Begriff Kultur verstanden und wie für sie das Bild des Wilden aussah, soll nun im weiteren Verlauf geklärt werden.

#### **4. Das Bild des Wilden in Europa**

*Before being discovered,  
the savage was first invented.*

Philip Mairet, *Myths, Dreams and Mysteries*, 1960

*Columbus's encounter with the Arawaks [...] did not introduce Europeans to a previously unknown kind of man; what it did was to add a new dimension to an already existing idea, that of l'homme sauvage*

Olive P. Dickason: *The Concept of l'homme sauvage*, 1977

Das Bild des Wilden entstand nicht etwa erst durch den Kontakt zu den Eingeborenen Amerikas, sondern läßt sich bis in die römische und griechische Antike zurückverfolgen. Die Popularität des 'Wilden Mannes' war in der Renaissance jedoch am höchsten und beeinflusste zwangsläufig die Wahrnehmung und Schilderungen der Seefahrer. In ihre Berichte mischten sich Legenden, Sagen und religiöse Vorstellungen, die ihre Beschreibungen und somit das Bild, das man sich in Europa vom Wilden machte, entscheidend beeinflussten. "Ainsi se dégagèrent peu à peu une image [...] qui devait autant aux expériences vécues [...] qu'à leurs conceptions antérieures et à leurs préjugés".<sup>26</sup>

Das Konzept von Wildheit beruhte auf der Figur des *Wilden Mannes* sowie der klassischen griechischen und römischen Figur des *Edlen Wilden*. In der Renaissance überwog jedoch die mit negativen Konnotationen ausgestattete Seite des *homme sauvage*.<sup>27</sup> So wurde er in der

---

<sup>26</sup> Cornelius JAENEN: " L'image de l'Amérique ", in: Fernand BRAUDEL: *Le Monde de Jacques Cartier*, (Montréal, 1984), S. 201.

<sup>27</sup> Olive DICKASON: *The Concept...*; S.24.

christlichen Welt beispielsweise oft benutzt, um die Negation des christlichen Ideals, den Antichrist, darzustellen.

Zahlreiche Berichte über Aussehen und Verhalten des Wilden Mannes lassen darauf schließen, dass er für die Menschen der Renaissance kein fiktives Wesen war, sondern dass man wirklich an seine Existenz glaubte. Erste bildliche Darstellungen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts zeigen ihn als Mann, der bis auf Gesicht, Ellenbogen und Knie am ganzen Körper behaart ist und meist einen dicken Ast oder gar einen Baumstamm als Zeichen seiner Kraft und seiner Naturverbundenheit mit sich trägt. Ihm fehlt die Fähigkeit zu sprechen, er meidet die Menschen, kennt keinen Gott und lebt in den Wäldern im Einklang mit der Natur. Seine Figur war im damaligen Europa so bekannt wie die des Weihnachtsmannes heute, das heißt, er war jedem der Entdecker vertraut.

Zum besseren Verständnis des vorherrschenden Konzeptes von Wildheit soll zuerst die Definition von *sauvage* festgelegt werden. Im französischen *Grand dictionnaire universel* von Pierre Larousse wird diese definiert als das, was nicht kultiviert oder gezähmt ist und Angst einjagt. Im Bezug auf Menschen bezeichnet es eine Person, die abseits der Gesellschaft und ihrer Gesetze lebt.<sup>28</sup> Das *Oxford Advanced Learners* definiert *savage* wie folgt: "wild and fierce; cruel, vicious or hostile; at an early stage of civilization; primitive".<sup>29</sup> Im *Dictionnaire historique* beschreibt Sainte-Palaye den Begriff *wild* als "not tamed", einzelgängerisch, unzivilisiert, grimmig, und fremdartig bis hin zu verrückt.<sup>30</sup> Weitere Lexika geben einen Mann ohne festen Wohnsitz, Religion, Gesetz oder Zivilisation an.<sup>31</sup>

All diese Beschreibungen und Definitionen siedeln den *homme sauvage* zwischen Mensch und Tier an. Sie implizieren, dass Wildheit gleichbedeutend mit dem Leben in der Natur ist, das heißt, dem Wilden wurde die Zugehörigkeit zur menschlichen Rasse größtenteils aberkannt, er galt als den Tieren gleich. Heute weiß man, dass dieses Bild nicht mit den Tatsachen übereinstimmt, da keine menschliche Kultur bekannt ist, deren Lebensweise mit der von Tieren identisch ist: "Il n'est pas d'exemple d'hommes vivant en commun qui ne

---

<sup>28</sup> Pierre LAROUSSE (1817-1875): *Grand dictionnaire universel*, Paris 1905, zitiert in: DICKASON, Olive: *The Concept of l'homme sauvage*, S. 6.

<sup>29</sup> A. S. HORNBY: *Oxford Advanced Learner's Dictionary Of Current English*, Fourth Edition; Oxford University Press, (Oxford, 1989), S. 1123.

<sup>30</sup> Jean-Baptiste LA CURNE DE SAINTE-PALAYE (1697-1781): *Dictionnaire historique de l'ancien langage françois*, Niort 1875-1882, 10 Bde., zitiert in: DICKASON: *The Concept of...*, S.6.

<sup>31</sup> Olive DICKASON: *The Concept...*, S.7.

possèdent un minimum d'organisation sociale. Nulle part il n'existe d'horde où les rapports entre les hommes soient entièrement anarchiques.”<sup>32</sup>

Man kann demzufolge kein Volk als *wild* bezeichnen, da alle Völker Aspekte in ihren jeweiligen Kulturen vorweisen können, die sie deutlich von Tieren unterscheiden. Die oft von Eroberern aufgestellte Behauptung, die Indianer lebten wie die Tiere, war das Ergebnis ihrer europäischen Perspektive.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass sich die Menschen der Renaissance durchaus mit der Frage des Status der Eingeborenen beschäftigten. Sie fühlten sich im Umgang mit ihnen unsicher, da deren Position nicht eindeutig festzulegen war: Waren die Eingeborenen überhaupt als Menschen einzustufen? Wie durfte man mit ihrem Eigentum verfahren? Man wendete sich an die Kirchenoberen um Rat, und als Folge dessen verfaßte Papst Paul III im Jahre 1537 eine päpstliche Bulle, die es den Eroberern verbot, die Eingeborenen wie ”dumb brutes created for our service” zu behandeln. Stattdessen seien sie anzusehen

as truly men [...] capable of understanding the Catholic faith. [...] the said Indians and all other people who may later be discovered by Christians are by no means to be deprived of their liberty or the possession of their property, even though they may be outside the faith of Jesus Christ [...] nor should they in any way be enslaved.<sup>33</sup>

Der kirchlichen Definition nach hatten die Ureinwohner Amerikas also Menschenstatus. Diese Tatsache wurde zwar respektiert, der Aufruf zur Respektierung der Freiheit und des Besitzes der Ureinwohner wurde in der Realität jedoch zumeist ignoriert, in erster Linie sogar von den Königen selbst, die in ihren Aufträgen den Seefahrern die Vollmacht erteilten, das von ihnen vorgefundene Land in Besitz zu nehmen und über alle in ihm lebenden Menschen zu verfügen. So gewährte beispielsweise Heinrich VII dem in seinem Namen nach Amerika segelndem Kapitän John Cabot das Recht ”to subdue, occupy and possess [...] Isles, countreyes, regions or provinces of the heathen and infidels [...] unknown to all Christians,” and enjoy their ”fruits, profits, gaires and commodities”.<sup>34</sup> Die päpstliche Verfügung hatte also keinerlei Einfluss auf die Behandlung der Eingeborenen im allgemeinen, und vor allem

---

<sup>32</sup> Edward SAPIR: *Anthropologie*, Éditions de Minuit 1967, S. 141.

<sup>33</sup> Olive DICKASON: *The Myth of the Savage*, S.32.

<sup>34</sup> Samuel E. MORISON: *The European Discovery: The Northern Voyages*, S. 186.

nicht auf die Protestanten Smith und Harriot. Die *First Nations* wurden weiterhin als Wilde abgestempelt, sei es aus Überzeugung oder aus Berechnung.

Obwohl die Entdecker die Eingeborenen durchaus als Menschen ansahen, zeugten die Bezeichnungen, die sie ihnen zukommen ließen, von Ambivalenz. So sprechen Champlain, Cartier und John Smith in ihren Berichten von den Indianern grundsätzlich als *Sauvages* beziehungsweise *Salvages*. Karen Kupperman merkt hierzu an:

“Savages” was the usual word for the Indians, though its meaning is not at all clear. Francis Jennings asserts that it originally meant only wild person but that it changed its meaning under the impact of colonization. [...] There are writers [...] who avoid its use altogether. Harriot is one of these. Substitutes, which occur throughout the period centre around some variation of “naturalls” or natural inhabitants, as well as “Indian”. [...] most of the writers who use the word savage seem to mean little more than we would by the word native. [...] For all these writers as for most the word savage was as neutral as the word Indian.<sup>35</sup>

Dies wird durch Ramsay Cook im Vorwort von Cartiers *Voyages* bestätigt:

For Cartier the word ‘sauvaiges’ was interchangeable with ‘gens’, ‘personnes’, ‘people’, ‘hommes du pays’, ‘hommes’, ‘femmes’ – he never used ‘Indiens’. This usage suggests that Cartier accepted the Amerindians as human, like himself.<sup>36</sup>

Cartiers Verwendung von ‘savage’ bedeutete “poverty stricken, lacking in worldly possessions and civic institutions, bereft of religion and culture.”<sup>37</sup> Wie bereits erwähnt, nannte lediglich Harriot die Ureinwohner entweder *naturall inhabitantes* oder *people*. Als Grund hierfür bietet sich die Erklärung an, dass Harriot als einziger Verfasser kein Kapitän, sondern Wissenschaftler war<sup>38</sup> und seine Einstellung demzufolge von der der anderen drei Autoren abwich.

His intelligence saw no inherent reason why savagery [...] should not give place rapidly to civilisation. The Indian, as he saw him, was by his nature capable of becoming sufficiently Europeanised to reach a level of civilisation comparable

---

<sup>35</sup> Karen O. JUPPERMAN: *Settling with the Indians*, New Jersey (1980), S. 111-112

<sup>36</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xxii-xxiii

<sup>37</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xxii-xxiii

<sup>38</sup> “Thomas Hariot, the most scientific among the observers” : Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.115

with that of the English. This sentiment [...] did not recognise the validity of Indian society in its own terms – something beyond sixteenth century thinking.<sup>39</sup>

Während Harriot die Indianer also als durchaus entwicklungsfähig ansah, war ihre Kultur auch für ihn nicht als solche akzeptabel. Gründe für seine generell liberalere Einstellung dürften sein Erziehungshintergrund und sein Beruf gewesen sein: beide können erklären, warum er eher bereit war, Neues und Fremdes zu akzeptieren und zu respektieren. Cartier, Champlain und Smith waren sich im Gegensatz dazu in erster Linie ihrer Aufgabe als Entdecker und Kolonisatoren und somit ihrer Verantwortung für das Gelingen ihrer Expeditionen bewusst. Sie sahen die Indianer daher in einem anderen Licht als Harriot, der ihnen unvoreingenommener entgegentrat, da seine Verantwortung für den Erfolg der Expedition deutlich geringer war. Seine Aufgabe bestand ausschließlich in der Kartographierung der Umgebung und der Verständigung mit den Indianern, der Erfolg der Reisen hing also nicht in erster Linie von ihm ab. Zudem hatte er sich bereits in England ausführlich mit zwei von Walter Raleigh mit nach England gebrachten Indianern beschäftigt und ihre Sprache erlernt und sah diese infolgedessen als Individuen an, während die restlichen Autoren die Indianer oft nur als Mitglieder einer Gruppe sahen. Der Umstand, dass er zumindest rudimentär ihre Sprache beherrschte, dürfte zu Harriots Einstellung beigetragen haben, da er sich im Umgang mit den Ureinwohnern sicherer fühlte als die anderen Kolonisten, die auf die Kenntnisse, Fähigkeiten und Vertrauenswürdigkeit ihrer Dolmetscher angewiesen waren.

Die nordamerikanischen Ureinwohner wurden aufgrund der vorherrschenden Etikettierung als “Wilde” jedoch innerhalb kürzester Zeit von der Bevölkerung Europas mit dem Begriff des *homme sauvage* gleichgesetzt, was sowohl auf einer ideologischen als auch auf einer mythologischen Basis beruhte. Obwohl mit zunehmenden Beobachtungen und Korrekturen versucht wurde, mit überlieferten Vorstellungen, wie zum Beispiel der starken Behaarung, die bei keinem einzigen Indianer vorgefunden wurde<sup>40</sup>, aufzuräumen, hielt sich die Gleichsetzung der nordamerikanischen Eingeborenen mit dem *homme sauvage* noch mehrere Jahrhunderte:

---

<sup>39</sup> David B. QUINN: *European Approaches to Northern America, 1450-1640*, S.167

<sup>40</sup> Harriot merkt dies im Laufe seiner Beschreibung eines alten Mannes wie folgt an: “The younge men suffer no hairr at all to growe upon their faces but as soone as they growe they put them away, but when thy are come to yeeres they suffer them to growe although to say truthe they come opp verye thinne.” (S.52, *A Briefe and True Report*)

”As long as the wild man existed in folk imagination, he influenced the European conception of the Amerindian.”<sup>41</sup>

Die allgemeine Vorstellung definierte den Wilden dabei über folgende Kennzeichen:

He was without heart for his natural responsibilities, had no eye for the beauties of nature, did not even have names for painting and sculpture; he could not appreciate music or fine perfume, and ate his food raw, bloody and still living.<sup>42</sup>

Mit der Zeit bildete sich ein Schema heraus, das fünf Kennzeichen für Wildheit enthielt: die ausschließliche Auseinandersetzung mit gegenwartsbezogenen und irdischen Dingen, bestimmte Eßgewohnheiten wie zum Beispiel das Verschlingen roher oder halbgarer Nahrung bzw. die Art von Nahrungsmitteln, Nacktheit, das Nichtvorhandensein permanenter Behausungen sowie das Fehlen einer Regierung und einer Verwaltung.<sup>43</sup> Als weitere Kennzeichen für einen Mangel an Zivilisation galten das Fehlen von Kunst, Musik und Religion sowie die Unverständlichkeit der Sprache.

Allgemein ausgedrückt galten die Indianer Nordamerikas als Menschen ohne Kultur. Um untersuchen zu können, ob dieser Vorwurf berechtigt war, muss man zuerst klären, was unter dem Begriff *Kultur* zu verstehen ist. Der Anthropologe Edward Sapir gibt dazu folgende Definition: Kultur beinhaltet alle Elemente des menschlichen Lebens, die von der Gesellschaft übermittelt werden, seien sie materieller oder spiritueller Art. Demzufolge haben alle Völker eine Kultur, obwohl die Unterschiede zwischen ihnen beträchtlich und die Grade von Komplexität sehr verschieden sein können.<sup>44</sup> Der so oft von den Europäern erhobene Vorwurf der Kulturlosigkeit ist zwar aus der Sichtweise der sogenannten ‘zivilisierten’ Welt verständlich, aus heutiger Sicht jedoch als haltlos zu bezeichnen, da jedes Volk eine ihm eigene Kultur hat, auch wenn diese für Außenstehende oft nicht erkennbar sein mag.

Was die Indianer hauptsächlich in den Augen der Europäer als Wilde erscheinen ließ, war letztendlich die Tatsache, dass diese anders waren als alles, was man kannte. ”It was not so much lack of reason or even retrogression that made them savages, as it was the fact that they

---

<sup>41</sup> Olive DICKASON: *The Concept...*, S.22.

<sup>42</sup> Olive DICKASO: *The Concept...*, S.8.

<sup>43</sup> Cornelius J. JAENEN: *Friend And Foe – Aspects of French-Amerindian Cultural Contact in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, New York, Columbia University Press, (1976), S.18.

<sup>44</sup> Edward SAPIR: *Anthropologie*, Éditions de Minuit, (Paris, 1967), S. 326f.

were not like Europeans.”<sup>45</sup> Man muss sich jedoch vor Augen führen, dass das hier umrissene Konzept von Wildheit nicht etwa bedeutete, dass die Indianer sich selbst als solche sahen, wie im weiteren Verlauf des Textes noch dargestellt werden wird.

Die Entdecker brachten ihre Vorurteile in ihren Berichten zum Ausdruck. Jeder von ihnen ging mit seiner persönlichen Sichtweise, seinen sozialen Vorurteilen, seinen bisherigen Erfahrungen, seiner Bildung und seinem kulturellen Hintergrund auf Reisen. Bei der Lektüre der einzelnen Berichte müssen diese Tatsachen mit einbezogen werden, man muss bedenken, dass die Beschreibungen zwar als repräsentativ für die jeweilige Kultur und die kulturellen Vorannahmen des jeweiligen Berichterstatters, nicht jedoch für die Epoche im Allgemeinen gelten können, da sie auch die subjektive Meinung des jeweiligen Autors wiedergeben.

Welche kulturellen Vorannahmen und Wahrnehmungsmuster die Eindrücke der Entdecker beeinflussten und welche Aspekte der europäischen Kultur auf die Ureinwohner und ihr Leben projiziert wurden, wie die Entdecker Kontakt zu den Eingeborenen aufbauten und wie sich ihre Kommunikation zu diesen Völkern gestaltete, soll im folgenden untersucht werden.

## **5. Fremdwahrnehmung**

Bevor die Fremdwahrnehmung detailliert und in direktem Bezug auf die zur Untersuchung vorliegenden Texte vorgenommen werden kann, soll zunächst dargelegt werden, nach welchem Muster und auf welcher psychologischen Basis die Wahrnehmung sowohl von fremden Personen und Kulturen als auch von unbekanntem Objekten abläuft. Um die Interpretation der Sicht- und Vorgehensweise der hier behandelten Autoren zu verstehen, ist ein Rekurs auf die psychologische Verarbeitung von Neuem und Unbekanntem vonnöten.

---

<sup>45</sup> Olive DICKASON: *The Concept...*, S.9.

## **5.1 Wahrnehmung und Psychologie der Typisierung von Personen und Objekten**

### **5.1.1 Wahrnehmung**

Jeder Mensch empfängt zu jeder Zeit Eindrücke aus seiner Umwelt, denen er sich nicht entziehen kann. Wie er seine Umwelt wahrnimmt und wie dabei mit den verschiedenen Eindrücken umgegangen wird, soll im folgenden näher untersucht werden.

Die Wahrnehmung des Menschen unterteilt sich nach Judy Pearson und Brian Spitzberg grundsätzlich in drei verschiedene Schritte: Selektion, Organisation und Interpretation. Erstere ist notwendig, um aus der Vielzahl der Eindrücke die herauszufiltern, die für uns wichtig sind und weiterverwertet werden sollen. Der nächste Schritt ist die Organisation der selektierten Eindrücke, bei der letztere bestimmten Kategorien zugeordnet werden. Beide Prozesse erfolgen automatisch und unterbewusst. Der letzte Schritt besteht aus der jeweiligen persönlichen und sozialen Interpretation der Stimuli, die das Hirn aus der Umgebung herausgefiltert hat.<sup>46</sup> Die Unterteilung in soziale und persönliche Interpretation besagt hierbei, dass der Mensch seine Umgebung sowohl unter individuell als auch sozial beeinflussten Gesichtspunkten beurteilt. Ein ähnlicher Vorgang erfolgt bei der Typisierung von Personen, auf die im nachfolgenden Kapitel näher eingegangen wird.

Weitere Merkmale von Wahrnehmung sind, dass sie aktiv, subjektiv und kreativ ist. "Perceptions are personal constructs of the perceiver"<sup>47</sup>, das heißt, sie hängen von der jeweiligen Person ab, wobei diverse Aspekte eine Rolle spielen, die dafür sorgen, dass die Perzeption des Menschen individuell und einzigartig ist:

Differences in perceptions arise among people. Physiological features of the individual, including height, weight, body type, gender, and differences in our senses, contribute toward those differences in perception. Past experiences, including those dependent on our cultures and subcultures, also affect our perceptions. Finally, our current circumstances and our present feelings affect our perceptions.<sup>48</sup>

Dieser Umstand trägt entscheidend zur Interpretation der Wahrnehmung und Einschätzung des Fremden bei, das heißt jeder der vier Reisenden beurteilte die Ureinwohner nicht nur vor

---

<sup>46</sup> Judy C. PEARSON/ Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, Dubuque (1987), S.78

<sup>47</sup> Judy C. PEARSON/ Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.71

<sup>48</sup> Judy C. PEARSON/ Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.86

dem Hintergrund seiner jeweiligen Kultur und Erziehung, sondern ihre Wahrnehmung wurde zusätzlich durch andere Komponenten bedingt, inklusive der unmittelbaren Begegnungssituation. Da diese fast durchgehend lebensbedrohlich war und die Europäer sich zu jeder Zeit ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit gegenüber den Ureinwohnern bewußt waren, ist die daraus erfolgende oft stark negativ gefärbte Perzeption, die sich in den Berichten findet, schnell erklärt. Die unterschwellige Angst der Beobachter führte zu vorschnellen negativen Interpretationen und unnötigem Misstrauen. So befürchtete Cartier beispielsweise einen bevorstehenden Angriff der Indianer, als diese nach einem längeren Jagdausflug mit zahlreichen fremden Kriegeren zurückkehrten, und er wusste, dass seine Position durch den Skorbut unter seinen Leuten zusätzlich geschwächt war. In Wirklichkeit stand eine politische Wahl bevor und die fremden Indianer waren Mitglieder angrenzender Stämme, die ihr Stimmrecht ausübten. Doch diese oder andere Erklärungen zog Cartier, der mit den kulturellen Gepflogenheiten der Indianer nicht vertraut war, nicht in Erwägung.<sup>49</sup>

Ein anderer Faktor, der die Wahrnehmung eines Individuums entscheidend beeinflusst, ist laut Pearson/Spitzberg der Zusammenhang von Wahrnehmung und Erfahrung. Letztere beeinflusst unsere Wahrnehmung, weil sie uns zu Erwartungen in bezug auf die Zukunft führt. Wenn das, was wahrgenommen wird, in irgendeiner Weise einer bereits gemachten Erfahrung entspricht oder ähnelt, wird die neue Wahrnehmung dieser Erfahrung gleichgesetzt und eine Spekulation über das, was daraus erwachsen kann, folgt. Diese Annahme beruht auf der Theorie von *perceptual constancy*, die besagt, dass wir unsere Wahrnehmung von etwas kaum noch ändern, sobald wir ein bestimmtes Bild davon entwickelt haben.<sup>50</sup> Ein Beispiel für dieses Phänomen ist die Wahrnehmung der Indianer als Wilde. Einmal durch angeblich fehlende Kultur und Religion als Wilde etabliert, fiel es den Engländern und Franzosen enorm schwer, dieses Bild trotz der im Laufe der Kontakte verstärkten Beweise dafür, dass eine Kultur sehr wohl vorhanden war, zu revidieren. Ähnlich verhält es sich mit der Auffassung des Kolumbus, er sei mit seiner Ankunft in Südamerika auf dem von ihm stattdessen angesteuerten indischen Kontinent angekommen. Diese Überzeugung setzte sich für einige Zeit fest, ehe man erkannte, auf Neuland gestoßen zu sein. Dennoch bürgerte sich für die Ureinwohner, auch nachdem der geographische Irrtum erkannt war, der Begriff *Indians* ein.

---

<sup>49</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.81-82

<sup>50</sup> "our past experiences similarly alter what we see or hear. Our past experiences lead us to expectations about the future." Judy C. PEARSON /Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.74-75

Der dritte wichtige Einfluss auf unsere Wahrnehmung ist kulturbedingt:

We learn how to perceive the people and events around us based on cultural values, attitudes, and beliefs. [...] what we see, hear, taste, touch, and smell are conditioned by our cultures. [...] our perceptions are largely learned. [...] the greater the experiential differences among people, the greater the disparity on their perceptions.<sup>51</sup>

Nähert man sich den Wahrnehmungsmustern der Europäer und Indianer nach dieser Aussage, so wird klar, warum es zu enormen Divergenzen in der gegenseitigen Wahrnehmung kam. Beide Seiten kamen aus unterschiedlichen Kulturen mit je unterschiedlichen Welt- und Selbstbildern. Es konnte somit nur zu Missverständnissen und Zusammenstößen kommen, und die Tatsache, dass die Europäer aufgrund früherer Erfahrungen mit fremden Völkern bereits vorgefestigte Vorstellungen besaßen, die die Einnahme eines neuen Blickwinkels erschwerten, trug zu dieser Unvereinbarkeit zu.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Wahrnehmung ein Prozess ist, durch den der Mensch sich selbst und andere zu verstehen sucht, wobei dieses Verständnis die Basis zu interpersoneller Kommunikation bildet.<sup>52</sup> Wahrnehmung besteht aus drei Schritten: Selektion, Organisation und Interpretation. Die drei wichtigsten Faktoren bei der Interpretation sind Emotionen, Erfahrungen und das jeweilige kulturelle Umfeld. Sie beeinflussen die Wahrnehmung des Menschen und machen sie zu etwas Individuellem. Wahrnehmung ist also aktiv und selektiv. Was ihre Subjektivität betrifft, müssen insofern Einschränkungen gemacht werden, als die Autoren zusätzlich auch Kulturträger waren und als solche auch über eine kollektive, kulturgeprägte Wahrnehmung verfügten.

---

<sup>51</sup> Judy C. PEARSON/ Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.75

<sup>52</sup> Judy C. PEARSON/ Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.86

### 5.1.2 Personentypen und Stereotypen

Experience shapes the way in which we view the world and different experiences can lead to different perceptions. [...] the way we view the world goes on to affect the way we experience new events.<sup>53</sup>

Perry R. Hinton, *The Psychology ...*, (1993)

Erfahrung und Perzeption sind untrennbar miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig. Bestimmte Erfahrungen eines Menschen formen sein Weltbild, während dieses wiederum seine zukünftigen Erfahrungen beeinflusst. Wie diese Erfahrungen verarbeitet und kategorisiert werden und welche anderen Faktoren die Wahrnehmung und somit das Weltbild des Menschen formen, soll in diesem Kapitel untersucht werden.

Es geht hierbei zunächst um die Entstehung und Wirkung von Personentypen und Rollenverhalten. Der Mensch entwickelt persönliche Konstrukte, um andere Menschen und seine Umwelt kategorisieren zu können. “Without constructs we cannot make sense of anything, we cannot predict what will happen. [...] a construct is both a description and knowledge of an event.”<sup>54</sup> Doch Konstrukte sind mehr als eine bloße Basis für Kategorien: “Our construct system is therefore our idiosyncratic way of looking at the world, and as such can be seen as the embodiment of our personality.”<sup>55</sup> Sie dienen uns als Maßstäbe und Orientierungspunkte nicht nur in unserem bekannten

Umfeld, sondern auch im Umgang mit Neuem und Fremdem: “Thrown into a novel situation a person construes the world in a variety of ways in an attempt to anticipate and understand it, without it threatening their characteristic view of the world.”<sup>56</sup> In seinem Werk *The Psychology of Interpersonal Perception*<sup>57</sup> beschreibt Perry Hinton die Etablierung von *person types* und *role behaviour* als Hilfsmittel des Menschen, um die Umwelt durch Typisierung vorhersagbarer und somit sicherer zu machen.<sup>58</sup> Der Begriff *person types* wird von ihm definiert als

---

<sup>53</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, London (1993), S.104

<sup>54</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.105

<sup>55</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.107

<sup>56</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.107

<sup>57</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.58

<sup>58</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.58

a class of people, with the assumption that they have certain characteristics in common. [...] Placing someone into a group allows the perceiver to infer certain characteristics of the person on the basis of group membership.<sup>59</sup>

Ein *schema* wiederum ist “an organized set of knowledge. [It represents] essentially the associative links in memory between certain items of information about people.”<sup>60</sup> Hinton zufolge beeinflussen diese Personenschemata unser Gedächtnis sowohl bei der ersten Wahrnehmung einer Person als auch in unserem Erinnerungsvermögen über eben jene Person, d.h. sowohl unsere Erstwahrnehmung als auch alle späteren Erinnerungen werden abhängig vom jeweiligen Schema, in welches wir diese Person einordnen, gefärbt.<sup>61</sup> Als Ursache für diesen Prozess der Schemabildung und Kategorisierung nennt Hinton den Umstand, dass die 'wahre Umgebung' zu komplex ist, um sie in ihrer Gesamtheit zu verstehen, und dass der Mensch sie aus diesem Grunde in leichter zu verarbeitende Einheiten unterteilt. Stereotypisierung ist einer der Vereinfachungsprozesse, die es dem Menschen erlauben, mit seiner Umwelt umzugehen.<sup>62</sup> Hinton definiert den Begriff des Stereotypen als “essentially linguistic behaviours. They are descriptions of others that we express through language.”<sup>63</sup> Sie dienen zur Vereinfachung der Diversität von Individuen, indem sie Kategorien erstellen. Indem wir andere Menschen in Kategorien einordnen, die bestimmte Attribute enthalten, können wir spezifische Aussagen über diese Menschen machen sowie ihr Verhalten bis zu einem gewissen Grad voraussagen.<sup>64</sup> Die Stereotypisierung erfolgt in drei Schritten: erstens der Identifikation einer Personengruppe als spezifische Kategorie, zweitens der Zuordnung von einer Reihe von Charakteristika zu dieser Gruppe und drittens der Attribution dieser Charakteristika auf jedes Mitglied der Personengruppe. Dieser Prozess führt notwendigerweise zu einer Überverallgemeinerung, da allen in diesem Sinne typisierten Personen exakt die gleichen Merkmale zugeschrieben werden.<sup>65</sup> Man unterscheidet generell zwischen zwei verschiedenen Arten von Stereotypisierung: der sozialen und der persönlichen. Unter sozialer Stereotypisierung versteht man den Blick einer sozialen Gruppe auf eine

---

<sup>59</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.59

<sup>60</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.59

<sup>61</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.63

<sup>62</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.66

<sup>63</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.77

<sup>64</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.81

<sup>65</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.66

andere, während die persönliche Stereotypisierung den Blickwinkel eines Individuums in bezug auf eine Personengruppe beschreibt.<sup>66</sup> Wendet man dieses Schema auf die hier vorliegenden vier Autoren an, so kann im Falle der Wahrnehmung der Ureinwohner in erster Linie von einer sozialen Stereotypisierung ausgegangen werden. Jeder der Reisenden sah die Indianer in erster Linie aus französischer beziehungsweise englischer und generell europäischer beziehungsweise christlicher Sicht. Natürlich kann nicht ignoriert werden, dass alle Autoren neben der sozialen Sicht auch eine Einordnung auf persönlicher Basis vornahmen, jedoch ist dieser Teil nur schwer zu bestimmen, da der personelle Hintergrund sich weitgehend der Kenntnis und somit der Interpretation entzieht.

Die Einteilung von Personen findet nach Hinton auf der Basis ihrer Stellung in einem sozialen System statt. Dieses kann sowohl auf Religion, Geschlecht, Nationalität, Alter, Hautfarbe und Besitz als auch auf diversen andern Aspekten basieren und erweckt im Individuum bestimmte Erwartungen in Bezug auf Verhalten und Charakteristika der typisierten Gruppe. Die Rolle einer Person wird bei diesem Vorgang quasi vorgegeben, d.h. sie wird auf die Person projiziert und nicht von der Person selbst angestrebt oder angenommen.<sup>67</sup> Die Stereotypisierung von Personen und Personengruppen trägt zweifelsohne diverse Fehler in sich, derer man sich bewusst sein muss, um die Gültigkeit von Stereotypen beurteilen zu können. Für Hinton ist einer der größten Fehler

the assumption that differences between groups arise from characteristics of the group rather than from environmental conditions: a person attributes a group's lack of material wealth to personality characteristics such as laziness rather than to the social conditions within which they live.<sup>68</sup>

Diese Anmerkung erklärt die Behauptungen der Entdecker, die Indianer seien das ärmste Volk, das ihnen je begegnet sei, und ihre Armut sei ihrer angeblichen Faulheit zuzuschreiben. Anstatt den ihrer Meinung nach herrschenden Mangel an Besitz der Ureinwohner auf ihre Umwelt und Lebensform zurückzuführen, sahen die Europäer ihn als Ergebnis von Sorglosigkeit und Faulheit an. Hinton spricht in diesem Zusammenhang von *internal attribution*, derzufolge bestimmte Verhaltensweisen bei Mitgliedern einer Gruppe auf die Personen selbst bezogen wird, anstatt den Grund in ihrer Umwelt zu suchen (*external*

---

<sup>66</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.67

<sup>67</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.67-68

<sup>68</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.68

*attribution*).<sup>69</sup> Mit diesem Vorgehen werden Vorurteile über Charaktereigenschaften der Indianer zementiert.

Des weiteren beobachtet Hinton, dass “the holder of the stereotype blames the characteristics of the group for the hostility he or she holds towards that group”<sup>70</sup> Auch dieses Phänomen läßt sich in den Berichten der französischen und englischen Autoren finden. Das Scheitern der übersteigerten Erwartungen sowie das Gefühl der zahlenmäßigen Unterlegenheit gegenüber den Ureinwohnern trugen entscheidend zur vorherrschenden Abwehrhaltung der Europäer bei, die jedoch niemals auf die eben genannten Gründe, sondern grundsätzlich auf charakterliche Eigenschaften der Indianer zurückgeführt wurde. Zwei häufig mit den Indianern in Verbindung gebrachte Charakterzüge waren, dass sie verräterisch und unehrlich seien. Ausgehend von dieser Stereotypisierung erwarteten die Europäer ein solches Verhalten von allen Indianern und nahmen aufgrund dieser Vorannahme von vornherein eine negative Grundhaltung ein. Diese sich selbst erfüllende Prophezeiung führte zu einem Teufelskreis: da von Indianern ein grundlegend negatives Verhalten erwartet und sie dementsprechend als potentielle Kriminelle angesehen wurden, reagierten diese zum Teil entsprechend, was die Europäer wiederum in der Richtigkeit ihrer Annahme bestätigte. Ein weiterer Grund für die negative Wahrnehmung und Darstellung der Ureinwohner war der Umstand, dass der Mensch automatisch und unterbewusst der Art von Informationen einen größeren Stellenwert gibt, die seine Theorie bestätigt, während gegenteilige Informationen vernachlässigt, herabgespielt oder ignoriert werden.<sup>71</sup> Als Folge wurden negative Eigenschaften oder Verhaltensweisen immer grundsätzlich auf die Gesamtheit der Indianer bezogen, während positive Charakterzüge auf Individuen beschränkt wurden.

Eine weitere wichtige Eigenschaft des Menschen, die es zu untersuchen gilt, ist sein Bestreben, sich einer Gruppe zuzuordnen und diese Gruppe gegen andere abzugrenzen. Dieses Bestreben ist Teil der Identitätsfindung und Selbstwahrnehmung des Einzelnen; wir brauchen Rollen, um uns selbst zu definieren. Diese können mit Familie, Beruf, Religion oder Nationalität zusammenhängen. Aus dieser Vielfalt an Rollen, die jedes Individuum einnimmt, wird ein Großteil Persönlichkeit gebildet. Es ist also für die Selbstbestimmung jedes

---

<sup>69</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.139

<sup>70</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.68

<sup>71</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.72

Einzelnen unabdinglich, sich als Mitglied mindestens einer Gruppe anzusehen und sich und die eigene Gruppe gegen andere abzugrenzen, wobei die eigene Gruppe grundsätzlich als besser angesehen wird. Hinton beschreibt dies als *social identity theory* und unterscheidet zwischen *in-group* (der eigenen) und *out-group* (anderen Gruppen).<sup>72</sup> Auch diese Abgrenzung dient der Identitätsfindung, was die grundsätzlich positive Eigeneinschätzung erklärt. Ein solches psychologisches Grundverhalten findet sich in allen Reiseberichten und erklärt, warum sowohl die Engländer als auch die Franzosen die Indianer als kulturell unterlegen ansahen. Dies begründete sich nicht nur auf dem empfundenen Entwicklungsrückstand der Ureinwohner, sondern diente auch der Selbstbestätigung. Andersherum sahen die Indianer auch die Europäer als 'minderwertig' und unterlegen an. Die unterbewusst erfolgende Abgrenzung ließ dennoch positive Erkenntnisse über die jeweils andere Kultur zu, d.h. die Wahrnehmung wurde nicht nur negativ beeinflusst. Man kann den Berichten eine gewisse Unsicherheit und Beunruhigung entnehmen, die aus der Konfrontation mit der angeblich einfachen, aber nichtsdestoweniger effektiven Gesellschaftsordnung der Indianer herrührte. Die Tatsache, dass die Indianer auch ohne Geld und Justiz gut auskamen, führte zu der unbequemen Erkenntnis, dass die europäische Gesellschaft nicht unbedingt ideal war. Die Erkenntnis, dass die eigene 'Gruppe' nicht unfehlbar war, mag zum Verständnis und zur späteren, sich im Bild des edlen Wilden manifestierenden Bewunderung der Ureinwohner beigetragen haben, im Großen und Ganzen jedoch nahm keiner der hier behandelten Autoren an, dass die indianische Gesellschaft der eigenen überlegen sein könnte.

Abschließend kann gesagt werden, dass der Mensch Kategorisierungen benötigt, um seine Umwelt zu verstehen. Ohne Kategorien wäre die Welt ein unvorhersehbares und unkontrollierbares Chaos; die Bildung von Personen- und Kategoriengruppen gibt dem Menschen Sicherheit und Orientierung. Die Kategorisierung und somit auch Stereotypisierung der Indianer war also ein natürlicher Vorgang, der es den Europäern erlaubte, das neu Erlebte in den eigenen Horizont zu integrieren und zu verarbeiten. Abgesehen von diesem natürlichen Wunsch zu verstehen gab es den Drang, die Indianer möglichst schnell zu europäisieren, um sie einschätzbarer und somit beherrschbarer zu machen. Das Überleben der Europäer auf dem nordamerikanischen Kontinent hing zu großen Teilen von einer möglichst zügigen und

---

<sup>72</sup> Perry R. HINTON: *The Psychology of Interpersonal Perception*, S.73-74

erfolgreichen Assimilierung der Ureinwohner ab, wozu die Missionierung beitragen sollte. Bekehrung erschien als das sicherste Mittel zur Anpassung und Kontrolle.

Im anschließenden Teil soll zur Untersuchung der Fremdwahrnehmung eine Definition des Fremden gegeben werden.

## **5.2 Die Definition des Fremden**

*”Fremdheit ist keine Eigenschaft, auch kein objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen, sondern die Definition einer Beziehung.”*

Alois Hahn: Die soziale Konstruktion des Fremden, 1994

Ehe wir uns der Fremdwahrnehmung in Reiseberichten zuwenden können, ist es zunächst wichtig zu klären, was man unter Fremdheit versteht, um eine einheitliche Basis für die folgenden Untersuchungen zu schaffen.

Die im oben erwähnten Zitat angesprochene Beziehung zwischen zwei oder mehreren Personen oder Gruppen sowie die Merkmale, an denen Fremdes gemessen wird, sollen im folgenden Abschnitt behandelt werden. Das Fremde kann in vielfältiger Form auftreten: als Person, als Land oder Gebiet oder als Tatsachen- bzw. Objektbereich, der unbekannt ist. Alle diese Formen stellen hierbei etwas Unbekanntes dar, etwas, was die eigene Person und damit die eigene Kultur in Frage stellt, etwas, das Unsicherheit erzeugt, weil es sich dem eigenen Wissen und somit dem Verständnis entzieht. Fremdheit ist also die Konfrontation mit dem Unvertrauten. Auf alle Formen des Fremden einzugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, der Schwerpunkt soll hierbei daher ausschließlich auf dem fremden Menschen liegen, in diesem Fall den Ureinwohnern Nordamerikas.

Beim Aufeinandertreffen von verschiedenen Völkergruppen ist stets eine Fülle von Unterschieden gegeben, es findet eine Konfrontation autonomer Systeme mit unterschiedlichen Entwicklungsgeschichten und –stadien statt. Entscheidend sind nicht die Unterschiede an sich, die jemanden zum Fremden machen, sondern die institutionalisierte Fremdheit, die zur Wahrnehmung und Dramatisierung von Unterschieden führt. Die

Bestimmung von Fremdem ist immer auch gleichzeitig eine Identitätsbestimmung, einmal der eigenen Person, gegen die das Fremde abgegrenzt wird, und zum zweiten der des Fremden, den es zu ergründen gilt. Je enger dabei die Grenzen der Selbstwahrnehmung gesteckt sind, desto eher stößt man auf sie. Michel Mollat beschreibt diesen Prozeß folgendermaßen: "le découvreur ressent sa propre individualité dans les différences qui lui permettent de percevoir l'individualité de l'autre; et vice-versa".<sup>73</sup> Für ihn ist die Wahrnehmung von Unterschieden die Schlüsseletappe in der Entdeckung des Fremden. Antoni Maczak stimmt mit dieser Ansicht überein, wenn er schreibt: "Contrasts between the home world and the visited one, different patterns of consumption and dress, strange customs and landscapes – all this compels the traveller to reflections".<sup>74</sup> Fremderfahrung gilt somit als Erweiterung und Veränderung, aber auch als Bedrohung des eigenen Weltbildes. Diese Reflexionen über die fremde sowie die eigene Kultur sind beunruhigend, da sie Sachverhalte in Frage stellen und neue Vorgehensweisen vor Augen führen. Für Alois Hahn ist Fremdheit gleichzeitig auch "ein [...] konfliktreich definierter sozialer Status", das heißt, es findet immer auch eine Wertung des Anderen statt.<sup>75</sup> Wie diese Wertung ausfällt, ist nicht vorhersagbar; da das Fremde jedoch meistens Angst oder zumindest Misstrauen hervorruft, findet in den meisten Fällen eine negative Wertung statt. So spricht man beispielsweise in vielen Fällen dem Umfeld, in dem der Fremde sich bewegt, die Eigenschaften ab, die dem eigenen Empfinden nach Menschlichkeit ausmachen. Die Kluft zwischen beiden Seiten wird somit oft unüberbrückbar. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn wenn beide am Kulturkontakt beteiligten Parteien zuvor nur wenig oder gar keine Erfahrung im Umgang mit Fremden hatten, da das Element des Schocks hinzukommt. Fremdheit wird hierbei nicht so sehr als eine Eigenschaft, sondern vielmehr als "eine die eigene Identität herausfordernde Erfahrung"<sup>76</sup> angesehen, sie ist immer ein historisch gebundenes Phänomen, da "die jeweilige personale und soziale Identität [...] erst die Fremdartigkeit des Anderen hervorruft".<sup>77</sup>

---

<sup>73</sup> Michel MOLLAT: "L'altérité, découverte des découvertes", in: Jean CÉARD et al.: *Voyager à la Renaissance*, Colloque de Tours, 1983, (Paris, 1987), S.306.

<sup>74</sup> Antoni MACZAK: "Renaissance Traveller's Power of Measuring", in: Jean CÉARD et al.: *Voyager à la Renaissance*, (Paris, 1987), S.245.

<sup>75</sup> Alois HAHN: Die soziale Konstruktion des Fremden, in: Walter M. Sprondel (Hrsg.): *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion*, Suhrkamp, 1994, S. 151.

<sup>76</sup> Anne FUCHS/ Theo HARDEN; *Reisen im Diskurs*, Heidelberg (1995), S.56

<sup>77</sup> Anne FUCHS/ Theo HARDEN; *Reisen im Diskurs*, S.56

Die zur Bestimmung von Fremdheit benützten Kriterien beinhalten oft nichts Individuelles, sondern generelle Merkmale wie beispielsweise Rasse oder Religion, Hautfarbe und Sozialgefüge. Fremdheit ist also niemals tatsächlich Merkmal einer einzelnen Person oder Personengruppe, sondern immer die Typisierung einer allgemeinen Vorstellung.

Der Fremde übernimmt hierbei eine mehrschichtige Rolle: die des Unbekannten, der sowohl potentieller Freund wie Feind sein bzw. werden kann, und dessen Welt immer bis zu einem gewissen Grad außerhalb der eigenen liegt. Der erste Versuch, mit diesem Anderssein umzugehen, besteht zumeist darin, den anderen zu etikettieren, das heißt, ihm gewisse Attribute zuzuordnen. Inwieweit diese Attribute letztendlich zutreffen, sei dahingestellt. In den meisten Fällen spiegeln sie jedoch nicht die wahren Umstände wider und führen durch die Bildung von Stereotypen zu erheblichen Schwierigkeiten beim Kontakt. Ungenauigkeiten bei der Benennung ergeben sich daraus, dass das Fremde oft zu neu ist, um es in exakte Worte fassen zu können. In dem Bemühen zu beschreiben ist der Mensch auf seinen eigenen beschränkten kulturellen Wortschatz angewiesen, und aus diesem Umstand ergeben sich oft Ungenauigkeiten, die bei der Etikettierung des Fremden entstehen. Der Vorgang der Etikettierung selbst ist jedoch nicht zu umgehen, da er dem Beobachter eine gewisse Hilfe bei der Einordnung des Neuen bietet. Was man benennen kann, wird vertrauter, man kann es einschätzen, mit ihm umgehen. Die Benennung bildet den ersten Schritt zum Kennenlernen und letztendlich zur Vertrautheit.

Obwohl man aufgrund der Reiseberichte nur die Perspektive der Eroberer kennt, kann mit Sicherheit gesagt werden, dass die ersten Begegnungen von den unterschiedlichsten Gefühlen auf beiden Seiten geprägt waren: von Zweifeln, Angst, Neugier und Misstrauen. Das Fremde hat also ganz klar einen ambivalenten Charakter, es ist gleichzeitig faszinierend und erschreckend:

Das Fremde scheint einerseits immer wieder als Verlockung, als Aufbruch aus belastenden Gewohnheiten und Routinen, als Bereicherung und Anregung, als spannend und aufregend [...]. [...] andererseits wird der Fremde als Bedrohung wahrgenommen, wenn nicht gar als potentieller Feind.<sup>78</sup>

Bei der Betrachtung ganzer gesellschaftlicher Gruppen erhöht sich die Schwierigkeit der Wahrnehmung einzelner Aspekte, da dem Individuum nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt wird. Verallgemeinerungen sind in solch einem Falle nicht zu vermeiden, wie man noch am

---

<sup>78</sup> Anne FUCHS / Theo HARDEN: *Reisen im Diskurs*, S. 151f.

Beispiel der vier Autoren sehen wird. Die Indianer wurden oft nicht als Individuen, sondern nur in ihrer Gruppenzugehörigkeit betrachtet. Dementsprechend wurden sowohl positive als auch negative Eigenschaften immer sofort der gesamten Gemeinschaft zugesprochen. Die negativen Aspekte überwogen hierbei zumeist, da das Fremde als Unbekanntes immer eher mit Misstrauen als mit Sympathie betrachtet wurde. Unter diesen Vorgaben war ein friedliches und kommunikatives Miteinander erschwert, zumal dieser Vorgang immer auf beiden Seiten stattfindet und somit jede Partei die andere eher als Feind denn als Freund anzusehen pflegt.

Die Erschütterung der eigenen Kultur und Weltanschauung durch fremde Werte zieht tiefgreifende Folgen nach sich, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, denn Kultur bildet unter anderem die Basis für soziale Normen, Rollen, Verhaltensmuster und Traditionen. Der Mensch kennt die eigene Kultur und definiert sich über ihre Grenzen; wird er aber plötzlich mit gänzlich neuen Gesellschaftsformen konfrontiert, die offenbar genauso gut oder gar besser funktionieren als die eigenen, so muss er zwangsläufig an der Unantastbarkeit der eigenen Werte zweifeln, an deren allgemeine Gültigkeit er bislang geglaubt hat. Als Reaktion auf diese Konfrontation erfolgt im Allgemeinen eine Einteilung des Neuen in richtig und falsch, wobei dies immer an der eigenen Kultur gemessen wird. Die unbekannt Elemente der fremden Kultur werden hierbei aus Mangel an Verständnis oder Erklärungsmöglichkeiten oft von eigenen gedanklichen oder sozialen Strukturen überlagert. Zu ihnen gehören beispielsweise das soziale Gefüge und die Verteilung von Rollen. Sie werden vom jeweils anderen mit den eigenen verglichen oder vorausgesetzt. In diesem Fall bedient sich der Mensch mentaler Schablonen, um das Neue besser erfassen und einordnen zu können; im Fall der hier untersuchten Autoren findet dies zum Beispiel unter anderem anhand der Übertragung von Konzepten eigener Herrschaftsstrukturen statt: die Anführer der jeweiligen Stämme wurden in Ermangelung von Kenntnissen über indigene Rangbezeichnungen und deren Bedeutungen wahlweise als Kapitäne oder Könige bezeichnet. Man verwendete also die im eigenen Kulturkreis bekannten Titel sozial hochstehender Personen und wendete diese auf die Eingeborenen an.<sup>79</sup> Diese Anwendung sozialer Schablonen führte zwar zu Stereotypen, diente aber in erster Linie dazu, dem Fremden einen Namen zu geben und es somit beherrschbar

---

<sup>79</sup> siehe auch S. 57 f

machen zu können. Es verlor durch seine Anpassung an bekannte Denkmuster seinen Schrecken, und konnte gedanklich leichter verarbeitet werden. Thomas Hahn bemerkt hierzu:

both [the American natives and the Europeans] interpreted the newcomers and their goods in terms of traditional categories. Everyone involved was concerned to fit these other people and their trappings into their own sense of the normal. [...] As writers who ventured to America struggled to report their authentic experience of Indian cultures, they communicated a picture of graceful figures who presented themselves in ways that recognized and preserved all the distinctions English society considered important.<sup>80</sup>

Wie bereits am Beispiel der Benennung von hohen Würdenträgern ersichtlich wird, war ein Großteil der Berichterstattung von kulturellen Vorannahmen und kulturell bedingten Wahrnehmungsmustern gefärbt, auf die im weiteren näher eingegangen werden soll.

### **5.3 Wahrnehmungsmuster und kulturelle Vorannahmen**

Nachdem eine Definition des Fremden gegeben worden ist, sollen nun kulturelle Vorannahmen, Wahrnehmungsmuster, Weltbilder und die Projektion eigener kultureller Merkmale auf die fremde Kultur untersucht werden. In allen Berichten findet sich diesbezüglich extensives Material, das, von den Autoren unbeabsichtigt und unbewusst, viele Rückschlüsse auf ihren eigenen Hintergrund zulässt<sup>81</sup> und zeigt, dass es ihnen quasi unmöglich war, die Ureinwohner in einem objektiven Licht zu sehen. Bevor mit der Untersuchung dieser Faktoren begonnen werden kann, soll jedoch zunächst eine erweiterte Definition von Kultur als Basis der folgenden Untersuchungen gegeben werden. Maureen Guirdham erwähnt eine im Jahre 1952 aufgestellte Definition des Begriffs Kultur, welche besagt, dass

---

<sup>80</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.75

<sup>81</sup> “ Early descriptions of alien peoples disclose more about the predispositions of the discoverers than about the discovered. Aus: Thomas HAHN: “Indians East and West: primitivism and savagery in English discovery narratives of the sixteenth century”, in: *The Journal of Medieval and Renaissance Studies*, 8 (1978): S. 77-114

Culture consists of patterns, explicit and implicit, of and for behaviour acquired and transmitted by symbols, constituting the distinctive achievements of human groups, including their embodiments in artifacts; the essential core of culture consists of traditional (that is historically derived and selected) ideas and especially their attached values; culture systems may, on the one hand, be considered as products of action, on the other as conditioned elements of further action.<sup>82</sup>

Eine weitere von Guirdham angeführte Definition beschreibt Kultur wie folgt:

Culture emerges from differences in different human groups' historical experience – in the case of national or ethnic groups, for instance, this includes their historical, physical and climatic environment, their experience of conquering or being conquered, and their exposure to different religions or myths.<sup>83</sup>

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass “the members of a cultural system share a set of ideas, and, especially, values. These are transmitted [...] by symbols. Culture is produced by the past actions of a group and its members.”<sup>84</sup> Kultur ist also eine Sammlung von Erfahrungen, Vorstellungen und Werten, die von einer Gruppe von Menschen geteilt werden und die auf der Akzeptanz oder Ablehnung der Ideen, Vorstellungen und Erfahrungen ihrer Vorfahren basieren. Maureen Guirdham unterteilt in ihrem Werk *Communicating Across Cultures* Kultur in zwei Untergruppen: *surface culture* und *deep culture*. *Surface culture* benennt die Charakteristika einer Kultur, die für einen Fremden offensichtlich sind: Kleidung, Essen, Musik oder Kunst, aber auch unauffälligere Elemente wie Rollen und Normen sind einige Beispiele für Oberflächenkultur. *Deep culture* dagegen besteht aus den versteckten Elementen einer Kultur, die für das bloße Auge oft nicht sichtbar sind, z.B. “customs, worldview, language, kinship systems, social organization”<sup>85</sup>, Religion, Philosophie, Familientypen, Formen von Beziehungen und andere Untergruppen bilden zusammen die *deep culture*, die einem ständigen Wandel unterworfen und für Nichtmitglieder nur schwer zu erfassen ist. Dies ist unter anderem aus den Berichten der Europäer in Nordamerika

---

<sup>82</sup> Maureen GUIRDHAM: *Communicating Across Cultures*, Macmillan, London (1999), S.48

<sup>83</sup> Maureen GUIRDHAM: *Communicating Across Cultures*, S.52

<sup>84</sup> Maureen GUIRDHAM: *Communicating Across Cultures*, S.48

<sup>85</sup> Maureen GUIRDHAM: *Communicating Across Cultures*, S.50

ersichtlich, die abgesehen von offensichtlichen äußerlichen Unterschieden in Kleidung<sup>86</sup>, Nahrung und Waffen zunehmend versuchten, auch die unsichtbaren aber nicht weniger wichtigen Faktoren wie Religion zu erschließen, um einen vollständigeren Eindruck und somit einen Ansatz zur Interpretation und Beherrschung der indianischen Kultur zu erlangen:

What [the Europeans] were intent on doing was to see whether Indian society qualified for civil society according to the test of language, government, settled habitation and agriculture. In order to accomplish this, they interpreted what they saw to make it conform to European patterns. What is important [...] is not whether their reports were accurate but rather that they saw in Indian society the order and distinctions and regularity which they valued most of all.<sup>87</sup>

The writers [...] were consciously describing another society, one which was strikingly different from their own, but which was understandable and recognizable as a society by their own definition.<sup>88</sup>

Indianische Gesellschaften und Kulturen wurden demzufolge also als solche anerkannt, doch trotz dieser Anerkennung gab es zu viele verschiedene Elemente, die durch die Wahrnehmung der Europäer in ihrer Berichterstattung verzerrt wurden.

“Il ne vient à l'idée de personne de reprocher à une communauté de manquer de coutumes ou de conventions, mais si ces dernières ne sont pas éprouvées comme remontant à une très haute antiquité on dit que la communauté a peu (ou pas) de traditions.”<sup>89</sup>

Dieses Absprechen von Kultur aufgrund zivilisatorischer Unterlegenheit oder Unterentwicklung kann wiederholt im Laufe der Berichte Cartiers beobachtet werden. Dennoch verbrachte Cartier erstaunlich viel Zeit damit, sich über die Lebensgewohnheiten und Bräuche der Indianer zu informieren, vor allem während der langen Wintermonate, die die Franzosen zur Untätigkeit verdammt. Das Kapitel in seinen Aufzeichnungen, welches die Überschrift "Of the Manner of Life of the People of this Region; and of Some of Their Customs, Beliefs, and Habits" trägt, ist das längste überhaupt und zeugt so von der

---

<sup>86</sup> “Descriptions quickly moved on from Indian bodies to the clothes that covered them. Because attire played such a key role in maintaining categories in England, colonists assumed that Indian dress and hairstyles would be the society's most important markers”: Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.48

<sup>87</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.62

<sup>88</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.105

<sup>89</sup> SAPIR, E., *Anthropologie*, S. 172.

Wichtigkeit, welche die Lebensumstände der Eingeborenen für den französische Kapitän hatten, der sich um des Überlebens seiner Kolonie willens an die Lebensumstände der Eingeborenen anpassen musste. Angesichts seiner offiziellen Mission, die nichts mit der Erforschung der Indianer zu tun hatte, ist dies eine wichtige Tatsache.

Die anfängliche Überzeugung, die Indianer seien ohne jegliche Kultur, Kunst und Religion, wich allmählich einer Erkenntnis, dass diese sehr wohl existierten, obwohl sie die Europäer oft mit Erstaunen, Herablassung oder Ablehnung bis hin zu Ekel und Entsetzen füllten. Nichtsdestotrotz war Cartier der erste Europäer, der präzise Angaben über die Bräuche und Religion der Irokesen machte und diese seinen Zeitgenossen vermittelte.

Nach der Definition von Kultur soll im folgenden Abschnitt der Charakter der zwischen den Europäern und den Indianern stattfindenden *Kulturkontakte* näher untersucht und determiniert werden. Urs Bitterli benennt drei Grundformen des Kulturkontakts: die *Kulturberührung*, den *Kulturzusammenstoß* und die *Kulturbeziehung*.<sup>90</sup>

Unter *Kulturberührung* versteht man einen zeitlich begrenzten, erstmalig stattfindenden oder stark unregelmäßigen Kontakt einer Gruppe, in diesem Fall von Europäern, mit Mitgliedern einer für sie fremden Kultur. Vor allem die frühen Kontakte zwischen Europäern und Indianern, in diesem Fall die Kontakte Cartiers mit den Irokesen, fallen in diese Kategorie. Weitere Kennzeichen neben der Kürze und dem Zufallscharakter dieser Begegnungen sind die rudimentären Kommunikationsmethoden, meist auf Zeichensprache und Mimik beschränkt, sowie der Austausch von Geschenken. Letzteres geschieht dabei nicht etwa, um eine Allianz herzustellen, sondern um die gegenseitige Annäherung zu erleichtern. Kulturberührungen fanden fast immer in einer freundlichen, von Neugierde bestimmten Atmosphäre statt und liefen nach einem ähnlichen Muster ab. Man näherte sich einander mit Zeichen der friedlichen Absicht, tauschte Geschenke aus und, in Falle der Europäer, nahm bestimmte Zeremonien zur Besitzergreifung des Landes vor. Ein typisches Beispiel einer Kulturberührung findet sich im Bericht Champlains. Im Zuge des Kontaktes werden Geschenke ausgetauscht, es findet ein Informationsaustausch mit Hilfe von Zeichensprache und Zeichnungen statt.<sup>91</sup> Nur selten verdarben die Europäer durch Versuche der Einschüchterung, Gewalt und Waffengebrauch diese Kontakte. Urs Bitterli bemerkt hierzu:

---

<sup>90</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.17

<sup>91</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.76

Auch wenn im ersten Auftreten der Europäer der spätere Konflikt meist schon angelegt war, darf festgehalten werden, dass die Kulturberührung in der Regel nicht nur durch beidseitige Friedfertigkeit gekennzeichnet war, sondern auch eine Periode gegenseitiger Annäherung darstellte, die für alle Beteiligten überaus anregend, unterhaltsam, ja beglückend verlaufen konnte.<sup>92</sup>

Die Europäer setzten allerdings bei Gelegenheiten wie diesen ihren Wissensvorsprung und ihre technologische Überlegenheit gezielt dazu ein, sich Respekt oder den Anschein von übernatürlichen Wesen zu verschaffen. Die Eingeborenen hielten die Fremden jedoch nur so lange für Wesen mit übernatürlichen Kräften, als diese ihre Sterblichkeit nicht zu erkennen gaben.

Die Dauer von Kulturberührungen “war abhängig vom Grad des kolonialen Engagements der Mutterlandes, von den Distanzen sowie der Zugänglichkeit der Küsten und Territorien”<sup>93</sup>, währte generell aber deshalb nicht lange, weil sich mit der Zeit und fortschreitendem Umgang miteinander eine neue Form des Kontaktes etablierte. Dabei konnte es sich entweder um eine *Kulturbeziehung*, oder aber einen *Kulturzusammenstoß* handeln. Die Kulturbeziehung basiert hierbei auf einem friedfertigen Miteinanderauskommen, bei dem beide Seiten in gegenseitiger Abhängigkeit zueinander stehen und sich einander anpassen, während der Kulturzusammenstoß die kulturelle Existenz des militärisch und machtpolitisch schwächeren Partners bedrohte und seine physische Existenz gefährdete oder gar auslöschte. [...] Ausschlaggebend für den Verlauf waren die geographische Situation und das Machtgefälle zwischen den Kulturen.<sup>94</sup>

Die Ursachen für den Kulturzusammenstoß laufen auf zwei Hauptgründe hinaus: sie basierten erstens auf dem Gefühl der Bedrohung, welches die fremde Kultur angesichts der Übernahme in diesem Fall durch die Europäer empfand, und zweitens auf der Tatsache, dass der in der Kulturberührung etablierte Respekt voreinander und das Vertrauen zueinander verloren gegangen waren. Es ist bezeichnend für die völlig ethnozentrische Deutung der Kulturkontaktsituation durch die Europäer, dass sie weder die Folgen ihres Auftretens abzuschätzen vermochten noch erkannten, wie prekär die geschaffene Respekts- oder Vertrauensbasis in der Regel war – dieser Umstand erklärt die Tatsache, dass die

---

<sup>92</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt- Neue Welt*, S.26

<sup>93</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.27

<sup>94</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.27

Reiseberichterstatter den Kulturzusammenstoß fast immer als überraschend erlebten und mit dem diskriminierenden Etikett des Verrats versahen.<sup>95</sup>

Der stärkste Konflikt, der die Beziehungen zwischen Europäern und Indianern beeinflusste, war zweifelsohne die Tatsache, dass die Europäer ihre Anwesenheit auf dem neuen Kontinent nie als unerwünscht und ihren Einfluss auf die Indianer nie als negativ ansahen. Franzosen, Engländer und alle anderen Nationen fühlten sich nicht etwa als Eindringlinge, sondern sahen sich als Herolde von Zivilisation, Kultur und Religion, deren Kommen von den Eingeborenen nur begrüßt werden konnte. Der Gedanke, sie könnten unwillkommen sein, war ihnen selbst dann noch fremd, als die Stimmung zu ihren Ungunsten umschlug und Aufstände aufflammten. Dieser Stimmungsumschlag wurde von den Europäern immer mit dem Verrat der Indianer und nie mit dem eigenen Verhalten bzw. der eigenen Gegenwart in Amerika begründet.<sup>96</sup> Der Grundgedanke der Selbstwahrnehmung der Europäer war der von Erlösern, die den Indianern den rechten Weg zeigen würden, wobei immer davon ausgegangen wurde, dass der Glaube und die Lebensweise der Indianer im Vergleich zu den jeweiligen europäischen Konzepten nur falsch und ungültig sein konnten. So merkt Champlain beispielsweise in seinem Werk an: "I think that if any one would show them how to live [...] they would learn very well."<sup>97</sup> Die Lebensweise der Indianer wurde mit der größten Selbstverständlichkeit als falsch bezeichnet und mit der selben Selbstverständlichkeit gingen die Europäer davon aus, sie ersetzen zu müssen. Existierende Konzepte und Modelle von Gesellschaftsstrukturen, Glauben und Herrschaftsformen wurden entweder nicht wahrgenommen, weil sie den europäischen Modellen nicht entsprachen<sup>98</sup>, oder sie wurden aus dem selben Grund als falsch abgetan. So findet sich in Champlains Berichten eine Textstelle, in der er einige Merkmale eines Stammes beschreibt, mit dem eine sprachliche Kommunikation nicht möglich war. Trotz dieser Unmöglichkeit, sich zu verständigen und der Kürze des Aufenthaltes stellt Champlain fest, der Stamm hätte weder Gesetze noch Religion.<sup>99</sup> Die Bereitwilligkeit, mit der sich die Europäer anmaßen, über die ihnen bisher unbekanntem Ureinwohner ihr Urteil zu fällen, erstaunt zunächst. Man muss sich jedoch vor

---

<sup>95</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.29

<sup>96</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.29

<sup>97</sup> H.P. BIGGAR: *The works of Samuel de Champlain*, S.110

<sup>98</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.111

<sup>99</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France occidentale*, S.85.

Augen führen, dass es den Europäern nie in den Sinn kam, sich den Indianern auf einer anderen Basis als der der überlegenen, weil zivilisierten Partei zu nähern. Zudem war das einzige ihnen bekannte gültige Wertesystem das eigene, das sie so sehr verinnerlicht hatten, dass sie sich außerstande sahen, Fremdes außerhalb dieses Rahmens zu beurteilen. Sie bedienten sich der “tradierten Erfahrungsmodi als Ordnungsschemata, die notwendig sind, die Welt [zu] gliedern, sie verständlich [zu] machen, vorhersehbar und somit in gewissem Sinne beherrschbar”.<sup>100</sup>

Was die Beziehungen der Engländer und Franzosen mit den nordamerikanischen Ureinwohnern betraf, so durchliefen diese alle drei Stadien des Kulturkontakts: beginnend mit der noch freundlich verlaufenden Kulturberührung, während der sich beide Seiten über die andere informierten und ein Bild machten, über die – im Regelfall immer nur kurz existierende - Kulturbeziehung, welche die Handels- und Allianzphase beinhaltete, bis hin zum in allen Fällen unvermeidlichen Kulturzusammenstoß, der die Beziehungen langfristig ruinierte und zu gegenseitigem Blutvergießen führte.

Kulturkontakte führen zu Veränderungen der am Kontakt beteiligten Kulturen. Bentley merkt hierzu in seiner Untersuchung *Cross-Cultural Contacts* an:

[cross-cultural] encounters naturally occasioned a great deal of conflict, since the parties involved often held different or even contradictory expectations concerning their proper relations and the results of their interactions. Quite apart from inspiring conflict, however, cross-cultural encounters served as remarkably effective agents of change in the pre-modern world. They encouraged the spread of technologies, ideas, beliefs, values, religions, and civilizations themselves. They challenged the cultural identities of all parties engaged in encounter, and sometimes they even resulted in the destruction of established cultural traditions. Yet they also presented opportunities for peoples to reaffirm or redefine their cultural traditions.<sup>101</sup>

Bezieht man diese Aussage auf die Kulturkontakte zwischen Europäern und Indianern in Nordamerika, so wird klar, dass der Kontakt neben den bereits ausführlich beschriebenen Konflikten und Missverständnissen auch eine Möglichkeit für beide Seiten bot, Neues in die jeweils eigene Kultur aufzunehmen. Dies geschah nicht nur im Bereich von Werkzeugen, Jagdmethoden und Kleidung, sondern auch durch die Aufnahme indianischer Worte in die

---

<sup>100</sup> Anne FUCHS/ Theo HARDEN (eds.): *Reisen im Diskurs*, S.57

<sup>101</sup> Jerry H. BENTLEY: *Cross-Cultural Contacts and Exchanges in Pre-Modern Times*, New York (1993), S.5

französische und englische Sprache, die bis heute erhalten sind, wie beispielsweise Kanu, Tipi und Kanada. Trotzdem darf nicht außer acht gelassen werden, dass die Indianer durch den Kontakt mit Europa letztendlich mehr verloren als gewannen, doch generell muss anerkannt werden, dass beide Seiten einen Prozess durchliefen, der die Chance zur Erweiterung des jeweiligen kulturellen Wissens vergrößerte.

Ein nicht zu unterschätzendes Problem innerhalb dieses Prozesses war jedoch, dass die Europäer nicht dazu in der Lage waren, unvoreingenommene Urteile über das, was sie sahen, zu bilden. Dieses Problem bei der gegenseitigen Wahrnehmung und Wertung auf der Basis eigener Bräuche und Gewohnheiten bestand darin, dass das, was den Europäern normal erschien, die Indianer abstieß und umgekehrt. Die beiden Kulturkreise waren einander zu fremd, als dass man Gemeinsamkeiten gefunden hätte, die ein Verständnis leichter gemacht hätten. Zu vieles von dem, was man über den Fremden lernte, wurde entweder als primitiv oder abstoßend empfunden und somit entweder belächelt oder verurteilt. Wie die Kulturkontakte stattfanden und wie die gegenseitige Wahrnehmung und Einschätzung vonstatten ging, soll im folgenden dargestellt werden.

Wie bereits im vorangegangenen Abschnitt erwähnt, verliefen die Kulturkontakte in Nordamerika nach einem gemeinsamen Muster. In ihrem Verlauf hatten alle Beteiligten zunächst die Gelegenheit, sich gegenseitig in einer freundlichen, wenngleich von Vorsicht geprägten Atmosphäre wahrzunehmen und sich eine Vorstellung voneinander zu bilden. Was genau das Ergebnis dieser Wahrnehmung war, wie sie ablief und wovon sie beeinflusst wurde, soll nun näher untersucht werden.

Zunächst ist festzuhalten, dass Wahrnehmung immer ein beidseitiger Prozess ist und dass demnach nicht nur die Europäer sich ein neues Bild des Fremden schaffen mussten. In seinem Werk *Natives and Newcomers* bestätigt James Axtell, dass nicht nur die Europäer, sondern auch die nordamerikanischen Ureinwohner bei der gegenseitigen Wahrnehmung auf einen reichen Schatz an Erfahrungen, Vorstellungen und Geschichten zurückgreifen konnten:

Before the ‘barbarians’ of Europe and America actually met, they each had some notion of what the ‘other’ would probably be like. Thanks to their own recent experience of peoples and places [...], Europeans had a rich “cabinet of curiosities”, accumulated over many centuries on three continents [...]. Beneath this growing knowledge of cultures and geographies lay a bedrock of ancient precedent – the Old and New Testament and the classical heritage [...] recently

regained by the scholars of the Renaissance – and an even denser stratum of medieval legend.<sup>102</sup>

Doch auch dieser Wissens- und Erfahrungsvorsprung ermöglichte es den Europäern nicht, andere Völker unvoreingenommen wahrzunehmen: “The explorers reported on what they saw, and their field of vision was framed by the imaginary landscape as much as by the real.”<sup>103</sup> Thomas Hahn ergänzt: “To Europeans, ‘others’ might appear in an infinite variety of shapes, hues, and habits, but they were always and distinctly unlike Europeans and, for the most part, therefore regarded as inferior.”<sup>104</sup> Die Indianer wiederum, so Axtell,

were prepared by experience to see in ‘others’ largely faithful reflections of themselves or of the anthropomorphic deities who populated their pantheons. [...] their human experience was limited solely to other Indian peoples, so their ethnographic categories appear to have been relatively few<sup>105</sup>

Trotz ihrer Tendenz, die Europäer in den eigenen Wahrnehmungshorizont zu integrieren, waren die Indianer sich jedoch stark der Fremdartigkeit der letzteren bewusst, was sich in ihrer Wortwahl für die Bezeichnung der Europäer ausdrückt. Bei Smith findet sich der folgende Beleg: “Uttasantasough, which we [the English] interpret Stranger, for so they call us.”<sup>106</sup> Ob sich die nordamerikanischen Ureinwohner aufgrund dieser Unerfahrenheit im Umgang mit Fremden im Nachteil befanden oder ob ihre unvoreingenommene Sichtweise ihnen eine bessere Perspektive erlaubte, ist schwer zu bestimmen. Die Konfrontation mit völlig neuen gesellschaftlichen, religiösen und politischen Konzepten zwang Europäer zudem dazu, althergebrachte Meinungen und Vorstellungen über die eigene Kultur in Frage zu stellen, was ihnen verständlicherweise nicht leicht fiel.

As colonists and native peoples observed each other, they also thought in novel ways about their own identities. Because of the fundamental changes native societies faced, they were altering the way they thought about themselves<sup>107</sup>

---

<sup>102</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.18

<sup>103</sup> Thomas HAHN: “Indians East and West”, S. 91

<sup>104</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.19

<sup>105</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.19

<sup>106</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.134

<sup>107</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off in Early America*, London (2000), S. 4

Die Indianer sahen sich unzweifelhaft mit der größeren Herausforderung konfrontiert, da dies ihr erster Kontakt mit fremden Menschen war, während eine solche Situation an sich den Europäern bereits bekannt war. Diese Tatsache hatte weitgreifende Auswirkungen auf das Denken der Ureinwohner. Bis zur Ankunft der Weißen hatten der Überlieferung nach die nordamerikanischen Ureinwohner beispielsweise aus Mangel an Kontakten mit der Außenwelt kein Wort für Menschen, die keine Indianer waren, da sie keinerlei Abgrenzung außer der zwischen verschiedenen Stämmen benötigten. Der Kulturkontakt mit Europa zwang sie dazu, ihr Denken zu revidieren und sich selbst in einem anderen Licht zu sehen. Jeder Mensch macht in einem solchen Prozess den eigenen kulturellen Hintergrund zum Maßstab für sein Selbstbildnis und für die Einschätzung anderer. Der Gedanke, dass es Gesellschaftsformen gab, die den eigenen in keinster Weise ähnelten und dennoch zu funktionieren schienen, war für beide Seiten beunruhigend, da es die Richtigkeit und Allgemeingültigkeit des eigenen Systems in Frage stellte.

Urs Bitterli erinnert daran, dass nicht nur die Europäer, sondern vor allem die Eingeborenen einen Kulturschock durch die Ankunft der Fremden erlitten und sich gezwungen sahen, dieses Ereignis "in ihren Erfahrungshorizont einzuordnen". Er fährt fort:

Die Europäer hatten es in dieser Hinsicht erheblich leichter. Einerseits verfügte der Überseebewohner, dem sie begegneten, über keine unerklärlichen Fertigkeiten, und sie waren ihm militärisch überlegen; andererseits waren Kulturkontakte, etwa mit dem Islam, wichtiger Teil ihrer geschichtlichen Überlieferung und Welterfahrung.<sup>108</sup>

Für die Europäer waren die Indianer nur ein weiteres primitives Volk, das es zu christianisieren galt. Für die Indianer stellten die Europäer im Gegensatz dazu den Einbruch gänzlich unbekannter und vor allem unvermuteter Kulturen und Gesellschaften in ihre Welt dar, in der sie sich bisher alleine geglaubt hatten. Sie wurden nicht nur mit fremden Sprachen und Religionen, überlegener Waffentechnik und unvorstellbarer Technologie konfrontiert, sondern sahen ihre gesamte Existenz von den Fremden bedroht. Die Europäer hatten so gut wie keine Schwierigkeiten damit, die Indianer in bereits existierende Konzepte einzuordnen und neue Entdeckungen mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Vokabular und Erfahrungsschatz zu beschreiben, während die Ureinwohner sich zunächst, wie sie vermutlich dachten, übermenschlichen Wesen gegenüber sahen, deren Fähigkeiten die ihren bei weitem

---

<sup>108</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, München (1986), S.25

überstiegen. Nur der Umstand, dass die nordamerikanischen Ureinwohner über keine schriftliche Tradition verfügten, die uns heute Aufschlüsse über und Einblicke in ihre damalige Gefühlswelt und die Versuche, das Neue zu erklären und einzuordnen, hätte geben können, macht den Versuch der Interpretation der indianischen Seite nahezu unmöglich. Was bleibt, sind einige wenige mündlich überlieferte Eindrücke und Begebenheiten. Für den Rest bleibt nur, worüber die Reiseberichte der Europäer mehr oder weniger bewusst und wahrheitsgetreu Aufschluss geben.

Die Europäer sahen sich im Gegensatz zu den Indianern durch ihren klassischen und christlichen Hintergrund dazu in der Lage, wenigstens die Existenz neuer Völker zu akzeptieren, auch wenn deren Kultur unakzeptabel erschien:

Europeans still possessed within their own cultural tradition the mental equipment necessary for perceiving and recognizing alien societies. [...] Classical antiquity [...] also gave them the basic tools of inquiry for the investigation of other lands and peoples.<sup>109</sup>

Diese Fähigkeit, die Existenz anderer Völker zu akzeptieren, half den Europäern sehr im Umgang mit den nordamerikanischen Ureinwohnern.

There was a kind of resilience within Europe's cultural inheritance which helped to cushion the shock of what at first sight appeared a devastating refutation of long-cherished beliefs. [...] The absence in the European tradition of complete exclusiveness, of a total commitment to one set of values at the expense of another, was equally important in enabling the inhabitants of Christendom to come to terms with the existence of new peoples as well as new lands.<sup>110</sup>

Ihr Hintergrund ermöglichte es den Europäern demnach nicht nur, die bloße Existenz der Indianer anzuerkennen, sondern auch ihr Wertesystem im Laufe der Zeit wenn auch nicht als gleichwertig, so doch als existent zu sehen, während die Weltanschauung und Lebensweise der Indianer, wie bereits erwähnt, weitaus stärker erschüttert wurden.

Einmal mit den Ureinwohnern konfrontiert, lag es für die Europäer nahe, sie in einem bereits existierenden Konzept zu verorten: "attempts to understand and place each other's ways

---

<sup>109</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, 2 Bde., London (1979), S.18.

<sup>110</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.17

within their own familiar schemes of how human society is supposed to function.” Die Vorgehensweise und Motivation der Europäer kennzeichnet Karen Kupperman wie folgt:

[They were] individual people caught up in novel situations and trying to operate by timeworn methods. They did not come to these confrontations with set, preconceived categories for describing others; both the native Americans and the English were evolving definitions of themselves as groups in this period, so the processes of defining self and other went forward together and were mutually reinforcing. The first response on all sides was curiosity; [...] they wanted to understand something about the different people they met. Both naturally sought to incorporate these new people into their own systems.<sup>111</sup>

Dass ihre Wahrnehmung dabei von ihrem jeweiligen kulturellen und zeitgenössischen Hintergrund stark beeinflusst wurde, ist nur natürlich:

The carriers of English culture reflected great and destabilizing changes occurring at home [...]. In England [...] great and fundamental transformations were occurring in the way society and the nation's economy were organized.<sup>112</sup>

Diese Veränderungen lagen hauptsächlich in der Bildung einflussreicher Gruppen von Kaufleuten sowie dem rapiden Wachstum der Städte, die England zu einer Vormachtstellung in Europa verhelfen sollten, was das Selbstbildnis der Entdecker natürlich beeinflusste, während gleichzeitig die religiösen Kontroversen um die Reformation, die Bevölkerungsexplosion, die Inflation sowie die hohe Zahl an Arbeitslosen für Unruhe, Desorientierung und Zukunftsangst sorgten. Den Europäern waren diese konträren Entwicklungen bewusst und diese Tatsache ermöglichte es ihnen, auch die positiven Seiten der indianischen Kultur im Vergleich mit der eigenen zu sehen. Andererseits verzerrte jedoch die "Rücksicht auf Darstellbarkeit" die Wahrnehmung und somit auch die Wiedergabe der Entdecker, da "das Kategoriensystem, das kultivierte Leute dem Fremden gegenüber mitbringen, sie notwendig ihre Wahrnehmungen verfälschen lässt."<sup>113</sup> Oder wie Roderick Nash bemerkt:

The images of the Old World were still being only adapted: men saw in the New the Old, altered but not fundamentally changed. [...] The strange, the fantastic, and

---

<sup>111</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off in Early America*, S.1

<sup>112</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.16

<sup>113</sup> H.J. BACHORSKI/ Werner RÖCKE (eds.): *Weltbildwandel*, Trier (1995), S.126

the unreal were familiar and to that extent real. New World sights should, it was felt, and therefore to some extent did, confirm the lore of the Old. [...] Where they did not, where novelty was total, it was conceived as an extension of the old rather than as novelty itself. Only gradually did consciousness and language extend to take in the objects and the names of objects in the New World. As they took on names, so they took on reality.<sup>114</sup>

Die Unmöglichkeit, Neues mit Hilfe des herkömmlichen kulturellen Vokabulars zu erklären, ließ den Entdeckern zudem keine andere Wahl, als auf bekannte und althergebrachte Ideen und Ausdrücke zurückzugreifen, ohne die sie nicht in der Lage gewesen wären, einen Eindruck dessen zu vermitteln, was sie auf ihren Reisen sahen. Diese Notwendigkeit führte, wie bereits erwähnt, wiederum zu Verfälschungen, da manches, was die Europäer in der Neuen Welt vorfanden, unvorstellbar und mit nichts ihnen bereits Bekanntem zu vergleichen war, so dass die Versuche, es mit eigenen Worten zu beschreiben, nur unzureichend sein konnten. Es ist also in mancher Hinsicht nicht die Schuld der Entdecker, dass ihre Berichte die Realität nicht unbedingt widerspiegeln, sondern die schiere Unzulänglichkeit sowohl ihres Vokabulars als auch ihrer Vorstellungskraft. So wurde die Existenz eines den Europäern völlig unbekanntes Lebewesens wie des Ameisenbärs, um nur ein Beispiel zu nennen, zum erzähltechnischen Hindernis sowohl für die Entdecker als auch für ihr Lesepublikum, welches die Vorstellung und Existenz eines solchen Lebewesens als Lüge abtat, da die Beschreibungen zu grotesk waren und die Vorstellungskraft der Leser überstiegen.

Die Art der Wahrnehmung der Indianer von Seiten der Entdecker schwankte unter anderem zwischen einer positiven, die von der Entdeckung eines verloren geglaubten irdischen Paradieses ausging,<sup>115</sup> und einer negativen, welche die Indianer als Wilde, religiös verwirrte Teufelsanbeter und Lügner ansah. Die Bandbreite der Begriffe, mit denen die Indianer von den Europäern belegt wurden, ist dabei erwähnenswert. So heißt es auf positiver Seite:

They were a cheerful people, sharing what they possessed [...] and they were especially loving as parents. [...] They were often said to be trustworthy. Above all, they were dignified and courteous; their chief men were grave and wise ...

Andererseits sahen die Kolonisten die nordamerikanischen Indianer als

---

<sup>114</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.636

<sup>115</sup> "The discovery of the New World rekindled the traditional European notion that an earthly paradise lay somewhere to the west.", Roderick NASH: *Wilderness and the American Mind*, London (1967), S.25

prey to a great many character defects and vices, ranging from improvidence, vengefulness, treachery, thievery, sexual promiscuity, all the way up to cannibalism. The men are often said to be lazy, sometimes cowardly.<sup>116</sup>

Indem sie in dieser Weise Indianer charakterisierten, verglichen die Entdecker die sozialen Umstände ihrer jeweiligen Gesellschaft bewußt mit der indianischen:

The praise of Indian courtesy, dignity, and trustworthiness was often restricted to the Indian nobility. The writers would have made the same distinction when writing of English society, where noble virtues resided in the “better sort”.<sup>117</sup>

Alles, was man mit dem eigenen Adel verband, wurde mental und sprachlich auch auf die Häuptlinge der Ureinwohner übertragen. Kritisierenswerte Punkte betrafen nicht nur indianische, sondern auch Teile der europäischen Kultur. Bei Kupperman finden sich hierzu mehrere Aussagen. So hieß es über die Vorsorge für die Zukunft: “Improvidence [...] was supposed to be a mark of the savage [...] English writers accused each other of it so frequently, one even saying that improvidence is a peculiarly English quality.”. Wiederum an anderer Stelle geht es bei Kupperman um das den Indianern vorgeworfene Stehlen: “stealing [...] was a major problem in the early colonies and the Indians were clearly not the only Americans who needed watching.” Auch die Ausübung von Rache, welche ein fester Bestandteil indianischer Sitte war, hätte von den Engländern nicht kritisiert werden dürfen, da sie ebenfalls ein fester Bestandteil der englischen Vorgehensweise war:

Vengefulness and cowardice were widely attributed to the Indians but these were not specific to them. There was profound ambivalence about vengeance in English culture of this period. While the writers criticized the Indians as vengeful, they felt it was absolutely necessary that they demonstrate their own strength and determination by always exacting full vengeance for any advances made by Indians.<sup>118</sup>

Was Kannibalismus, Folter und Verrat anging, standen die Europäer den Indianern ebenfalls in nichts nach, sosehr sie diesen Eindruck auch erweckten.<sup>119</sup>

---

<sup>116</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.120-121

<sup>117</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.122

<sup>118</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.123-126

<sup>119</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.126-127

All these marks of barbarism, from laziness up to cannibalism, are found in the civilized English as well as in the Indians, and they are reported by the same writers in both cases. There were no personal or cultural traits which fundamentally or absolutely separated English and Indians.<sup>120</sup>

Kupperman zufolge ordneten Harriot und Smith die Indianer generell entsprechend ihres sozialen Status, sowie ihres Aussehens und Verhaltens ein, den für sie wichtigsten Kategorien.

Englishmen [...] were overwhelmingly concerned with the maintenance of distinctions between people [...]. [...] neither savagery nor race was the important category for Englishmen looking at Indians. [...] The really important category was status.<sup>121</sup>

Das Ständesystem war in England stark ausgeprägt und die Stellung des Einzelnen in diesem System war von allergrößter Bedeutung. Der Adel machte rund fünf Prozent der Gesamtbevölkerung aus, gefolgt von wohlhabenden Kaufleuten, Landwirten und besitzlosen Arbeitskräften. Die Einhaltung der Standesgrenzen wurde streng überwacht und die Zugehörigkeit an der Kleidung festgemacht. Demzufolge spielte auch bei der Wahrnehmung der Indianer deren Kleidung eine für die Engländer ungemein wichtige Rolle, da sie ein für sie alltäglicher und extrem aussagekräftiger Maßstab war.

The study of clothing and other artifacts for communication purposes is known as *artifactual language* or *object language*. Included in artifactual language are clothing, hairstyles, cosmetics, jewelry, and other items with which we decorate our bodies. These artefacts communicate a great deal to others about us including our sex, age, role, socio-economic class, status, group memberships or affiliations, personality, and our relationships to individuals of the opposite sex.<sup>122</sup>

Ein weiterer Hinweis auf die symbolische Bedeutung, die Kleidung für die Europäer hatte, ist die Krönung Powhatans, bei der die Engländer ihm einen scharlachroten Mantel und eine Krone überreichten<sup>123</sup>, für sie die Merkmale eines Herrschers. Powhatans im Gegenzug an sie überreichte Ausstattung wurde als wertlos abgetan, d.h. die Engländer ignorierten die Bedeutung indianischer Kleidung, da sie in ihren Augen wert- und bedeutungslos war.

---

<sup>120</sup> Karen O.KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.127

<sup>121</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.2

<sup>122</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.125

<sup>123</sup> Captain John SMITH: *The Generall Historie of Virginia ...*, S.142

Was die Einhaltung und Übertragung von Standesgrenzen betraf, so wurde die Mehrheit der Indianer aufgrund ihres Aussehens und ihrer Beschäftigung automatisch von den Engländern auf der gleichen Stufe wie englische Arbeiter ohne Landbesitz angesiedelt und auch als solche behandelt.

They were subject to this form of 'contempt' not because they were racially different or savage, but because they were lumped in the minds of colonial leaders in the same status category as low-born English people.<sup>124</sup>

Auch was die Charaktereigenschaften betraf, wurden beide Gruppen als gleich angesehen: verräterisch, faul und in gewisser Weise abstoßend, animalisch, ungebildet und kulturlos waren nur einige der Attribute, die man ihnen zuordnete. Auch die bereits angesprochenen Faktoren von Aussehen und Verhalten dienten den Engländern als ein Raster bei der Einschätzung und Charakterisierung der Indianer:

Physique and carriage provided valuable indicators of one's place in the world. [...] Gait, posture, and clothing all occupied central roles in [...] literature [...]. Thus, when English colonists described the Indians, their descriptions began with physique, and it is noteworthy that Indian bodies were universally praised.<sup>125</sup>

Dieser Umstand bestätigt die These, dass die Indianer nicht nur in das Kategoriensystem der Europäer eingeordnet wurden, um den Umgang mit ihnen zu vereinfachen, sondern auch weil die Europäer sich gegenseitig nach dem selben Raster definierten.

The first was to take the measure of the natives, for both intellectual and practical purposes. Attempting to make sense of the natives' novelty was natural to literate people whose culture relied heavily on encyclopaedias and other compendia of knowledge to assimilate all that was known about their burgeoning world. [...] Like most people, Europeans tended to conceive of the new in terms of the old, to classify novelties according to conventional wisdom. Most explorers, therefore, began to cope with the shiny newness of the natives by putting them in mental pigeonholes constructed from ancient precedent and proximate experience. [...] When Europeans first sought to describe Indians and Indian culture, they slipped their often keen-eyed observations into interpretive slots marked 'Ancients', 'Africans', 'wild Irish', or, the most capacious and indefinite of all, 'Savages.'<sup>126</sup>

---

<sup>124</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.3

<sup>125</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.46

<sup>126</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.41

Ein weiterer Effekt, den die Konfrontation mit neuen Kulturen mit sich brachte, kommt in Bachorskis *Weltbildwandel* zur Sprache:

Vom Staunen über die Neue Welt [...] ist damals kaum etwas zu spüren [...]. Geradezu beunruhigend erscheint [die] Fähigkeit, alles Gesehene, Gehörte, Gespürte, Erlebte mit den gewohnten Kategorien zu umschreiben [...]. Von Fremdheit ist im Grunde bei den unmittelbar mit dem Fremden Konfrontierten keine Rede. Sie sind sich selbst zu nahe, zu intensiv mit Selbstbehauptung beschäftigt, um sich der Alterität öffnen zu können.<sup>127</sup>

Dieser Blickwinkel mag interessant sein, ist aber nur teilweise vertretbar, da gerade in den frühen Reiseberichten, um die es hier geht, die Begeisterung, Abscheu, Ehrfurcht, Angst und Bewunderung der Autoren sowohl für das Land als auch seine Bewohner klar zutage treten. Lediglich die letzte Bemerkung über die Unfähigkeit, sich der Alterität öffnen zu können, trifft auf die hier untersuchten Texte zu. Fremdheit wurde zwar klar als solche empfunden und beschrieben, sie faszinierte und erschreckte zugleich, aber eine Öffnung oder gar Akzeptanz des Fremden fand während der ersten Kontakte nicht statt und sollte auch später nur zögerlich verlaufen.

Die Europäer waren auf eine Gesellschaft gestoßen, die lediglich eine Überfahrt von einigen Wochen entfernt lebte und von deren Existenz man bis dato nichts gewusst hatte. Was aber noch viel erstaunlicher war, war die Tatsache, dass diese Gesellschaft ganz offensichtlich ohne Institutionen wie Justiz, Gefängnisse und Geld auskam, ohne dass Chaos ausbrach, und dass die Menschen dieser Kultur ganz im Gegenteil zu den Erwartungen der Europäer mit ihrer so ärmlich erscheinenden Existenz zufrieden waren. Diese Entdeckung konnte in ihrer Ungeheuerlichkeit nur verstören, da die Möglichkeit eines solchen Zustands jenseits der Vorstellungskraft der Menschen der Renaissance lag. Europa blickte zum Zeitpunkt der Entdeckungen bereits auf eine seit mehreren Jahrhunderten überlieferte Geschichte zurück und konnte sich von dieser unmöglich freimachen. Man empfand die eigene Gesellschaftsordnung und Kultur als die bestmögliche, bis die Indianer dokumentierten, dass eine Gesellschaft auch ohne die meisten Institutionen auskommen konnte. Was die Europäer

---

<sup>127</sup> H.J. BACHORSKI/ Werner RÖCKE: *Weltbildwandel*, S.109

also aus ihrem Zusammenstoß mit den Indianern lernten, war nicht nur die Einsicht, Dinge auf andere Weise tun zu können, sondern auch

different possibilities of making sense of human life, different ideas about the possible importance that the carrying out of certain activities may take on for a man, trying to contemplate the sense of his life as a whole.<sup>128</sup>

Die generelle Einstellung der Europäer war geprägt von Neugier, Vorsicht und Vorurteilen und dementsprechend selektiv war ihre Wahrnehmung : “It was not the innocent, but the selective eye which first viewed America”<sup>129</sup>. Mythen trafen auf Fakten, Erwartungen auf persönliche Erfahrungen, und das Resultat war eine Unfähigkeit, sich von dem Erwarteten loszumachen und das Neue unvoreingenommen aufzunehmen. Die Entdecker konnten und würden sich bei ihren Beobachtungen nie von ihrem Hintergrund lösen, da diese Aufgabe sowohl so gut wie unmöglich war. “European concepts of the newly discovered lands [...] continued to reflect the needs, problems, aspirations and capacities of the Europeans themselves.”<sup>130</sup>. Sie suchten vergeblich nach Ähnlichkeiten mit Europa in Amerika und wurden durch die Abwesenheit europäischer Konzepte dazu gezwungen, auf eigene, bekannte Konzepte zurückzugreifen.

Die Tatsache, dass man die nordamerikanische Wildnis und ihre Bewohner aufgrund ihrer Neuheit nicht einstufen oder verstehen und somit nicht beherrschen konnte, machte sie unberechenbar und infolgedessen bedrohlich. Roderick Nash kommentiert:

Two components figured in the American pioneer’s bias against wilderness. On the direct, physical level, it constituted a formidable threat to his very survival. [...] the forest’s darkness hid savage men, wild beasts, and still stranger creatures of his imagination. [...] The pioneer, in short, lived too close to wilderness for appreciation. Understandably, his attitude was hostile and his dominant criteria utilitarian. The *conquest* of wilderness was his major concern. [...] Civilizing the New World meant enlightening darkness, ordering chaos, and changing evil into good.<sup>131</sup>

---

<sup>128</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, 2 Bde., London (1979), S.11

<sup>129</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.17.

<sup>130</sup> J.M. POWELL: *Mirrors of the New World. Images and Image-Makers in the Settlement Process*, Chatham (1977), S.32.

<sup>131</sup> Roderick NASH: *Wilderness and the American Mind*, London (1967), S.24.

Die Bedrohungen, welche die Europäer in der nordamerikanischen Wildnis sahen, waren größtenteils reeller Natur und daher verständlich. Der gesamte Kontinent war ihnen unbekannt und Flora, Fauna und nicht zuletzt die Bewohner stellten in ihren Augen eine potentielle Gefahr dar, der man durch übertriebene Vorsicht und tiefes Misstrauen zu begegnen versuchte: “He who is on his guard against everything escapes something”.<sup>132</sup> Nicht nur die Franzosen, auch die Engländer fühlten sich zu jedem Zeitpunkt von der Übermacht der Indianer und dem Wissen, dass sie auf diese angewiesen waren, um den neuen Kontinent zu verstehen und zu überleben, bedroht.<sup>133</sup> Dieses permanente Gefühl der Unsicherheit und des Misstrauens führte zu einem Zustand der Paranoia, welche die Europäer oft dazu trieb, Gefahren und Verrat zu sehen, wo es keine gab. Die übertriebene Vorsicht und die nur allzu schnelle Bereitwilligkeit zum Misstrauen wird jedoch verständlich, wenn man sich die Situation der Europäer auf dem nordamerikanischen Kontinent vor Augen führt: sie waren nicht nur umgeben von ihnen fremden Völkern, die für sie unberechenbar waren, sondern auch von anderen europäischen Nationen, die ihnen feindlich gesinnt waren. So sahen die Engländer sich in Virginia zwischen den Spaniern im Süden, den Franzosen im Norden und den Indianern im Allgemeinen umgeben, was ihre Überempfindlichkeit erklärte. Das Wissen um die Vormachtstellung der Indianer erleichterte die Situation der Europäer nicht: sie konnten es sich zu keinem Zeitpunkt erlauben, Schwäche zu zeigen, wenn sie überleben und die Kolonien erhalten wollten. Dieser Umstand erklärt beispielsweise, warum Cartier während des ersten kanadischen Winters nie das Ausmaß des Skorbutus erkennen ließ, der die Anzahl seiner Männer entscheidend dezimiert hatte. Er ließ die kranken Männer von innen gegen die Wände der Schiffe und des Forts hämmern, um unverminderte Beschäftigung vorzutäuschen, und selbst als er die Indianer um das Rezept zur Heilung des Skorbutus bat, tat er dies unter einem Vorwand. Es war die Aufgabe der Europäer, um jeden Preis Stärke zu demonstrieren, da sie sich der wachsamen Augen der Eingeborenen zu jedem Zeitpunkt bewusst waren.

Weitere Schritte in Richtung der Beherrschung des neuen Kontinents waren die von Nash erwähnten Bestrebungen, Ordnung in diese chaotische Welt zu bringen. Die einzige Ordnung, die den Europäern bekannt war, war ihre eigene und demzufolge versuchten sie, Nordamerika in ein europäisches Werte- und Benennungssystem zu pressen. Die Übertragung eigener

---

<sup>132</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.81

<sup>133</sup> “The Europeans’ immediate concern was to learn enough about the natives and the land to be able to classify, utilize, and, ultimately, dominate both.”, James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.35

politischer, gesellschaftlicher und religiöser Konzepte gab den Kolonisten Sicherheit, die Etikettierung und Einordnung neuer Dinge und Umstände machte sie berechenbar und somit beherrschbar.

Karen Kupperman spricht in diesem Zusammenhang vom Prozess des *mirroring*, der Widerspiegelung von Vorgängen und Stimmung im kontemporären England durch die Kolonisten.<sup>134</sup> Das England der Renaissance sah sich mit weitreichenden Änderungen auf dem wirtschaftlichen, politischen und religiösen Sektor konfrontiert, welche sich in den Berichten der Kolonisten niederschlugen:

For practical as well as intellectual reasons, their [the colonist's] reports tended to focus on the elites and on how they maintained order and distinction. Their writings held the Indians up as a mirror in which English readers could examine their own society. Study of the Indians as a previously isolated branch of the human family offered a way of answering the questions that were uppermost on many minds at home: were gender and status distinctions primary, timeless, and inherent? [...] An affirmative answer would help to settle debates about social control in England [...]. Lessons could be drawn from Indian lifeways to re-establish fundamental order and virtue as the basis of life.<sup>135</sup>

Die nordamerikanischen Ureinwohner dienten jedoch nicht nur als Reflektoren der englischen Gesellschaft und ihrer Probleme, die Berichte über sie verfolgten durchaus noch andere Zwecke:

Moreover, a positive report would mean that a relationship of mutual benefit and understanding would be achieved quickly and easily in America. If the Indians recognized the same distinctions and observed the same codes of conduct as the English, the gap could be bridged easily and peacefully. Reflecting the doubleness of vision they brought to their task, writers assured their audiences that the American natives would benefit from exposure to the sophistication and learning that the English would bring them, especially knowledge of the Bible<sup>136</sup>

Diese Annahme sollte sich größtenteils als Irrtum erweisen, spiegelte jedoch einen der folgenschwersten Fehler nicht nur der Engländer, sondern auch der Franzosen und anderer Nationen wider: die bereits erwähnte Annahme, ihre Gegenwart auf dem nordamerikanischen Kontinent sei willkommen und würde den Indianern zu einem besseren Dasein verhelfen.

---

<sup>134</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S. 16

<sup>135</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.19

<sup>136</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.19

Das Verhältnis der Europäer zu den nordamerikanischen Ureinwohnern wurde durch zwiespältige Gefühle bestimmt. “Ambivalence [...] shaped the context in which ideas of the American Indians were formed, and conceptions of the Indians reflected that mental dividedness.”<sup>137</sup> Herablassung gegenüber den vermeintlichen Wilden wechselte ab mit Bewunderung für ihre naturnahe und in den Augen der Europäer paradiesische Lebensweise. Die Entdeckung des nordamerikanischen Kontinents und seiner Bewohner bot den Europäern die Gelegenheit, sich selbst im Vergleich mit anderen zu sehen und neue Perspektiven zu entwickeln.

As soon as the process of comparison got under way, [...] Europe had the opportunity to see itself in new perspectives. [...] In observing America it was, in the first instance, observing itself – and observing itself in one of two mirrors, each of which distorted as it revealed. It could see in America its own ideal past – a world still uncontaminated by greed and vice [...]. [...] Or, as occurred increasingly with the advance of the sixteenth century, it could see in America its actual past – a time when Europe’s rude inhabitants were as yet untouched by civil manners of Christianity. [...] They were images of what Europe had been or might be; and as such they provided a striking contrast to what in fact Europe *was*. [...] The unwillingness to exploit more than fleetingly the opportunities for relativism can, however, itself tell us something important about sixteenth-century attitudes. The limits of sympathy for the Amerindian world were tightly drawn – drawn by the very Christian and classical traditions which made possible Europe’s initial opening to the new world of America.<sup>138</sup>

Beide Auffassungen kommen in den Berichten der hier untersuchten Autoren an diversen Stellen zur Sprache. Amerika wurde entweder als das Verlorene Paradies gesehen und seine Bewohner um ihren unverdorbenen und sorglosen Lebenswandel beneidet, oder es wirkte als eine Erinnerung an die eigene, unzivilisierte Vergangenheit und somit als eine Warnung für das, was der Mensch ohne Zivilisation wäre. Der Effekt, den die Entdeckung der Indianer mit sich brachte, war der, dass die Europäer sich vorstellen konnten, wie ihre eigenen Vorfahren gelebt hatten. David Quinn spricht davon, dass

the apparent backwardness of the people of the New World was at first puzzling to European thinkers [...] but [...] in the end [...] led him to conclude [...] that the American natives provided, in particular, a living example of what their own ancestors must have been like.<sup>139</sup>

---

<sup>137</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.20

<sup>138</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.20

<sup>139</sup> David B. QUINN: *European Approaches to North America, 1450-1640*, Aldershot (1998), S.170

Trotz des Umstandes, dass ihre Geschichte sie auf die Existenz fremder Völker und damit auch fremder Wertesysteme vorbereitet hatte, sahen die Europäer sich jedoch nicht dazu in der Lage, alle Aspekte der indianischen Kultur objektiv und in ihrem jeweiligen kulturellen Zusammenhang zu betrachten.

Sacrificial murder and cannibalism filled Europeans with such intense repugnance that it was impossible for them to consider dispassionately what function these practices might fulfil in the life of indigenous societies. Similar barriers to comprehension arose in such sensitive areas for the sixteenth-century mentality as dress (or undress), the wearing of long hair, and systems of inheritance. [...] Europe passed America through a selective screening process, which enabled it to reject images that were too far out of alignment with its own preconceptions. These preconceptions derived from the fusion of classical and Christian values and beliefs<sup>140</sup>

Das eigene Wertesystem, basierend auf klassischen und christlichen Vorstellungen, diente den Europäern also als Schablone, an die alles Neue angepasst wurde. Was zu fremd oder abstoßend war, wurde abgelehnt, anstatt losgelöst vom jeweiligen eigenen kulturellen Kontext gesehen zu werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Erforschung Nordamerikas immer auch gleichzeitig eine Erforschung des eigenen Potentials und der eigenen Grenzen der Europäer war. Die Entdecker kreierte in ihren Berichten “worlds surrounded by a faint aura of mystery, worlds which lent themselves to an endless variety of interpretations and onto which all the old images and ideas could be projected.”<sup>141</sup> Diese Projektion fand unbewusst statt und kann nur als eine natürliche Reaktion auf vollkommen neue Umstände zurückgeführt werden. Fredi Chiapelli fügt dem hinzu:

The European’s images of non-European man are not primarily if at all descriptions of real people, but rather projections of his own nostalgia and feeling of inadequacy. They are judgments on himself and his history. The outsider, whether primitive or civilized, is held up as a model of what he (the European) had

---

<sup>140</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.20-21

<sup>141</sup> Henri BAUDET: *Paradise on Earth. Some Thoughts on European Images of Non-European Man*, London (1965), S.13

been in happier days, or of what he would like to be and perhaps could be once again.<sup>142</sup>

Die eigenen Konzepte und deren Begrenztheit wurden durch die Fülle neuer Eindrücke und Erkenntnisse herausgefordert und getestet und, aus dem Bedürfnis, an ihnen festzuhalten, entstand die voreingenommene Wahrnehmungsweise der Europäer. Was nicht in die herkömmlichen Denkmuster und in die bekannten Schemata passte, wurde angepasst und dementsprechend verändert. Die Entdecker sträubten sich zum Teil dagegen, ihre eigenen Vorstellungen, Traditionen und Wahrheiten, mit denen sie aufgewachsen waren, in Frage zu stellen, da das mögliche Ergebnis, auf eine gleichwertige oder gar bessere Zivilisation gestoßen zu sein, sie erschreckte. Teilweise war die verzerrte Wahrnehmung jedoch auch die Folge eines Unvermögens, das Potential des neuen Kontinents und seiner Bewohner wahrzunehmen, da man zu sehr in der Vorstellung gefangen war, dass Europa die Wiege der Zivilisation sei und alle davon abweichenden Varianten folglich minderwertig sein mussten. Die Reaktion der Entdecker auf die auf sie einstürzenden neuen Eindrücke war die Selbstverteidigung des eigenen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Systems, sei sie bewusst oder unbewusst. Das mentale Universum der Menschen wurde mit zu viel Neuem und Unbekanntem konfrontiert und die natürliche Reaktion war, sich an Althergebrachtem zu orientieren. Das Unvermögen, die Indianer unverzerrt wahrzunehmen und einzuordnen, resultierte also aus zwei möglichen Gründen: erstens der Angst, dem Vergleich nicht standhalten zu können und herauszufinden, dass die Gesellschaftsordnung, auf der die eigene Selbsteinschätzung aufbaute, minderwertig sei, und zweitens der Unfähigkeit, sich von der Überzeugung der eigenen Überlegenheit und Vormachtstellung zu lösen. Andererseits beeinflusste jedoch auch das Wissen über die Unzulänglichkeiten und Mängel der eigenen Kultur die Perspektive der Entdecker, und so finden sich in ihren Berichten nicht nur herablassende Kommentare über die Unzivilisiertheit der Indianer, sondern auch ganz im Gegenteil hierzu eine Verklärung der Lebensumstände, die auf eine Kritik der eigenen Gesellschaftsordnung und auf ein Wunschdenken seitens der Europäer schließen lässt. Die Entdeckung Amerikas belebte die Hoffnungen der Menschen auf die Existenz eines verlorengeglauten irdischen Paradieses wieder, in dem der Mensch in Einklang mit der Natur lebte und in dem es keine Vorstellung von Besitz und Klassen gab. Das Bild, das sich den Entdeckern bot, passte in diese Vorstellung und führte aus diesem Grund ebenfalls zu einer

---

<sup>142</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed): *First Images of America*, S.339

Verfälschung der Berichterstattung, diesmal jedoch im positiven Sinne. Was die Europäer gefunden zu haben glaubten, war ein Urzustand, in dem der Mensch sorgen- und sündenfrei lebte, umgeben von einer ihm freundlich gesonnenen Umwelt, die ihn mit allem versorgte, was er brauchte. Dass dieser Zustand keineswegs der Realität entsprach und das Leben der Indianer durchaus von Sorgen, Krankheit und harter Arbeit geprägt war, entging den Entdeckern im frühen Stadium der Kontakte. Für viele Europäer stand ohne Zweifel fest, dass sie den Edlen Wilden und das Goldene Zeitalter entdeckt hatten; Konzepte, die ihnen so wohlbekannt und vertraut waren, dass ihre Existenz in keiner Weise angezweifelt wurde. Erst mit den ersten harten Wintern, den Schwierigkeiten bei der Nahrungsbeschaffung und der zunehmenden Feindseligkeit der Ureinwohner wurde den Entdeckern ihr Irrtum bewusst: “Anticipation of a second Eden quickly shattered against the reality of North America. [...] Previous hopes intensified the disappointment”<sup>143</sup>, ein Umstand, der teilweise wiederum zu einer negativen Überzeichnung führte. Der Mythos des Goldenen Zeitalters hielt sich jedoch hartnäckig und wurde vielen Siedlern, die unvorbereitet in den Kolonien ankamen, zum Verhängnis.

Nachdem allgemeine Wahrnehmungsmuster über die Indianer sowie den nordamerikanischen Kontinent untersucht worden sind, sollen im folgenden einige Wahrnehmungen der Indianer von Seiten der im Mittelpunkt stehenden vier Autoren untersucht werden. Deren Texte waren Beispiele für die Projektion europäischer kultureller Merkmale auf die Gesellschaftsstrukturen der Eingeborenen. Indianische Kulturen unterschieden sich in nahezu allen Aspekten von den europäischen Kulturen; in erster Linie entstand dieser Unterschied dadurch, dass sich erstere noch im Steinzeitalter befanden, während Europa sich in einem weitaus fortgeschrittenen Entwicklungsstadium befand. Dieser Unterschied trug ein weiteres zu dem Gefühl der Entfremdung und des kulturellen Grabens bei, der beide Gruppen voneinander trennte.

Ein Aspekt der indianischen Kultur, der den Europäern besonders auffiel, weil er sich so sehr von dem ihren unterschied und so offensichtlich wahrnehmbar war, war die Rollenverteilung von Mann und Frau. Die Europäer mussten feststellen, dass die Frauen, anders als bei ihnen üblich, den Großteil der anfallenden Arbeiten erledigten, das heißt, sie arbeiteten auf den Feldern, sorgten für die Kinder, halfen bei der Beschaffung von Nahrung entscheidend mit, waren beim Transport der Unterkünfte und Besitzungen beteiligt und trugen schwere Lasten,

---

<sup>143</sup> Roderick NASH: *Wilderness and the American Mind*, London (1967), S.25

während die Männer, wie es schien, lediglich auf die Jagd gingen. Wie John Smith beobachtet:

The men bestow their times in fishing, hunting, warres, and such man-like exercise, which is the cause that the women be very painefull, and the men often idle. The women and children doe the rest of the worke.<sup>144</sup>

Bei Cartier finden sich ähnliche Bemerkungen: “The women of this country work beyond comparison more than the men, both at fishing, which is much followed, as well as at tilling the ground”<sup>145</sup>, d.h. auch er hatte eine auf europäischem Muster basierende Wahrnehmung der Rollenverteilung. An dieser Stelle wurde die Wahrnehmung der Europäer von einer Übertragung sozialer Konzepte und gesellschaftlicher Normen beeinflusst, da im Europa der Renaissance die Jagd auf Großwild dem Adel vorbehalten war. Für die Franzosen und Engländer, deren Blickwinkel kulturelle vorgeprägt war, stand somit fest, dass die männlichen Indianer ihre Tage mit dem Adel vorbehaltenen, exklusiven Tätigkeiten verbrachten, während die Frauen Schwerstarbeit leisteten und ganz offensichtlich nicht als das schwache Geschlecht angesehen wurden:

One aspect of American social culture was unanimously censured by English writers and this was the position and treatment of women. [Their work] was universally represented as inexcusable exploitation and was [...] condemned. [...] Because hunting and fishing had been reduced to the status of sports in their England, the colonists did not recognize that Indian men were involved in genuine occupations.<sup>146</sup>

Was nahezu allen Entdeckern verborgen blieb, sei es aus Desinteresse für die Feinheiten der Kultur, aus Zeitmangel oder aus dem Unvermögen, sich aus dem eigenen Kontext zu lösen, war die Tatsache, dass die Aufgabe der Jagd, die den Männern zufiel, keinesfalls als das Vergnügen anzusehen war, welches die Europäer in ihr sahen: Vom Erfolg der Jagd hing die Existenz des Stammes ab, und die Methoden waren unendlich umständlicher als die europäischen, da den Indianern weder Pferde noch Schusswaffen zur Verfügung standen, die ihnen ihre Aufgabe erleichtert hätten. Das, was die Europäer zu sehen glaubten, nämlich ein sorgenfreies Leben ohne jegliche Verantwortung, entsprach also in diesem Fall keineswegs

---

<sup>144</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.64

<sup>145</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.70

<sup>146</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, New Jersey (1980), S.60

der Realität, sondern war ein kulturelles Zerrbild. Bei Champlain und Harriot finden sich im Gegensatz dazu zur Rolle der Frau keine Kommentare, was in Harriots Fall auf sein erhöhtes Verständnis der indianischen Kultur oder aber auf die Kürze des heute erhaltenen Berichtes, sowie in Champlains Fall vermutlich auf Desinteresse an diesem Aspekt der Kultur zurückgeführt werden kann.

Ein Tatbestand, der in den meisten Berichten der Europäer nicht aufgeführt wurde, war, dass Frauen eine entscheidende und machtvolle Rolle in der Gesellschaft der am Sankt Lorenz ansässigen Indianer spielten, die europäischen Frauen vorenthalten war. Die Vererbung der Machtpositionen fand über die mütterliche Linie statt; Frauen alleine hatten die Macht, über das Leben von Gefangenen zu entscheiden und sie in den Stamm zu adoptieren, und eine Mutter konnte ihren Söhnen verbieten, in den Krieg zu ziehen, das heißt, sie hatte entscheidenden Einfluss auf die militärische Macht des Stammes, die von der Anzahl seiner Krieger abhing: “economic responsibility meant power for women.”<sup>147</sup> Einzig und allein John Smith war die Tatsache der Vererbung von Machtpositionen über die mütterliche Linie bewusst:

His [Powhatan's] kingdoms descend not to his sonnes nor children, but first to his brethren [...] and after they decease to his sisters. First to the eldest sister, then to the rest, and after them to the heires male or female of the eldest sister, but never to the heires of the males.<sup>148</sup>

Obwohl diese Art von Machtposition den Kolonisten zweifelsohne auffiel, wurde sie in den Berichten entweder verneint oder als negativ dargestellt, da die Europäer eine Veränderung der Rolle der Frau nicht akzeptieren konnten. Obwohl die englische Gesellschaft sich generell in einem Umbruch der Rollenverteilungen von Mann und Frau sowie der Klassen untereinander befand, bestand der Wunsch der Kolonisten nach einem fest geordneten sozialen Gefüge noch zu stark.

Ein zusätzlicher Umstand, der sich dem Verständnis der Europäer wie in diesem Fall Champlains entzog, war die Tatsache, dass keiner der Indianer Scham über ihre spärliche oder oft gar nicht vorhandene Bekleidung zeigte. “Tous ces Sauvages [...] ne portent point de robes, ny de fourrures, que fort rarement [...] Ils ont seulement la nature cachée d'une petite

---

<sup>147</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.60

<sup>148</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.78

peau [...] tout le reste du corps estant nud”<sup>149</sup> Auffällig an dieser Bemerkung ist, dass Champlain den Indianern sogar das Tragen von Fellen abspricht. Er empfand, wie auch alle anderen Autoren, die Indianer als nackt. Die Europäer, deren Etikette Kleidung zu jeder Tages- und Nachtzeit vorschrieb, konnten nicht verstehen, dass die Frauen und Mädchen keinerlei Scham beim Anblick der nackten Krieger empfanden.<sup>150</sup> Sie sahen die Art der Bekleidung nicht als Teil der indianischen Kultur, sondern nahmen sie als Anlass für Werturteile. Ihre eigenkulturelle Projektion macht deutlich, wie schwer sich europäische Entdecker damit taten, die Kultur der Indianer als solche anzuerkennen. Das Fremde wurde dem eigenen Moralkodex und Wertesystem unterworfen, ohne dass ihm eine eigene Wertigkeit zugestanden wurde. Nacktheit musste in den Augen der Europäer zwangsläufig Scham hervorrufen, da sie ein Tabu europäischer Gesellschaften und ein Zeichen von Zivilisation war. Dass die europäische Gesellschaft und ihre Tabus nicht mit indianischen Gesellschaften übereinstimmten und dass ihre Regeln daher nicht gelten konnten, wurde von den Reisenden nicht anerkannt. Der Gebrauch des Wortes ‘nackt’ in den Berichten ist dabei mit Vorsicht zu behandeln: “‘Naked’ was thus a complex word, conveying a variety of levels of meaning [...]. Clearly it did not mean completely without clothes”<sup>151</sup> Den Europäern erschienen die Indianer jedoch so gut wie nackt, ihre spärliche Bekleidung war so ungewohnt, dass sie genauso gut hätte fehlen können. Gleichzeitig sicherte der Begriff der Nacktheit die Einhaltung des Status der Wildheit der Ureinwohner, da die zwei Begriffe traditionell Hand in Hand gingen. Nacktheit wurde und wird zudem mit Verletzlichkeit gleichgesetzt und unterstützte das Gefühl der Überlegenheit, welches die Europäer gegenüber den Indianern zumindest auf kultureller Ebene empfanden.<sup>152</sup>

Auch bei der Bezeichnung indianischer Würdenträger griffen die Europäer aus Mangel an bekannten Ausdrücken größtenteils auf die Titel ihrer eigenen Hierarchie und die damit verbundenen sozialen Vorstellungen zurück.

---

<sup>149</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.85

<sup>150</sup> “Les femmes et les filles ne sont non plus émeues de les voir de la façon [nue], que si elles ne voyoient rien, qui sembleroit estrange.” aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.273

<sup>151</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.49

<sup>152</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.50

Again and again the writers offered portrayals of Indian leaders, usually using a native word – *sachem*, *sagamore*, *mamanatowick*, *bashabes*, *werowance* – along with an English equivalent – king, lord, commander, prince, or emperor. [...]. The Virginia Company sternly objected to colonists' calling Powhatan a king, saying that Virginians could recognize no king but King James [...]. But the colonists could not afford to indulge such fantasies. Indian leaders functioned as kings in their eyes, and they used the word constantly. [...] their portrayals of native leaders reflected their understanding of the nature of leadership.<sup>153</sup>

Sobald eine Person die Voraussetzungen des Konzeptes von *leadership* erfüllte, wandten die Europäer das System der ihnen bekannten Titel an, unabhängig davon, ob der gewählte englische oder französische Titel mit der Position und Funktion des eingeborenen Würdenträgers übereinstimmte. Dass sie dabei den Häuptlingen der Indianer den höchsten ihnen bekannten Status zuerkannten, was diese theoretisch über die Europäer erhob, illustriert die Starrheit im Denken der Europäer. So findet sich in den Berichten John Smiths die Beobachtung: "Every Werowance, or some lustie fellow, they appoint Captaine over every nation", und bei Angriffen beschreibt er die militärische Aufstellung der Indianer wie folgt: "On each flanke a Serjeant, and in the Reare an Officer for Lieutenant".<sup>154</sup> Andererseits waren ihm die Bedeutungsunterschiede offensichtlich bewusst, da er an anderer Stelle notiert: "But this word Werowance, which we call and construe for a King, is a commom word, whereby they call all commanders"<sup>155</sup>, er verwendet dementsprechend hauptsächlich den indianischen Begriff in seinen Berichten, um das Problem der Diskrepanz zwischen europäischen und eingeborenen Titeln zu vermeiden. Thomas Harriot machte die selbe Beobachtung und blieb in seinem gesamten Bericht bei der indianischen Bezeichnung: "a *Wiróans* or chiefe Lorde"<sup>156</sup> Lediglich in seiner detaillierten Beschreibung am Ende seines mit Zeichnungen versehenen Berichtes nannte Harriot die Häuptlinge "The Princes of Virginia".<sup>157</sup> Cartier notierte bezüglich der Bezeichnung der Häuptlinge unter anderem die folgenden Beobachtungen: "the ruler and leader of this country, whom in their language they call *Agouhanna*, was carried in"<sup>158</sup> und "the lord of Canada, named Donnacona (but as leader they

---

<sup>153</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.92

<sup>154</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.68-69

<sup>155</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.78-79

<sup>156</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>157</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.46

<sup>158</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.63

call him *Agouhanna*), came to our ships”.<sup>159</sup> Er bleibt im weiteren Verlauf seiner Aufzeichnungen bei der Bezeichnung ‘*leader*’, ‘*lord*’ oder ‘*Agouhanna*’, das heisst er wechselt zwischen dem Vokabular der Eingeborenen und europäischen Titeln. Champlain erweist sich als am konsequentesten in der Verwendung europäischer Titel. Abgesehen von der Tatsache, dass die Ureinwohner in seinen Werken grundsätzlich verallgemeinernd als *Sauvages* betitelt werden, greift er gelegentlich auf das Wort *Capitaines* zurück, um die Ränke der Häuptlinge zu verdeutlichen.<sup>160</sup> Indianisches Vokabular wird von ihm oft zur Beschreibung von Autoritätspersonen verwendet, was zu wenig stärkeren Verzerrung der Konzepte führt, als es in den anderen Berichten der Fall ist.

Ein weiterer Tatbestand, der das Problem der Europäer illustriert, sich in die Lage der Indianer hineinzusetzen, war die von europäischer Seite erfolgende Fehleinschätzung der Bedeutung der Waren, welche sie den Einwohnern Nordamerikas zum Geschenk machten oder als Bezahlung gaben. Was für die Franzosen und Engländer wertlose Kleinigkeiten waren, die, was den materiellen Wert betraf, nicht im geringsten dem Wert der für sie eingetauschten Felle entsprachen, war für die Indianer der Sprung ins Eisenzeitalter und stellte nicht nur eine bedeutende Verbesserung ihrer Lebensqualität dar, sondern verschaffte ihnen gleichzeitig einen uneinholbaren Vorsprung vor anderen Stämmen. Die Indianer erkannten von vornherein den Nutzen der europäischen Güter und waren darauf aus, diese in ihren Besitz zu bringen. Die Freude und Begierde, welche die Indianer angesichts von Äxten, Messern, Kupferkesseln und Nadeln zeigten, war eine Quelle ständigen Erstaunens und Vergnügens für die Europäer. So berichtet Champlain beispielsweise von einem Geschenkaustausch, bei dem er einem Häuptling eine Axt gab, über dessen Freude: “Je donnai une hache à leur Chef, qui en fut aussi content & rejouit, que si je lui ausse fait quelque riche présent.”<sup>161</sup> Dass sein Geschenk in der Tat für den Häuptling von unermesslichem Wert war, konnte Champlain nicht erkennen, da er den Gegenstand ausschließlich an der einzigen ihm bekannten Meßlatte maß, nämlich der französischen. Ähnliche Bemerkungen finden sich in den anderen Berichten, wo auf Geschenke grundsätzlich mit dem Hinweis, sie seien *of little*

---

<sup>159</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.50

<sup>160</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.127

<sup>161</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France occidentale ...*, Paris (1632), S. 246.

*value* eingegangen wird.<sup>162</sup> Wann immer Cartier mit den Eingeborenen handelte, beschrieb er die von ihm verteilten Geschenke und Handelswaren als solche ‘Dinge von geringem Wert’, was seine subjektive Wahrnehmungsweise illustriert, da die Tauschwaren, Materialien und Gebrauchsweisen in Nordamerika unbekannt und daher von größtem Wert waren.<sup>163</sup> In den Augen der Europäer waren die Ureinwohner leicht zu täuschen bzw. zufriedenzustellen, und sie profitierten bereitwillig von dieser vermeintlichen Unkenntnis des Wertes der verwendeten Tauschwaren, während die Indianer wiederum die für sie reichlich vorhandenen Felle und Pelze nur zu gerne an die Europäer abgaben, im Tausch gegen Waffen und Werkzeuge, die in ihrem Kulturkreis ihresgleichen suchten. Beide Seiten fühlten sich der jeweils anderen gegenüber im Vorteil und hatten das Gefühl, den besseren Handel gemacht zu haben, beide Seiten staunten über die Bereitwilligkeit der anderen, so wertvolle Güter so bereitwillig einzutauschen. Das Ergebnis war eine erstaunliche Balance in den gegenseitigen Handelsbeziehungen, bei der jede Seite genau das bekam, was sie wollte. Die Tatsache, dass anfänglich keine der beiden Seiten diesen Umstand erkannte, zeigt, wie sehr jede an ihre eigenen Maßstäbe gebunden war und automatisch annahm, diese müssten auch für andere gelten.

Das, was die Europäer bei den nordamerikanischen Ureinwohnern wahrnahmen, wurde in ihren Berichten oft widersprüchlich dargestellt, wobei unklar ist, ob die Autoren sich selbst dieser Unstimmigkeiten bewusst waren. Ein Beispiel für dieses Phänomen ist die Vorausplanung für die Zukunft, die für die Europäer ein entscheidendes Merkmal des zivilisierten Menschen darstellte. Auf der einen Seite bewunderten Engländer und Franzosen die Indianer wegen ihrer Großzügigkeit und Gastfreundschaft, die ihre eigene Kultur zum größten Teil eingebüßt hatte. Andererseits wiesen sie in ihren Berichten darauf hin, dass die Indianer nie für die kalte Jahreszeit voranzuplanen schienen, sondern im Hier und Jetzt, von der Hand in den Mund lebten. Wiederum an anderer Stelle berichteten sie von der Vorbereitung von Fisch und Fleisch sowie Getreide für den Winter, was den früheren Einschätzungen widersprach. Und schließlich darf nicht vergessen werden, dass die Europäer

---

<sup>162</sup> “[the Indians] doe esteeme our trifles before thinges of greater value” aus: Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>163</sup> “And to ingratiate himself [Cartier] with them [the Indians], he gave them some small presents of little value, at which they were much pleased.” aus: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.50

selbst über Jahre hinweg in ihrer Nahrungsbeschaffung vollständig auf die Ureinwohner angewiesen waren und wiederholt auf deren Kornvorräte zurückgriffen, ohne ihr Urteil über die mangelnde Vorsorge der Indianer zu revidieren. Unter anderem waren auch Champlain und seine Expedition bei der Nahrungsbeschaffung gänzlich auf die Hilfe der Indianer angewiesen, trotzdem nahm er sich heraus, letztere für ihre unzureichende Bevorratung zu kritisieren, uneingedenk der Tatsache, dass seine eigene Anwesenheit der Grund für das schnelle Ausgehen der Vorräte war.<sup>164</sup> Dieses Beispiel verdeutlicht die Ambivalenz, welche die Wahrnehmung der Europäer gegenüber Fremden prägte. Einerseits verklärten sie deren Gesellschaft, andererseits blickten sie auf sie herab und fanden Defizite, für die sie teilweise selbst verantwortlich waren, ohne dies jedoch zu erkennen oder zu erwähnen. Man darf in diesem Zusammenhang jedoch nicht unerwähnt lassen, dass trotz der generalisierenden Zuschreibung besonders von Untugenden auf die Gesamtheit der Indianer einzelne Autoren zwischen dem Kollektiv und Individuen differenzierten. Urs Bitterli identifiziert Champlain als ein Beispiel für diese Differenzierung:

In seinem Urteil über die Indianer, deren Freundschaft und kommerzielle Unterstützung er suchte, war Champlain erstaunlich differenziert und beschränkte seinen Tadel [...] in der Regel darauf, deren Irrgläubigkeit und einzelne damit verbundene Untugenden anzuklagen.<sup>165</sup>

Man darf bei der Untersuchung der Wahrnehmungsmuster nicht außer acht lassen, dass auch die Indianer kulturellen Vorannahmen unterlagen, was das Verhältnis zu den Europäern zusätzlich erschwerte. Kupperman bemerkt hierzu:

The first impulse of native leaders was to incorporate the English settlers as clients, and to understand their presence in terms of native ceremonial and political arrangements. In looking at the straggling early settlements, wholly dependent on native aid for food and training, they concluded that these outposts could be useful as allies and suppliers of trade goods. The goods themselves were incorporated into native life and assigned traditional meanings. This impulse was in many ways the mirror image of the English assumption that the Indians would naturally want to become civilized as Europeans understood civility. [...] Incorporation was the first and obvious way to deal with the other.<sup>166</sup>

---

<sup>164</sup> “nos viures commençoient à nous faillir, par le mauvais mesnage des Sauvages” aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.244

<sup>165</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.100-101

Als erste Aufgabe nach der Etablierung des Anderen als Fremdem galt es, die Fremden in die eigene Kultur einzubeziehen und somit auf längere Sicht zu assimilieren. Der von Kupperman verwendete Begriff des ‘incorporating’ umschreibt das jeweilige Management der Kulturkontakte auf beiden Seiten. Oft hatten beide Seiten die gleichen Erwartungen vom Verhalten der Fremden, ausgelöst durch kulturelle Vorannahmen, aus deren Nichteinhaltung die größten Enttäuschungen und Missverständnisse resultierten. Ausgehend von der eigenen Denkweise wurden gewisse Reaktionen des Gegenübers vorausgesetzt; erfolgten diese jedoch nicht, so führte dies zu einer negativen Einstellung und Haltung, da man keine Erklärung fand.

Interessanterweise schildern die Reiseberichte auch die Art und Weise, in die Entdecker ihre eigene Wahrnehmung auf diejenige der Indianer übertrugen, ohne dass die Berichtersteller daraus jedoch entsprechende Schlüsse oder Erkenntnisse zogen. So berichtet John Smith während seiner Gefangenschaft von seiner Ankunft im Dorfe Powhatans und der Reaktion der Krieger: “more than two hundred of those grim Courtiers stood wondering at him, as he had beene [sic] a monster.”<sup>167</sup> Die Wortwahl Smiths ist dabei aus mehreren Gründen bezeichnend. Als erstes fällt die Verwendung des Adjektivs *grim* auf, welches die Wahrnehmung Smiths charakterisiert. Als Gefangener der Ureinwohner, deren Reaktionen er noch nicht einschätzen konnte, schienen diese ihm automatisch als feindlich gesonnen. Seine Emotionen beeinflussen seine Wahrnehmung und führen zu diesem negativen Eindruck. Der zweite bemerkenswerte Punkt in Smiths Wortwahl liegt in der Bezeichnung der Indianer als *Courtiers*, also Höflingen, der Übertragung indigener Herrschaftsformen in europäische Kategorien. Da Häuptlinge meist in Ermangelung eines Äquivalents als Könige bezeichnet wurden, nahmen die um den Häuptling versammelten Krieger, an denen Smith vorbeigeführt wurde, automatisch den Stand von Höflingen ein. An dieser Stelle beeinflussten nicht nur seine Emotionen, sondern auch sein europäischer kultureller Hintergrund seine Wahrnehmung. Dies war Smith selbst nicht bewusst, er schilderte lediglich seine Empfindung, wie ein Monster bestaunt zu werden. Dass die Europäer bei ihrer Ankunft eine ähnlich Reaktion auf die Ureinwohner gezeigt hatten, wurde ihm deshalb nicht bewusst, weil er die europäische Sichtweise für berechtigt hielt, während die Reaktion der Indianer ihm unangemessen erschien. Man darf an dieser Stelle, ausgehend von Smiths Bemerkung, annehmen, dass das

---

<sup>166</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and the English*, S.174

<sup>167</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S. 101

Äußere der Engländer und Franzosen von den Ureinwohnern ebenso als ungewöhnlich eingestuft wurde, genau wie den Europäern die Nacktheit und Tätowierungen der Indianer als Markierungen von Wildheit galten. Beide Seiten waren fasziniert voneinander, obwohl diese Faszination mit Abscheu oder Herablassung gemischt war, die jedoch weder den Indianern noch den Europäern als beidseitig auffiel. Jede Gruppe nahm sich selbst als normal wahr und maß die Fremden mit den eigenen Maßstäben. Beide Kulturen bildeten sich eine Meinung über die jeweils als fremd wahrgenommenen Anderen und sahen sich der anderen Seite jeweils als überlegen an, wobei es keiner in den Sinn kam, sie könnte vom Gegenüber belächelt oder als minderwertig eingestuft werden.

Ein weiteres Beispiel für ein auf kulturellen Vorannahmen basierendes Missverständnis ist die Geste Häuptling Donnaconas, der, nachdem Cartier ihm seine Entscheidung, unter allen Umständen nach Hochelaga zu fahren, zu verstehen gegeben hatte, diesem ein junges Mädchen sowie zwei Jungen zum Geschenk machte. Cartier erkannte den Hintergrund dieser Geste nicht, die offenbar zu einer Allianz zwischen beiden Völkern führen sollte. Die Indianer wünschten sich die Franzosen als politische, militärische und Handelspartner und wollten sich deren Unterstützung sichern, bevor letztere dem mächtigeren Stamm von Hochelaga einen Besuch abstatteten. Das Mädchen sollte Cartier wahrscheinlich zur Frau gegeben werden, und für die beiden Jungen erwartete man ein Gegengeschenk in Form von Gefolgsleuten Cartiers, damit diese beim Stamm blieben und die Bindung zwischen beiden Parteien stärkten. Diese Handlung von Seiten der Indianer bildete einen von vielen Versuchen der bereits erwähnten Integration der Fremden. Natürlich kannten die Franzosen den Brauch des Personenaustausches bei den Indianern zu diesem frühen Zeitpunkt der Kontakte noch nicht, sie sahen die Kinder als Geschenk eines ihnen unterlegenen Stammes an, und es kam ihnen demzufolge nicht in den Sinn, sich anders als mit den üblichen Geschenken zu revanchieren. Zudem waren die Franzosen an einer Allianz mit den Algonquin zu diesem Zeitpunkt nicht interessiert, da diese ihnen keinerlei Vorteile eingebracht hätte. Diese Nichtübereinstimmung der jeweiligen Interessen beider Gruppen musste früher oder später zwangsläufig zu Problemen führen.

In diesem Zusammenhang ist es erstaunlich zu beobachten, dass der Brauch des Personenaustausches sich zum Zeitpunkt der Aufenthalte John Smiths bereits so sehr als fester Bestandteil der gegenseitigen Beziehungen etabliert hatte, dass er von den Engländern als Teil ihrer Kultur gesehen wurde, das heißt der ursprünglich indianische Brauch hatte seinen Weg

in die Vorgehensweise der Europäer gefunden: “according to our custome, we demanded to exchange a man in signe of love”.<sup>168</sup> Cartier verstand und akzeptierte diesen Brauch erst zu einem späteren Zeitpunkt: auf seiner dritten Reise liess er zwei Jungen bei einem befreundeten Häuptling, einerseits, so heißt es im Text, “to let him understand that the Captaine (Cartier) thought himself beholding unto him” und andererseits “to learne their language”.<sup>169</sup> Er hatte also mittlerweile die Bedeutung des Brauches nicht nur erkannt, sondern war zudem bereit, ihn in gleichem Maße zu erwidern. Parallel dazu war er sich durchaus der Nützlichkeit französischer Dolmetscher bewußt, d.h. er zog doppelten Nutzen aus seiner Handlung: Respekt für indianische Traditionen und verlässliche Dolmetscher für sich selbst.

Im Gegensatz zu diesen Beispielen für das wachsende Verständnis und die Akzeptanz dieses Brauches finden sich in Champlains Berichten gegenteilige Bemerkungen. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1611 kündigt Champlain an, er wolle ‘seinen Wilden’ wieder zu dessen Stamm, den Huronen, zurückbringen und im Gegenzug seinen Diener, Etienne Brûlé, von dort abholen, den er im Vorjahr als ‘Geisel’ zurückgelassen hätte: “L’an 1611 je remenay mon Sauvage à ceux de sa nation, qui devaient venir au grand Sault Saint Louis, & retirer mon serviteur qu’ils avaient pour ostage.”<sup>170</sup> Auffällig an dieser Stelle sind zwei Umstände: zum einen, dass Champlain von ‘meinem Wilden’ spricht, d.h. ihn auch nach längerem Beisammensein nicht beim Namen nennt. Erstaunlich daran ist, dass der Indianer keinen christlichen Namen erhalten hatte, da normalerweise alle mitgeführten Ureinwohner in Frankreich getauft wurden. Dies läßt darauf schließen, dass der Mann für Champlain trotz seiner langen Anwesenheit an Bord nicht als Individuum, sondern immer nur als Wilder angesehen wurde. Der zweite Umstand von Interesse ist, dass Champlain von seinem Diener als Geisel spricht. Ihm war der Brauch des Austausches von Männern also entweder noch nicht bekannt, oder er nahm daran Anstoß, sich nach den Bräuchen der Indianer richten zu müssen, da es ihm offensichtlich schwergefallen war, einen seiner Männer zurückzulassen. Für Champlain war der Austausch also kein Zeichen einer Annäherung oder kein Bemühen um gute Beziehungen oder eine Allianz, sondern ein geschäftlicher Handel, der in Kauf genommen werden musste, um das eigene Vorankommen auf dem nordamerikanischen

---

<sup>168</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.128

<sup>169</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.103

<sup>170</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.167

Kontinent zu erleichtern. Der Nützlichkeitsaspekt stand für Champlain zweifelsohne im Mittelpunkt des Austausches.

Weitere Charakteristika der indianischen Kultur, die von den Europäern nicht oder unter einem falschen Blickwinkel wahrgenommen wurden, waren unter anderem die Gastfreundschaft und die Großzügigkeit der Indianer. Diese wurden von den Europäern zwar, ohne zu zögern, in Anspruch genommen, aber oft nicht im selben Umfang erwidert. So sah der Brauch der Indianer es vor, dass ein Gast das Recht hatte, sich von seinem Gastgeber zu nehmen, was ihm gefiel, solange das Ganze durch die selbe Geste erwidert wurde. Die Europäer nahmen in diesem Zusammenhang das Angebot der Indianer, ihre Vorräte mit ihnen zu teilen, zwar bereitwillig an, waren sich des Prinzips der Gegenseitigkeit aber nicht bewusst und bezeichneten die Indianer, wenn sich diese im Austausch nahmen, was ihnen gefiel, als Diebe, während die Indianer ihrerseits die Europäer als geizig ansahen.<sup>171</sup> Beide Seiten setzten voraus, dass die jeweils andere Seite nach den gleichen Regeln handelte, und beide waren enttäuscht, wenn sich dies als Fehler herausstellte. Dieses Unvermögen, die Beweggründe des anderen zu verstehen, führte zu einer Änderung im Verhalten der Indianer, deren Gastfreundschaft gegenüber den Franzosen und Engländern schnell abnahm, während die Europäer, überzeugt davon, dass die Indianer Diebe waren, ihnen weniger und weniger vertrauten und im Umgang mit ihnen zunehmend misstrauischer wurden.

Auch die indianische Auffassung von Besitzlosigkeit und der Umstand, dass die Europäer diesen Aspekt indianischen Lebens nicht erkannten, trugen zu Missverständnissen und zu einer Verschlechterung der gegenseitigen Beziehungen bei. Den Ureinwohnern Amerikas war kein Privatbesitz bekannt: Land, Nahrung und Werkzeuge gehörten allen und wurden aufgrund des nomadischen Lebensstils oft zurückgelassen und nach Bedarf neu hergestellt. Champlain beschreibt diesen Umstand in seinen Berichten zwar, schien aber nicht dazu in der Lage zu sein, Schlussfolgerungen aus diesen Beobachtungen zu ziehen.<sup>172</sup> Das Konzept der

---

<sup>171</sup> Obwohl Cartier die Tatsache bekannt zu sein schien, dass die Indianer keinen Privatbesitz<sup>171</sup> hatten, bezeichnete er sie dennoch an einigen Stellen als Diebe. Dass er diese Bezeichnung trotz seines Wissens verwendete, erstaunt, da ihm die Kenntnis ihrer Auffassung vom Allgemeinbesitz aller die Antwort auf ihr 'diebisches' Verhalten gegeben haben sollte.

<sup>172</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.301, "chacun vit de ce qu'il peut pescher & recueillir, ayant autant de terre comme il leur est necessaire"

Besitzlosigkeit mag dazu beigetragen haben, dass die Europäer die Indianer als schamlose Diebe und Bettler ansahen:

If the natives were shameless beggars this too was probably due to a habit of thought which denied to others exclusive rights of ownership. [...] They were without the background of conventions which had become second nature in Europe.<sup>173</sup>

Diese Entwicklungen ergaben sich einzig und allein aus dem Unvermögen beider Seiten, sich über die Beweggründe für Handlungen der Anderen klar zu werden. Ob Mißverständnisse hätten vermieden werden können, ist fraglich, da es, selbst wenn das Bemühen vorhanden gewesen wäre, aus Gründen der fehlenden Kommunikation in den ersten Monaten und Jahren unmöglich war, die Bedeutung von Bräuchen und die Erwartungen, die an ein gewisses Verhalten geknüpft waren, einander verständlich zu machen. Erstaunlich für den heutigen Beobachter ist nur, dass die Motive und Erwartungen der Ureinwohner in den Reiseberichten nicht erwähnt wurden, obwohl sich die Entdecker ihrer bewusst gewesen sein mussten.

Die Repräsentation der Indianer nimmt verständlicherweise in den einzelnen Reiseberichten einen wichtigen Platz ein. Im Zusammenhang mit der Kolonialisierung galt es sowohl, sie zu verstehen, da man mit ihnen auf lange Sicht würde leben müssen, als auch, potentielle Siedler von der Möglichkeit des Miteinanderlebens zu überzeugen. Keineswegs selbstverständlich ist jedoch der Stellenwert, den Cartier den Indianern in seinen Berichten einräumte. Hält man sich Cartiers vorgegebene Ziele vor Augen, so ist es um so bemerkenswerter, wie sehr er auf die Eingeborenen einging, da sein Auftrag in erster Linie die Suche nach Bodenschätzen und des Zugangs zum Pazifik vorsah. Die sehr detaillierten und größtenteils auch fundierten Beschreibungen der Indianer in seinen Berichten machen deutlich, dass er sich für die Lebensweise der Bewohner des St. Lorenz interessierte. Nichtsdestoweniger entsprachen seine Beschreibungen nicht immer der Realität, und seine Einstellung zu den Eingeborenen kann, wie auch die der anderen Entdecker, nur als gespalten beziehungsweise widersprüchlich beschrieben werden. Sie schwankte zwischen Faszination und Abscheu, zwischen Bewunderung und Herablassung, Freundschaft und Feindseligkeit, Vertrauen und Furcht:

---

<sup>173</sup> George M. WRONG, *The Rise and Fall of New France*, S. 236

Cartier arrived in eastern North America already somewhat familiar with the character of its inhabitants. That doubtless explains the matter-of-fact tone to his description of the scattered groups his expedition came across along the coast of Labrador. [...] From first contact he feared them or at least doubted their trustworthiness, especially if he was outnumbered. He would retain that suspicion and fear even after numerous experiences of welcoming hospitality, though he would tell King Francis I of “their kindness and peacefulness”.<sup>174</sup>

Diese Widersprüchlichkeit manifestiert sich in Cartiers Berichten, die den Indianer abwechselnd als unzivilisiert, simpel, verräterisch, beneidenswert, ekelerregend, von physischer Schönheit und als tapferen Krieger bezeichnen. Diese ambivalente Einstellung findet sich auch bei anderen Verfassern und lässt sich sowohl mit den sich ändernden Beziehungen und Kräfteverhältnissen als auch mit der zunehmenden Kenntnis des Lebensstils der Indianer erklären. Jede Aktion der Indianer wurde genauestens beobachtet und gedeutet, wobei oft vorschnell und übertrieben Gefahr gesehen wurde. Der Umstand, dass das Überleben der Europäer von der Duldung der Indianer abhing, erklärt dieses Verhalten. Bei Cartier findet sich diesbezüglich die folgende Textstelle:

But a man must not trust them for all their faire ceremonies and signes of ioy, for if they had thought they had beene too strong for us, then would they have done their best to have killed us, as we understood afterward.<sup>175</sup>

Woher Cartier diese Information hatte, ist unklar. Sein Gefühl ist insofern verständlich, als dass die Franzosen ein permanentes Misstrauen gegenüber den Ureinwohnern empfanden, da sie zahlenmäßig unterlegen waren und zu jeder Zeit mit einem Stimmungsumschwung der Indianer rechnen mussten. Warum aber der Zusatz ‘as we understood afterward’? Hatte Cartier diese Information von den Entführten selbst? Wurden die Franzosen gewarnt, oder aber machten sie diese Erfahrung später? Beides liegt im Bereich des möglichen, letzteres ist jedoch wahrscheinlicher, da ausser den Franzosen selbst keine europäische Nation in Kanada vertreten war, die sie vor den Täuschungsmäñern der Indianer hätte warnen können.

Trotz seines ‘ethnologischen’ Interesses war Cartier jedoch nicht dazu in der Lage, die Indianer wirklich zu verstehen, seine Position war mehr eine beschreibende und vor dem Hintergrund seiner Kultur deutende. Sein Bild von ihnen war bereits zu vorgefertigt und

---

<sup>174</sup> The voyages of Jacques Cartier, S.xxi

<sup>175</sup> Jacques CARTIER: *The voyages of Jacques Cartier*, S.104

gefestigt, als dass er zu einer positiveren, aufmerksameren und verständnisvolleren Sichtweise hätte finden können.

Auch Champlains Einstellung gegenüber den Indianern war zwiespältig: einerseits respektierte er sie und sah sie als gleichberechtigte Menschen, als Handelspartner und als Informanten an, auf deren Hilfe die Franzosen angewiesen und denen sie in gewissem Sinne ausgeliefert waren, andererseits bezeichnete er sie auch nach Jahren des gegenseitigen Umgangs miteinander als Wilde und vertraute ihnen nie vollkommen. Die Ureinwohner waren in seinen Augen unzivilisiert, eine Wahrnehmung, die sich auch im Laufe seiner Kontakte mit ihnen nicht ändern sollte. Als die Indianer ihm beispielsweise von einem Volk berichteten, dass weit im Norden lebe und mit seinen blonden Haaren und der blassen Haut den Franzosen ähnele, nahm er automatisch an “que se soient gens plus civilisez qu’eux”<sup>176</sup>, weil ihr Aussehen seinen Vorstellungen von Kultiviertheit entsprach. Ähnlich zwiespältig war seine Auffassung ihres Lebensstils: obwohl dieser ihm und allen anderen Europäern miserabel erschien, erkannte er doch an, dass die Indianer glücklich waren: “Leur vie est miserable au regard de la nostre, mais heureuse entr’eux qui n’en ont pas gousté de meilleure”<sup>177</sup>

Obwohl Champlain die Ureinwohner generell als Wilde ansah, hielt ihn dies nicht davon ab, gewisse Aspekte ihres Lebens mit Bewunderung zu betrachten. Ein Beispiel hierfür findet sich in der Beobachtung einer Hirschjagd, die von ihm mit den Worten “Je prenois un singulier plaisir à les voir ainsi chasser, remarquant leur industrie” kommentiert wird.<sup>178</sup> Die Art der Beziehung Champlains zu den Indianern war gespalten: bezeichnete er sie einerseits fast ausschliesslich als Wilde und sprach ihnen fast jegliche Kultur ab, so war er andererseits aufrichtig betrübt über den Tod eines befreundeten Indianers, was Rückschluss auf eine Annäherung zu einzelnen Individuen gibt.<sup>179</sup> Mit fortschreitendem Kontakt begann er zudem, nicht mehr generell von Wilden zu sprechen, sondern gab immerhin die Stammesnamen der Ureinwohner in seinen Berichten an. Der Fremde wurde offenbar mit zunehmender Vertrautheit weniger bedrohlich und erhielt eine Identität, die ihm bei früheren Kontakten

---

<sup>176</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.284

<sup>177</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.286

<sup>178</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.253

<sup>179</sup> “j’estois fort affligé d’avoir entendu d’autres tristes nouvelles, à sçavoir la mort de l’un des leurs parents & amis, que nous tenions comme le nostre, & que ceste mort avoit peu causer une grande desolation.” aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.278

abgesprochen worden war. Erst im letzten Teil seines Berichtes widmet Champlain einen ausführlichen Teil den Sitten und der Lebensweise der Indianer, deren Bild sich für ihn besonders im Verlauf des bei ihnen verbrachten Winters erheblich geändert hatte.

Die Wahrnehmung der Indianer von Seiten der Engländer unterschied sich nur geringfügig von der der Franzosen. Harriot beschreibt sie als arm und ungelernt im Vergleich zu den Engländern: “In respect of us they are a people poore, and for want of skill and judgement in the knowledge and use of our things, doe esteeme our trifles before thinges of greater value.”

Im selben Atemzug preist er andererseits aber auch ihre Vorteile an, dass heisst auch sein Verhältnis zu den Ureinwohnern Nordamerikas war zwiespältig, er empfand im Vergleich zu den restlichen Autoren jedoch keine Furcht.<sup>180</sup> Obwohl Harriot nur kurz auf den Charakter und die Eigenschaften der Indianer eingeht, lässt sich aus seinen Aufzeichnungen eine von den anderen drei Autoren abweichende Art der Wahrnehmung feststellen: obwohl auch er die Ureinwohner als unzivilisiert ansah, zeichnet er sie nicht negativ. Harriot schien sie nie als potentielle Feinde anzusehen, sondern lediglich als Studienobjekte und als Angehörige eines Volkes, das der Zivilisierung und Missionarisierung durch die Europäer dringend bedurfte.

Die Beschreibung der Indianer bei Captain John Smith ist trotz der fortgeschrittenen Kontakte ähnlich ambivalent wie die früherer Autoren:

They are very strong, of an able body and full of agilitie [...]. They are inconsistent in every thing, but what feare constraineth them to keepe. Craftie, timerous, quicke of apprehension, and very ingenuous. Some are of disposition fearefull, some bold, most cautelous, all Savage. [...] They are soone moved to anger, and so malicious, that they seldome forget an injury<sup>181</sup>

Die Beschreibungen von Kleidung, Schmuck, Behausungen und Nahrungsbeschaffung sind im Vergleich zur teilweise stark negativen Auffassung des Charakters der Ureinwohner deutlich positiver.<sup>182</sup>

---

<sup>180</sup> “they seeme very ingenious; For although they have no such tooles, nor any such craftes, sciences and artes as wee; yet in those thinges they doe, they shewe excellencie of wit.” aus: Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>181</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.62

<sup>182</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.61-66

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Wahrnehmung fremder kultureller Elemente und Personen sowohl positive als auch negative Auswirkungen auf alle beteiligten Parteien hatte:

[...] foreign cultural elements attracted interest and won at least partial acceptance [...]. Yet other times they provoked suspicion and met hostile resistance and even violence. In any case, though, they brought about responses and reactions that had consequences of some moment for the cultural identities of all parties involved in cross-cultural transactions.<sup>183</sup>

Die Darstellung der Indianer wurde hierbei von diversen Faktoren beeinflusst, die in die unterschiedlichsten Beschreibungen mündeten.

To make America and the Americans more readily attractive, fantasy ran ahead of reality, with myths ranging from the Golden Age to the Gilded Man: at first monstrous, the Indian was beautified as an Arcadian nude, a Patagonian giant, or just another sort of Chinese.<sup>184</sup>

Trotz dieser Vielfalt von Etikettierungen und der Arten von Wahrnehmung, die diesen vorausgingen, ähneln sich die von den Europäern projizierten kulturellen Vorannahmen und Wahrnehmungsmuster generell stark. Indianer wurden zwar grundsätzlich als Bedrohung und als unterlegen wahrgenommen, was jedoch ein Lob gewisser Aspekte ihrer Lebensweise nicht ausschloss. Obwohl die Vorannahmen und Projektionen der Franzosen und Engländer viele Tatsachen verfälschten oder zu Missverständnissen beitrugen, war dieser Vorgang jedoch unvermeidbar, da die menschliche Wahrnehmung automatisch auf frühere Erfahrungen zurückgreift und Vergleiche mit bereits Bekanntem anstellt, um den Umgang mit dem Neuen zu erleichtern.

Nach der Darstellung der Wahrnehmung kultureller Merkmale der indianischen Lebensweise werden im Folgenden die politischen Absichten und Hintergründe sowohl der Europäer als auch der Indianer, sowie die Rolle von Religion untersucht, da auch sie die Darstellungs- und Vorgehensweise beider Seiten entscheidend beeinflussten.

---

<sup>183</sup> Jerry H. BENTLEY: *Old World Encounters*, New York (1993), S.19f

<sup>184</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.890

## **5.4 Die Rolle von Politik & Religion in den Reiseberichten der Renaissance.**

### **5.4.1 Politische Absichten und Hintergründe**

Before the newcomers could proceed to their larger goals of profiteering and domination, [...] they had to learn enough about the American "others" to win their confidence and friendship, get them to supplement always-inadequate supplies, and induce them to reveal the sources of America's presumed wealth.<sup>185</sup>

James AXTELL, *Natives and Newcomers*

Die Beziehungen zwischen Indianern und Europäern wurden permanent von politischen Erwägungen auf beiden Seiten geprägt und beeinflusst. Es wäre falsch zu sagen, dass die Europäer die Indianer ausnutzten und benachteiligten, denn beide Seiten hatten in erster Linie und verständlicherweise den eigenen Vorteil, die eigenen Interessen und die eigene Sicherheit im Auge und so gab es in gewisser Weise beim Ringen um politische, militärische und wirtschaftliche Vorteile keinen 'Gewinner'.

Was die Politik der Indianer betraf, welche für die Europäer größtenteils nicht erkennbar war, so war diese komplexer und vielschichtiger als letztere es je vermuteten. Die Rivalitäten zwischen den einzelnen Stämmen waren groß; in Kriegen ging es in erster Linie um Land, das für das Überleben jedes Stammes vonnöten war. Die besten Jagdgründe und strategische Stellen, an denen Handelszölle von anderen Stämmen erhoben werden konnten, waren hart umkämpft. Die Ankunft der Franzosen und später der Engländer hatte tiefgreifende Auswirkungen auf die indianischen politischen Verhältnisse, deren sich die Europäer nicht bewusst waren. Die Indianer erkannten schnell, dass die Überlegenheit der Neuankömmlinge, ihre Waffen und ihre vermeintlichen übermenschlichen Kräfte ihnen zu einem enormen Vorteil gegenüber ihren Feinden verhelfen konnten. Sie strebten von Anfang an nach Allianzen und versuchten, die Franzosen mit diversen Mitteln an sich zu binden, um ihren Vorteil nicht an einen anderen Stamm zu verlieren. Man wachte eifersüchtig über die Europäer und versuchte sie mit vielfältigen Ausreden davon abzuhalten, ins Landesinnere vorzudringen, wo sie auf andere Stämme gestoßen wären. Als Cartier, um nur ein Beispiel zu nennen, sich bei Donnaconas Stamm erkundigte, ob man ihn in das weiter flussaufwärts liegende Hochelaga, das heutige Montréal, begleiten würde, von dem er sich erhoffte, dass es

---

<sup>185</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.39

ihn seiner Westpassage näher bringen würde, änderten die Indianer nach einer anfänglich gegebenen Zusage plötzlich ihre Meinung und versuchten mit unterschiedlichen Mitteln, die Franzosen von ihrer geplanten Reise abzuhalten. Die Gründe hierfür waren politischer Art: der in Hochelaga ansässige Stamm kontrollierte den Fluss und alle umliegenden Stämme; Donnacona hoffte, mit Hilfe der Franzosen als starke Verbündete diese Vorherrschaft beenden zu können, und versuchte daher, jede Kontaktaufnahme zwischen den Fremden und dem in Hochelaga ansässigen mächtigeren Stamm zu verhindern.

Ein weiterer Umstand, der politischen Durchblick der Indianer demonstriert, war die Veränderung der Machtbalance zwischen Franzosen und Ureinwohnern. Während die Franzosen unter Cartier zu Beginn der Kulturkontakte aufgrund ihres Rufes als Wesen mit übernatürlichen Kräften die stärkere Position bei Verhandlungen innehatten und die Preise diktieren konnten, hatten sich die Rollen beider Parteien gegen Ende der zweiten Reise Cartiers bereits merklich verändert; es hatte eine Art Machtwechsel stattgefunden, der sich an mehreren Zeichen ablesen läßt: die Franzosen, geschwächt durch den eben erst überwundenen Skorbut und den unerwartet strengen Winter, waren stark auf die Hilfe der Indianer angewiesen, um überleben zu können, und fürchteten gleichzeitig, die Ureinwohner könnten ihren Zustand der Hilflosigkeit erkennen und sie aus dem Land vertreiben. Die Indianer hatten im Gegensatz dazu gelernt, sich den Franzosen gegenüber durchzusetzen, sie hatten ihr Interesse an Cartier als Verbündetem aufgegeben und fühlten sich aus diesem Grund den Franzosen nicht mehr verpflichtet. Diese Haltung wird deutlich, als die Indianer den Franzosen zwar ihre Lebensmittelvorräte anboten, jedoch zu so hohen Preisen, dass letztere das Angebot nicht annehmen konnten. Die Eingeborenen hatten gelernt, den Wert ihrer Waren einzuschätzen und diese eher zu behalten, als sie unter Wert zu verkaufen, denn als die Franzosen ihnen ihre Lebensmittel nicht abkauften, nahmen sie diese wieder mit ins Dorf zurück, anstatt, wie zu Beginn der Beziehungen, selbstlos mit den Fremden zu teilen oder kleine Geschenke im Austausch zu akzeptieren.<sup>186</sup>

In ähnlicher Weise verhielt sich auch Powhatan gegenüber Smith. Die Indianer wurden sich schnell der Tatsache bewusst, dass die Europäer in ihrer Nahrungsbeschaffung auf sie angewiesen waren, und begannen, die Preise zu diktieren. Powhatan gedachte zudem, sein Wissen und seinen Vorteil diesbezüglich auszunutzen, indem er die Engländer auszuhungern

---

<sup>186</sup> Henry S. BURRAGE: *Original Narratives.*, S. 77f.

versuchte. Sein Plan schlug jedoch aufgrund Smiths Bereitschaft, im Notfall Gewalt anzuwenden und sich die Herausgabe von Korn zu erzwingen, fehl. Die Abhängigkeit voneinander mochte größtenteils zwar gegenseitig gewesen sein, doch nur die Europäer brauchten die Indianer, um zu überleben.

Wie die Erfahrungen sowohl der Franzosen als auch der Engländer zeigen, hatten Europäer und Indianer im Laufe der Kulturkontakte in einem schleichenden Prozeß ihre Positionen getauscht. Die Europäer waren sich wohl bewusst, wie sehr sie auf die Ureinwohner angewiesen waren, und letztere hatten erkannt, dass es sich bei den Neulingen keinesfalls um übermenschliche Wesen handelte und dass diese zudem ganz offensichtlich nicht an einer Allianz interessiert waren, sondern sich lediglich für das Land und seine Rohstoffe interessierten. Obwohl Cartier, von den Entführungen abgesehen, den Eingeborenen nie wirklich Leid zugefügt hatte (zumindest seinen Berichten nach zu schließen), hatte er es mit seinem Verhalten und seiner Behandlung der Indianer insgesamt unmöglich gemacht, auf Dauer freundschaftliche Beziehungen zu etablieren. Hatten die Eingeborenen die Fremden bisher noch geduldet, so änderte sich auch dieses Verhalten mit Beginn der dritten Reise, als die Absicht der Franzosen, eine Kolonie zu errichten und sich somit permanent niederzulassen, deutlich wurde. Von diesem Zeitpunkt an setzten die Indianer deutliche Zeichen, und offene Feindseligkeit brach aus. Da die Indianer das Kräfteverhältnis im Laufe der Zeit jedoch richtig einzuschätzen gelernt hatten, ließen sie sich nicht auf einen offenen Kampf ein, sondern führten ihre Angriffe aus dem Hinterhalt.

Nur wenige der Europäer waren sich der politischen Hintergründe von Seiten der Ureinwohner bewusst und machten sie sich zunutze. Zu ihnen gehörte Champlain: Er entschied sich bewusst für eine Allianz mit den Huronen und Montagnais gegen die Irokesen, um vor Angriffen ersterer sicher zu sein, und weil er sich von ihnen versprach, sie würden ihm dabei helfen, tiefer ins Landesinnere vordringen zu können. Auf die Bitte des Stammes von Häuptling Tessaoüat, ihm Krieger als Unterstützung im Kampf gegen die Irokesen zur Verfügung zu stellen, gab Champlain ihm seine Zusage, basierend auf der folgenden Überlegung:

*J'advisay qu'il estoit tres necessaire de les assister, tant pour les obliger davantage à nous aimer, que pour moyenner la facilité de mes entreprises, & decouvertes,*

qui ne se pouvoient faire en apparence que par leur moyen, & aussi que cela leur feroit comme un acheminement & preparation pour venir au Christianisme.<sup>187</sup>

Seine Motive waren politischer Natur und dienten einerseits der Erhaltung der guten Beziehungen zum Stamm, andererseits sollte dies jedoch vor allem der Erleichterung seiner Pläne und einer Wegbereitung des christlichen Glaubens dienen. Seine Politik in Kanada basierte auf gegenseitigen Hilfeleistungen, die beiden Parteien zum Vorteil gereichen würden, was ihn von vielen anderen Entdeckern abhebt und seine Beliebtheit bei den Indianern erklärt.

Den Franzosen war generell an einer politischen Neutralität gelegen, da diese es ihnen erlaubt hätte, sich allen Stämmen auf einer neutralen Ebene zu nähern, anstatt in ihre Stammesfehden verwickelt zu werden. Eine Entscheidung für einen Stamm brachte notwendigerweise den Abbruch der Beziehungen zu anderen, verfeindeten Stämmen mit sich, was nicht im Interesse der Franzosen lag, deren Hauptinteresse in der Erkundung des Landes und nicht in der Einmischung in die Angelegenheiten der Indianer lag. Es war ihnen jedoch generell nicht möglich, politisch neutral zu bleiben, sosehr sie diesen Zustand auch anstrebten:

Champlain – and France – had a choice of two courses. The first was a policy of strict neutrality, of aloofness from Indian wars. It would have strengthened the position of France with regard to the Iroquois. It would have enabled the French to establish a dominating military force in America, to judge and arbitrate native quarrels, to impose peace [...]. It would have given the French access to the Iroquois country, and hence control of the whole American hinterland. The trouble is that such a course was practically impossible. French colonial policy was still unformed [...]. Never during Champlain's lifetime were there a hundred French residents in all of Canada. In the circumstances, any effort on the part of the French to impose peace by force would have been simply grotesque. What the French wanted of America was furs and fish. [...]. Since the favour of the Algonquins, who commanded the river, was necessary to them, they offered alliance, though recognizing [...] that they were allying themselves with the weaker party.<sup>188</sup>

Nachdem die Franzosen erkannt hatten, dass eine neutrale Haltung nicht möglich war und dass ihnen keine andere Wahl blieb, als Stellung zu beziehen und Bündnisse einzugehen, versuchten sie in bezug auf ihre Allianzen die richtige Wahl zu treffen, um sowohl ihre

---

<sup>187</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.240

<sup>188</sup> Morris BISHOP: *Samuel de Champlain: The Life of Fortitude*, S.49

Sicherheit und ihre Handelsbeziehungen als auch die Unterstützung der Indianer beim Vordringen in das Landesinnere erhalten und garantieren zu können.

Champlain entwickelte im Laufe seines Aufenthaltes in Kanada seine eigene Kolonialpolitik, die auf einem System der Freundschaft zwischen Franzosen und Indianern basierte. Er hatte über die Jahre hinweg sowohl die guten als auch die schlechten Seiten der Indianer kennen gelernt und begann, sie als Individuen anzusehen:

They seemed to him no longer mysterius hostile halfmen, dancing apes; they were true men and women, each with a soul [...]. They could be friends and helpers of the French, or they could be murderous enemies. Which they would be depended entirely on the French.<sup>189</sup>

Dies war eine für die Reisenden erstaunliche Einsicht: Das Verhältnis hing einzig und allein von den Franzosen selbst ab und nicht von der Einstellung der “Wilden”. So sehr die Franzosen sich politische Neutralität gewünscht hätten, um die Vermittlerrolle spielen zu können und keinem der Stämme verpflichtet sein zu müssen, sie waren von dem Moment an gezwungen, sich in das politische Spiel einzumischen, als sie sich dazu entschlossen, sich permanent in Kanada niederzulassen.

Champlain verhandelte hart, wenn es darum ging, den Indianern das Versprechen abzunehmen, ihn als Gegenleistung für seine militärische Unterstützung in das Landesinnere zu begleiten. Er machte sich die Taktik der Indianer zu eigen, um an seine Ziele zu gelangen, stieß dabei jedoch wiederholt auf den Widerstand der Indianer, die taktierten, um ihren Informationsvorsprung, der sie so unersetzlich für die Europäer machte, nicht zu verlieren. Die beidseitigen Manöver bestanden hierbei aus ausgefeilten diplomatischen Verhandlungen, bei denen es galt, den eigenen Vorteil zu wahren, ohne dabei den jeweiligen Bündnispartner zu verärgern. So bat Champlain beispielsweise die Indianer darum, zwei junge Franzosen namens Etienne Brûlé und Nicolet bei sich aufzunehmen, um ihnen “das Land zu zeigen”, wie er es ausdrückte. Dass es ihm dabei darum ging, zuverlässige Informanten zu erhalten, war beiden Seiten wohl bewusst, denn die Indianer bemühten sich, einen plausiblen Grund für eine Ablehnung zu finden, da sie mit der Aufnahme der Franzosen ihren Informationsvorsprung und somit ihren Nutzen für die Franzosen gefährdet hätten.<sup>190</sup> Im Bericht der sechsten Reise im Jahre 1611 teilten die Indianer Champlain mit, ein mit ihm rivalisierender Händler hätte

---

<sup>189</sup> Morris BISHOP: *The Life of Fortitude*, S.115

<sup>190</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.210

sie gebeten, seinen Sohn bei sich aufzunehmen, um ihre Sprache zu lernen. Aus Respekt für ihn würden sie jedoch zunächst seine Zustimmung suchen. Champlain gab diese Zustimmung unter der Bedingung, dass dem Jungen nur Algonquin beigebracht werde, da er selbst bereits über mehrere Algonquin-Dolmetscher verfügte, jedoch nur einen Mann hatte, der die Sprache der Huronen beherrschte und dem Händler keinen Vorteil sich selbst gegenüber geben wollte.<sup>191</sup>

Champlain war sich auf seinen Aufenthalt in Kanada seiner Abhängigkeit von den Ureinwohnern bei der Erkundung des Landesinneren bewußt. Im Rahmen seiner Suche nach der Pazifikpassage hörte er im Jahre 1609 von einem weit ins Landesinnere reichenden, unerforschten Wasserlauf, der angeblich, so die Indianer, in Salzwasser endete: der Hudson Bay. Trotz seines Wunsches, diesem Wasserlauf zu folgen, musste Champlain einsehen, dass er auf die Hilfe der Indianer angewiesen war, die diese ihm in diesem Fall aus politischen Gründen verweigerten: “J’ai souvent désiré faire ceste découverte, mais je ne l’ay peu faire sans les Sauvages, qui n’ont voulu que j’allace avec eux ”.<sup>192</sup>

Champlain scheute sich nicht, in seinem Bericht offen seine Taktik zum Erhalt der guten Beziehungen darzulegen. Er bediente sich zudem der Indianer, um eigene politische Ziele durchzusetzen: indem er in seinem Bericht erwähnte, die Indianer seien aufgrund der hohen Anzahl von Händlern, die nach Québec kämen, unzufrieden, kritisierte er indirekt die vorausgegangene Aufhebung des Handelsmonopols durch die Krone, die es jedem Händler ermöglichte, Profite in Kanada zu machen. Dies betraf seine persönlichen Einnahmen, da er einer der Nutznießer des Monopols gewesen war. Er kritisierte somit die Entscheidung des Königs, ohne dabei jedoch direkt Einspruch zu erheben und somit den Unmut seines Monarchen zu erregen.<sup>193</sup>

John Smith war ähnlich anpassungsfähig; Er erwarb sich den Respekt der Indianer durch eine Mischung von Taktieren und Gewalt, die ihm die Erfüllung seiner Ziele sicherte: Das Überleben seiner Kolonie und die Erschließung der Umgebung:

---

<sup>191</sup> Morris BISHOP: *Samuel de Champlain: The Life of Fortitude*, S.180

<sup>192</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.121

<sup>193</sup> Morris BISHOP: *Samuel de Champlain: The Life of Fortitude*, S.175

To express all our quarrels, trecheries and encounters amongst those Salvages I should be too tedious: but in breefe, at all times we so incountred them, and curbed their insolencies, that they concluded with presents to purchase peace<sup>194</sup>

Er war neben Champlain zudem einer der ersten Entdecker, der die Notwendigkeit erkannte, die Indianer zu studieren, um sie verstehen, einschätzen und somit letztendlich beherrschen zu können, um auf diese Weise das Überleben der jungen Kolonie zu garantieren. Er verteidigte seine Vorgehensweise gegenüber den Aktionären und Geldgebern, die die Virginia Company bildeten und sowohl den Mangel an Handelsgütern und Bodenschätzen aus Virginia als auch Smiths oft gewaltsamen Umgang mit den Ureinwohnern kritisierten:

We [Smith and the Council] sent him [Captain Argall, sent with provisions from England] for England, with a true relation of the causes of our defaultments, and how imposible it was to returne that wealth they expected, or observe their instructions to indure the Salvages insolencies, or doe any thing to any purpose, except they would send us men and meanes that could produce that they so much desired: otherwise all they did was lost<sup>195</sup>

Diese Art von Anpassung an die Verhältnisse vor Ort und dieser Verhandlungswillen fehlen bei Cartier und Harriot: Cartiers Interesse an den Indianern war, wie bereits erwähnt, anders geartet, da sein Aufenthalt immer nur als vorübergehend geplant war und ihm daher an Allianzen nicht gelegen war, während Harriot kein Taktiker war; Sein Interesse an den Ureinwohnern war mehr wissenschaftlicher, kommerzieller und apologetischer als politischer Art.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Beziehungen zwischen Europäern und Ureinwohnern von politischen Hintergründen und Absichten geprägt waren, die teilweise verdeckt und teilweise offen diskutiert wurden. Die Situation, in der sich beide Seiten befanden, war zu wichtig in Bezug auf die jeweiligen Interessen, als dass man sich einander unbefangen und ohne Hintergedanken hätte nähern können. Den Europäern ging es darum, auf dem neuen Kontinent Fuß zu fassen, seine Rohstoffe zu nutzen und dabei den anderen europäischen Großmächten gegenüber einen Vorteil zu gewinnen. Den Indianern ging es darum, wichtige Handelspartner und militärische Verbündete zu erhalten. Schon bald lernten beide Seiten die Absichten der anderen kennen und setzten sie für ihre Zwecke ein. Dies war

---

<sup>194</sup> John SMITH: *The Generall Historie*, S.122

<sup>195</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.185

jedoch ein Prozess der Gegenseitigkeit. Es entstand zunächst eine Art Machtbalance, da man aufeinander angewiesen war und unmöglich ohne einander auskommen konnte. Erst mit der zunehmenden Kolonialisierung unter Champlain sowie Smith begann das politische Taktieren eine zunehmend wichtige Rolle zu spielen, wobei die Positionen beider Seiten sich zu verändern begannen. Die gegenseitigen Beziehungen sowie die Kommunikation miteinander wurden permanent von politischen Hintergedanken und Absichten beeinflusst, da alle am Kulturkontakt Beteiligten danach trachteten, ihren Vorteil durch den Nutzen, den sie für die jeweils andere Seite darstellten, beizubehalten.

#### **5.4.2 Intendierte Adressaten der Berichte**

Bevor auf die Adressaten der untersuchten Berichte eingegangen werden kann, sollen zunächst kurz einige Informationen über den Stellenwert und die Verbreitung der Reiseliteratur im späten Mittelalter und dem 17. Jahrhundert gegeben werden, da diese direkte Auswirkungen auf die Leserschaft hatten. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass die in den Katalogen des Britischen Museums aufgeführten zeitgenössischen Titel französischer und englischer Reiseberichte weitaus weniger zahlreich als andere, ihnen verwandte literarische Kategorien vertreten sind:

Furthermore, of the total production of works on geography and travel produced in France between 1480 and 1609, there are more than twice as many on the Turks as on North and South America and the West Indies. [...] In the period of the religious wars from 1562 to 1598, understandably there was less interest in America, but on the eve of the great French colonization of Canada the absence of popular demand for more information on the newly discovered lands remains surprising.<sup>196</sup>

---

<sup>196</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.520

Im Gegensatz dazu stieg die Anzahl der in England publizierten Berichte über Nord- und Südamerika in den letzten Jahren von Elisabeths Herrschaft stetig und erfreute sich großer Beliebtheit.<sup>197</sup> Doch nicht nur in der Anzahl unterschieden sich die jeweiligen Berichte voneinander; auch der jeweilige Hintergrund der Autoren hatte einen starken Einfluss. Nach der Wende zum 16. Jahrhundert wurden die Berichte zunehmend analytischer und befassten sich vornehmlich mit dem Vergleich der Phänomene der Neuen mit den geschichtlich bekannten aus der Alten Welt.<sup>198</sup> Schlussfolgernd kann gesagt werden, dass Informationen aus der Neuen Welt vor allem in Frankreich weniger populär waren und später zirkulierten, als anzunehmen ist. Im Vordergrund des Interesses standen deutlich Berichte über die Türkei, Russland, Indien und China, Gegenden, die allesamt als exotischer empfunden wurden als Amerika. Sowohl in Frankreich als auch in England führten die Berichte der Entdecker dazu, ein kolonisatorisches Interesse bei der Regierung zu wecken, welches diese in den darauffolgenden Jahren verfolgte. Des weiteren ist anzumerken, dass die Literatur über die Neue Welt sowohl in Frankreich als auch in England Material für religiöse und nationale Polemiken bot: “condemnation of Spanish colonialism and forced conversion, praise for French and English motives and for their treatment of the Indians.”<sup>199</sup>

Die meisten der vorliegenden Berichte waren zu Propagandazwecken verfasst worden: es galt, das Interesse sowohl der Monarchen und anderer Geldgeber als auch die Aufmerksamkeit potentieller Siedler zu wecken und wachzuhalten und, wo es zu Kolonialgründungen gekommen war, deren Fortbestand zu sichern. Im Vorwort zu Cartiers Bericht heißt es:

Cartier’s *Voyages* are rich in details about almost every aspect of the eastern North American environment and the people who inhabited it. But these details – these facts – are commented upon and organized into a story that was designed to make North America, and Cartier’s actions there, understandable and even commendable to sixteenth-century French readers. That meant filtering the story through the cultural lenses that he and his countrymen wore.<sup>200</sup>

Cartiers Bericht war in erster Linie für seinen König, Franz I., bestimmt, von dessen Interesse weitere Fahrten abhingen, da es zu diesem Zeitpunkt noch keine merkantilistischen

---

<sup>197</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.520

<sup>198</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.521-522

<sup>199</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.525

<sup>200</sup> Jaques CARTIER, *The Voyages of Jaques Cartier*, Toronto (1993), S.xv

Gesellschaften gab, die als Adressaten in Frage gekommen wären, und der Aspekt der Kolonisation noch nicht von Interesse für Frankreich war. Die Expeditionen Cartiers wurden ausschließlich von Franz I. finanziert, wie zu Beginn der dritten Reise erwähnt wird: “the King caused a certaine summe of money to be delivered to furnish out the sayd voyage with five shippes”.<sup>201</sup> Da seine Expeditionen unter den ersten ihrer Art waren, war Cartiers Blickwinkel völlig anders als der der anderen hier untersuchten Verfasser. Ihm ging es in erster Linie darum, die zu erwartenden Bodenschätze und das Potential der Indianer als zu konvertierende neue Untertanen des französischen Königs hervorzuheben, um seine Expeditionen zu rechtfertigen und das Interesse des Königs wachzuhalten. In der Widmung seines Berichtes der zweiten Reise im Jahre 1535 schreibt er von seinem “humble service to the increase of the most holy Christian faith” und der “fertility and richness” des Landes.<sup>202</sup> Da es zum Zeitpunkt seiner ersten beiden Fahrten noch keinerlei Pläne für eine permanente Niederlassung gab, war seine Einstellung gegenüber den Indianern ebenfalls anderer Natur: so fasziniert er von ihnen war, so unwichtig waren sie für seine Expedition: als Informanten brauchte er sie lediglich, um mehr über die Existenz einer Westpassage herauszufinden; an freundschaftlichen langwierigen Beziehungen oder gar Allianzen war ihm weniger gelegen, und potentielle Siedler galt es noch nicht zu werben. Aus diesen Gründen ist das Bild, welches er in seinen Berichten von den Indianern vermittelt, meist negativ: er spricht offen von der Furcht, die er und seine Besatzung angesichts der Eingeborenen empfinden, er schildert alle Hinterhalte und Angriffe, ohne diese zu verharmlosen oder gar zu unterschlagen, und er spricht von den Indianern grundsätzlich als Wilden. Sein Bericht propagiert lediglich das wirtschaftliche Potential des Landes, um das Interesse seines Monarchen am Leben zu halten, da dieser in erster Linie an Profiten interessiert war:

We landed that day in four places to see the trees which are wonderfully beautiful and very fragrant. We discovered that there were cedars, yew-trees, pines, white elms, ash trees, willows, and others, many of them unknown to us [...]. The soil where there are no trees is also very rich and is covered with pease, white and red gooseberry bushes, strawberries, raspberries, and wild oats like rye, which one would say had been sown there and tilled. It is the best-tempered region one can possibly see and the heat is considerable. There are many turtle-doves, wood-pigeons, and other birds. Nothing is wanting but harbours.<sup>203</sup>

---

<sup>201</sup> Jaques CARTIER, *The Voyages of Jaques Cartier*, S.97

<sup>202</sup> Jaques CARTIER, *The Voyages of Jaques Cartier*, S.36-37

<sup>203</sup> Jaques CARTIER, *The Voyages of Jaques Cartier*, S.17-18

Sein Bericht über die Vorteile der Chaleur Bay wies erneut und diesmal sehr viel spezifischer auf den Verwendungszweck der vorgefundenen Rohstoffe hin: “[...] among others are many cedars and spruce trees, as excellent for making masts for ships of 300 tons and more, as it is possible to find.”<sup>204</sup> Obwohl die von Cartier mitgebrachten Mineralproben sich letztendlich als wertlos erwiesen, hatten die Felle, die er eingetauscht hatte, sowie seine Berichte von hohen Tiervorkommen und einem endlosen Vorrat an Holz den gewünschten Effekt.

Was die Bewohner des nordamerikanischen Kontinents betraf, so machte einzig und allein die Aussicht auf deren Seelen diese für ihn und seinen König interessant, da es galt, die Verbreitung des Christentums im Angesicht der Konkurrenz durch die Spanier in Südamerika voranzutreiben. In seiner Widmung an Franz I. schreibt Cartier zu Beginn seiner zweiten Reise:

I [...] am of opinion that it pleases God in His divine goodness that all human beings inhabiting the surface of the globe, just as they have sight and knowledge of the sun, have had and are to have in time to come knowledge of and belief in our holy faith. For first our most holy faith was sown and planted in the Holy Land [...] and afterwards by succession of time it has been carried and proclaimed to us [...]. And even now at present, we see how the wicked Lutherans, apostates, and imitators of Mahomet form day to day strive to cloud it over [...]. Likewise one also sees the princes of Christendom and the true pillars of the Catholic church [...] striving day by day to extend and enlarge the same, as the Catholic king of Spain has done in the countries discovered [...], where innumerable peoples have been found, who have been baptized and brought over to our most holy faith. [...] These things fill those who have seen them with the sure hope of the future increase of our most holy faith and of your possessions and most Christian faith.<sup>205</sup>

Nicht nur in der Einleitung, sondern an diversen Stellen innerhalb seiner Aufzeichnungen, erwähnt Cartier die Absicht und die Hoffnung, die Eingeborenen früher oder später missionieren zu können: “being desirous of doing you [Franz I.] some humble service to the ncrease of the most holy Christian faith”<sup>206</sup>, “I am more than ever of the opinion that these people would be easy to convert to our holy faith.”<sup>207</sup>

Von religiösen Motiven abgesehen hoffte man, die Indianer als Informanten über das Landesinnere nutzen zu können, um Näheres über eventuell vorhandene Bodenschätze und die

---

<sup>204</sup> Jaques CARTIER, *The Voyages of Jaques Cartier*, S.19

<sup>205</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.37-38

<sup>206</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.36

begehrte Pazifikpassage erfahren zu können. Ihre Bekehrung war unter anderem deshalb vorgesehen, da sie nominelle Untertanen Franz I. waren; man sah sie jedoch nicht als potentielle Partner in einer Allianz an, da man zunächst noch nicht an Kolonien dachte. Einzig und allein dem persönlichen Interesse Cartiers ist es zu verdanken, dass die Indianer ihren hohen Stellenwert in seinen Werken einnehmen. Ihr Lebensstil erschien den Europäern zwar ungemein exotisch und war somit einen Bericht wert, womit ihre Beschreibung in Cartiers Berichten eine plausible Erklärung hätte. Verglichen mit den zeitgleich sich im Umlauf befindenden zahlreichen Werken über den Orient kam dem neuentdeckten Kontinent und seinen Bewohnern jedoch nur ein vergleichsweise geringes Interesse zu, d.h. man kann davon ausgehen, dass der Stellenwert der Eingeborenen in den Werken Cartiers nicht ausschliesslich auf ihren Unterhaltungswert für seinen Leserkreis zurückzuführen ist.<sup>208</sup>

Champlain, der im Gegensatz zu Cartier mit dem Vorsatz nach Kanada fuhr, eine Kolonie zu errichten, pries in erster Linie den wirtschaftlichen Nutzen des Landes an: “l’estendue de ces terres, [...] leur disposition, la facilité de l’asseuré et important Commerce qui s’y peut faire”<sup>209</sup>, und widmete den Text seinem König Ludwig XIII. Aus der Tatsache, dass eine Kopie seines Berichtes an die Pariser Handelskammer ging, lässt sich schliessen, dass diese neben Ludwig XIII. die zweite wichtige Interessengruppe darstellte, von der der Erfolg und vor allem das Zustandekommen weiterer Expeditionen abhing. Wie bereits Cartier vor ihm, so lockte auch Champlain mit der Vergrößerung des französischen Reiches und Machteinflusses sowie mit der Verbreitung des christlichen Glaubens. Er wandte sich in der Einleitung seines Berichtes aus dem Jahre 1632 an Ludwig und sagte, Gott habe diesen dazu auserwählt, die große Aufgabe der Besiedlung und der Christianisierung Quebecs zu vollenden.<sup>210</sup> Von seinem König und der Handelskammer als Adressaten nach zu schliessen, war sein Bericht als Propaganda intendiert, und das Vorhaben der Kolonialisierung wird mehrfach erwähnt. Wie auch Cartier warnte Champlain offen vor den Indianern und rief im Zusammenhang damit dazu auf, ihnen zu misstrauen, was auf potentielle Kolonisten zwar abschreckend wirken

---

<sup>207</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.23

<sup>208</sup> H.J. BACHORSKI/ Werner RÖCKE (eds.): *Weltbildwandel*, Trier (1995), S.108: “In Frankreich wurden zwischen 1480 und 1609 doppelt so viele Bücher über die Türkei publiziert als über Nord- und Südamerika zusammen.”

<sup>209</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France occidentale*, Paris (1632), S.4

<sup>210</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.5

konnte, aber seine Auffassung gegenüber den Eingeborenen klar illustrierte.<sup>211</sup> Seine Charakterisierung der Indianer war überwiegend negativ:

Ils ont une méchanceté en eux, qui est d’user de vengeance, d’être grands menteurs, & auxquels il ne se faut pas trop assurer, sinon avec raison, & la force en la main. Ils promettent assez mais ils tiennent peu, la plus-part n’ayans point de loy.<sup>212</sup>

Die Kolonialisierung gehörte jedoch generell zu den weitergefassten Zielen seiner Fahrten, was unter anderem daran erkenntlich ist, dass ein guter Bauplatz für ein Fort erwähnt und die Bedeutung der Waffen der Indianer heruntergespielt werden: “Pour armes, ils n’ont que des picques, massues, arcs, & flesches.”<sup>213</sup> Die Kolonisierung stand jedoch noch zu sehr im Hintergrund, als dass es vonnöten gewesen wäre, sich direkt an Geldgeber zu wenden, die diese finanziert hätten. Es galt zunächst, mehr Informationen über das Land und seine Gegebenheiten sowie über seine Bewohner herauszufinden, sowie weitere Geldmittel zu erhalten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Champlain keine Propaganda für Siedler, sondern für seinen König und potentielle Geldgeber schrieb. Er konzentrierte sich hauptsächlich darauf, von der Westpassage und den erhofften Bodenschätzen zu berichten, und gab sich keinerlei Mühe, die Bedrohung durch die Indianer oder die Gegebenheiten vor Ort zu verharmlosen. Er erwähnte die harten Winter, Hungersnöte, schwere Krankheiten und Angriffe der Indianer. Champlain ging es in erster Linie darum, das Interesse des Königs und der Handelskammer wachzuhalten, um weitere Expeditionen durchführen zu können. Dies wird bestätigt in Samuel E. Morrisons *Samuel de Champlain: Father of New France*, in dem beide Memoiren Champlains Erwähnung finden:

In them he reminds the king of his labours for New France for the past sixteen years. He warns him that if France does not do something to strengthen her position in North America, the English or the Dutch may rub it out [...]. A strong French Canada will have many advantages for France; a dominion "1800 leagues long" [...], waters teeming with fish, forests of valuable timber, thousands of acres of land arable or fit for pasturage. He believes that a river entering Lake Huron [...]

---

<sup>211</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.86

<sup>212</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.125

<sup>213</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages*, S.85

may conduct boats to the Pacific Ocean and the wealth of the Indies. [...] Quebec is the key to it all.<sup>214</sup>

Der Bericht an die Handelskammer ist noch ausführlicher: Champlain legt seine Langzeitpläne für Kanada dar und preist den wirtschaftlichen Nutzen an: Holz für den Schiffbau, Fischerei, Walfang, *possibilities of mineral wealth*, Weinanbau, Viehhaltung, Fellhandel. Die Mitglieder der Handelskammer wiederum baten den König, Geld für Siedler bereitzustellen, d.h. Champlain wusste um ihre Rolle für den Erfolg seiner Expeditionen. Er schrieb nicht für die Siedler, sondern für die Leute, in deren Macht es lag, Siedlungen zu finanzieren. Champlain wollte eine Kolonie als "source of primary products for France from fur trade, fisheries and forests"<sup>215</sup>, d.h. er war Wegbereiter der Kolonie. Um seine Vision realisieren zu können, musste er Ludwig XIII. und die Handelskammer für Kanada interessieren. Das Mittel, zu dem er zu diesem Zwecke griff, waren die Profite, mit denen er lockte. Sein Ziel war lediglich, Allianzen mit Indianern einzugehen, da diese als Handelspartner und "Nachbarn" wichtig waren und den Franzosen daher an guten Beziehungen gelegen war.

Der Bericht Harriots wurde im Auftrag Walter Raleighs verfasst, der die Kolonie Virginia gegründet hatte, und sollte Publicityzwecken dienen, da das weitere Bestehen der Kolonie gefährdet war:

It was patently designed to counter the evil rumours surrounding Raleigh's Virginia projects, to attract new financial support for further colonization, and to reassure potential colonists that the new world was a rich and friendly place to explore and live in.<sup>216</sup>

Inwieweit diese Aspekte die Berichterstattung Harriots beeinflussten, ist schwer zu sagen, man kann aber davon ausgehen, dass er sehr wohl wusste, wie viel von seinen Berichten abhing und wie sehr er Raleigh verpflichtet war. Obwohl man generell annehmen kann, dass Harriots Traktat nicht ausschließlich Propagandazwecken diene, darf man diese Tatsache bei der Lektüre und der Deutung nicht vergessen.

---

<sup>214</sup> Samuel E. MORISON: *Samuel de Champlain: Father of New France*, S.171

<sup>215</sup> Samuel E. MORISON: *Samuel de Champlain: Father of New France*, S.173

<sup>216</sup> John W. SHIRLEY: *Thomas Harriot: A Biography*, S. 143

Bereits direkt zu Beginn seines Berichtes wendet Harriot sich an potentielle Geldgeber und Siedler, indem er sagt, er bedauere die negativen Berichte, die über Virginia verfasst worden seien, und hoffte, die Zweifler und Entmutigten durch seinen Bericht wieder ermutigen zu können.<sup>217</sup>

Which reports have not done a little wrong to many that otherwise would have also favoured & adventured in the action, to the honour and benefit of our nation, besides the particular profit and credit which would redound to themselves the dealers therein”, “some of you which are yet ignorant or doubtfull of the state thereof, may see that there is sufficient cause why the chief enterpriser with the favour of her Majesty [...] has not only since continued the action by sending into the country again, and replanting this last year a new colony; but is also ready, according as the times and means will afford, to follow and prosecute the same.

Er ermutigte potentielle Siedler dazu, sich für die Kolonisation zur Verfügung zu stellen, und hoffte, dass sein Bericht diesen Zweck erfüllen und die Vorteile Virginias überzeugend darstellen würde:

Secondly, that you seeing and knowing the continuance of the action [...] may generally know and learn what the country is, & thereupon consider how your dealing therein if it proceeds, may return you profit and gain, be it either by inhabiting & planting or otherwise in furthering thereof.<sup>218</sup>

Diesem Anliegen entspricht der Aufbau seines Berichtes, dessen erster Teil der Beschreibung der Rohstoffe und der potentiellen Profitabilität der Kolonisierung gewidmet ist:

I will make declaration of such commodities there already found or to be raised, which will not only serve the ordinary turns of you which are and shall be the planters and inhabitants, but such an overplus sufficiently to be yielded, or by men of skill to be provided, as by way of traffic and exchange with our own nation of England, will enrich yourselves the providers; those that shall deal with you; the enterprisers in general; and greatly profit our own countrymen, to supply them with most things which heretofore they have been fain to provide, either of strangers or of our enemies.<sup>219</sup>

Die von ihm angepriesenen Vorteile schlossen also alle beteiligten Gruppen ein: Finanziere, Kolonisten und Daheimgebliebene.

---

<sup>217</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.5

<sup>218</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.5

<sup>219</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.6

Der Bericht beginnt daher mit einer Aufzählung von Bodenschätzen und anderen Handelsgütern wie Tierhäuten, um von vornherein den Nutzen und das wirtschaftliche Potential der Kolonie zu unterstreichen. Harriot preist das milde Klima, den fruchtbaren Boden, die kurze Überfahrt und wendet sich kurz darauf von neuem direkt an potentielle Siedler mit der Versicherung, “that small labour and paines is needful in respect that must be used for ours”, da das milde Klima mehrere Ernten erlaube und die Pflanzen keinen Dünger benötigten.<sup>220</sup> Er versichert zudem, dass die Indianer keine Gefahr darstellten, sondern dass im Gegenteil “they shall have cause both to feare and love us.”<sup>221</sup> Diese Bemerkung lässt auf eine später von Smith fortgesetzte Politik von Freundschaft und Gewalt schließen, derer sich viele Entdecker bedienten, um die Ureinwohner zu kontrollieren. Der Grundgedanke freundschaftlicher Beziehungen mochte dabei zwar im Vordergrund stehen, machte die Option auf Gewalt jedoch nie überflüssig. Im Gegenteil: die Europäer waren immer eher dazu bereit, sich das, was sie brauchten, mit Gewalt zu nehmen oder ihrer Furcht vor der Übermacht der Indianer durch Präventivschläge Ausdruck zu verleihen. Das Prinzip der freundschaftlichen Annäherung galt nur solange, wie die Europäer sich den Indianer überlegen fühlten.

In den Passagen, die gänzlich von den Indianern handeln, kommt Harriots persönliche Sympathie für “men of a totally alien culture, and his willingness to accept their unorthodox beliefs with understanding” zutage.<sup>222</sup> Er berichtet grundsätzlich nur von dem, was potentiellen Siedlern vermitteln soll, dass sie die Indianer nicht zu fürchten haben. So merkt er unter anderem an, die Indianer hätten weder Waffen aus Eisen oder Stahl noch “anything to defend themselves”<sup>223</sup> und seien daher keine ernstzunehmende Bedrohung. Er geht zwar auf den Umstand ein, dass sich die Einstellung der Indianer gegenüber den Engländern, ausgelöst durch die Ermordung mehrerer Indianer durch Engländer, verschlechtert habe, wobei die Getöteten diese Maßnahmen seiner Meinung nach jedoch ‘iustly deserved’ hätten. Er beeilt sich aber hinzuzufügen, dass “by carefulnesse of ourselves neede nothing at all to be feared”<sup>224</sup>. Er lässt unangenehme Zwischenfälle also zwar nicht aus, wiegelt deren Bedeutung für die Sicherheit der Engländer jedoch umgehend ab.

---

<sup>220</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.15

<sup>221</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.24

<sup>222</sup> John W. SHIRLEY: *Thomas Harriot: A Biography*, S.151

<sup>223</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.24

<sup>224</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S. 30

Auffallend an Harriots Bericht ist der Stellenwert, den er den Indianern zukommen lässt: die zweite Hälfte seines Berichtes befasst sich ausschließlich mit den Bewohnern, ihrem Aussehen, ihren Bräuchen und ihren Jagdmethoden. Dies begründet sich zum Teil auf seiner Aufgabe, sich auf die Indianer und die Verständigung mit ihnen zu konzentrieren, spiegelt andererseits aber auch ein natürliches Interesse an ihnen wieder. Sein Bericht soll seinen Lesern die Eingeborenen näherbringen und verständlicher machen, und gleichzeitig Siedler zur Kolonialisierung ermutigen. Er möchte vorhandene Ängste potentieller Siedler abbauen; sein Bild der Indianer fällt auch aus diesem Grunde positiv aus. Er spricht so selbstverständlich von den Ureinwohnern, ihren Bräuchen und ihrem Vokabular, dass sie vertraut erscheinen; er lobt ihre Kochkunst<sup>225</sup> und bringt dem Leser mit dieser Vorgehensweise die Indianer nahe, ohne ihn zu ängstigen oder zu schockieren. Harriots Bericht ist durchsetzt mit Bemerkungen über die Vorteile Virginias, und seine Angewohnheit, den Leser direkt anzusprechen (“If you the adventurers, favourers, and welwillers”, “some of you who are yet ignorant or doubtful”, “that you (...) may generally know & learn what the country is”<sup>226</sup>, “I thought also good to note this unto you, if you which shall inhabit and plant there”<sup>227</sup>) und seine Wichtigkeit beim Aufbau und bei der Aufrechterhaltung der Kolonie zu unterstreichen, lassen erkennen, dass sein Bericht in erster Linie darauf angelegt ist, Sponsoren und Siedler dazu zu ermutigen, in das junge Virginia zu investieren.

He is bringing home a fissured account: one which assumes English cultural superiority, and promotes English plantation, which will involve the supplanting of native culture, but which at the same time, records that foreign culture with a degree of heterodox sensitivity unusual for the time.<sup>228</sup>

Zahlreiche Textstellen zielen ganz offensichtlich darauf ab, potentiellen Siedlern zu versichern, die Indianer seien ein friedliches, lerneifriges und hilfsbereites Volk, deren größter Wunsch es sei, von den Europäern zivilisiert zu werden, und die daher keinerlei Gefahr darstellten. Harriot nahm an, dass der technische Vorsprung der Engländer so erstrebens- und

---

<sup>225</sup> Paul A.S. HARVEY: “Barlowe, Lane and Harriot's accounts of the New World” in: *The Durham Thomas Harriot Seminar, Occasional Paper no. 20*, S.18

<sup>226</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.5

<sup>227</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.15

<sup>228</sup> Paul A.S. HARVEY: “Barlowe, Lane and Harriot's Accounts of the New World”, S.31

nachahmenswert für die Indianer sein würde, dass sie die Freundschaft der Europäer suchen und sie respektieren würden.

And by how much they upon due consideration shall find our manner of knowledges and crafts to exceed theirs in perfection, and speed for doing or execution, by so much more is it probable that they should desire our friendship & love, and have the greater respect for pleasing and obeying us.<sup>229</sup>

Harriot stellte die Indianer als ein Volk dar, welches die Europäer bewunderte und fürchtete und welches darüberhinaus über keine nennenswerten Waffen oder andere Verteidigungs- oder Angriffsmethoden verfügte, die den Engländern gefährlich werden konnten. Im Gegensatz zu Cartier und später Champlain und Smith betrachtete er die Indianer nicht so sehr als Gegner, denen gegenüber Misstrauen angebracht war. Champlain ruft offen zum Misstrauen gegenüber den Ureinwohnern auf,<sup>230</sup> und beschreibt sie als bössartig und Lügner, denen man am besten mit "la force en la main" begegnen solle.<sup>231</sup> Beide, Harriot und Champlain, verfolgten jedoch die gleiche Absicht, nämlich den Indianern die Segnungen der Zivilisation zu bringen. So bekennt Champlain: "ie croy qu'ils feroient bien tost reduits au Christianisme, si on habitoit & cultivoit leur terre, ce que la plus-part desirent."<sup>232</sup>

Zwar stellt Champlain die Indianer als feindselig und betrügerisch dar, allerdings glaubt er, dass Christianisierung und die Kolonisierung dies ändern würden. Somit ist sein Bericht Aufforderung zur Missionierung und Kolonialisierung.

Im Laufe seines Berichtes geht Harriot unter anderem auch auf die Möglichkeit eines Krieges zwischen Engländern und Eingeborenen ein, wobei er sich jedoch beeilt, dem Leser zu versichern, dass selbst im Falle einer solchen Krisensituation die Engländer aufgrund ihres technologischen Vorsprungs die überlegene Position hätten:

If there fall out any wars between us & them, what their fight is likely to be, we having advantages against them so many manner of ways, as by our discipline, our strange weapons and devices else [...] the turning up of their heels against us in running away was their best defence.<sup>233</sup>

---

<sup>229</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>230</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.86

<sup>231</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.125

<sup>232</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.126

<sup>233</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

Im Gegensatz zu den restlichen Berichten ist die den Berichten Harriots zugrundeliegende Absicht der Gewinnung von Siedlern und Geldgebern am offensichtlichsten. Ob er die Situation jedoch bewusst beschönigte, oder ob er zum Zeitpunkt seiner Anwesenheit in Virginia tatsächlich von der Friedfertigkeit und Beherrschbarkeit der Ureinwohner überzeugt war und in gutem Glauben schrieb, ist nicht zu sagen. Fest steht, dass die Indianer in seinen Berichten nie als Bedrohung dargestellt werden.

Harriots Schlussbemerkung zur Einstellung der Ureinwohner gegenüber den Engländern ist einmal mehr direkt an die Leser seines Berichtes gerichtet und drückt die Überzeugung aus, dass die Indianer sich bei entsprechend behutsamer Behandlung leicht zivilisieren und somit kontrollieren lassen würden:

These their opinions I have set downe the more at large that it may appeare unto you that there is good hope that they may be brought through discreet dealing and government to the embracing of the trueth, and consequently to honour, obey, feare and love us. [...] And whatsoever els there may be, by carefulnesse of ourselves neede nothing at all to be feared.<sup>234</sup>

Er pries das Land an und spekulierte über die Rohstoffe, Bodenschätze und andere Handelsgüter, welche das noch unerforschte Landesinnere bieten könnte. Er ging allerdings im selben Abschnitt auch auf die Probleme ein, denen sich die Kolonisten ausgesetzt sahen, wie die langen, kalten Winter, die unpassende europäische Kleidung und den Umstand, dass man bei der Nahrungsbeschaffung komplett und permanent auf die Hilfe der Indianer angewiesen war.<sup>235</sup>

Was Captain John Smith betrifft, so war sein Bericht in erster Linie an die Oberschicht seines Landes und nicht als Werbepamphlet an neue Siedler gerichtet. Sein Buch ist der “Most Noble Princess, the Lady Francis, Duchess of Richmond and Lenox”<sup>236</sup> gewidmet, unter deren Protektion und Mäzement sein Bericht veröffentlicht wurde.<sup>237</sup> Smith versichert seiner Gönnerin zunächst den Wahrheitsgehalt seines Berichts, basierend auf seiner persönlichen Anwesenheit in Nordamerika, und bittet die Prinzessin in seinem Vorwort unter anderem

---

<sup>234</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.29-30

<sup>235</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.31-32

<sup>236</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.3

<sup>237</sup> “the (...) influence from your gracious hand, which hath given birth to the publication of this narration”, John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.4

darum, sein Buch an den König, seinen “most admired Prince Charles” weiterzuempfehlen.<sup>238</sup> Er stellt seinen Bericht ausdrücklich unter ihre Protektion “to be sheltered from censorious condemnation,”<sup>239</sup> was Rückschlüsse auf die Rezeption von Reiseberichten im allgemeinen zulässt. Unklar ist, inwieweit und ob die Prinzessin finanziell an seinen Fahrten beteiligt war, da Smith im Jahre 1624 kaum noch Geld für seine Unternehmungen brauchte. Seine Bitte um Empfehlung an das Königspaar könnte aus dem selben Grund daher eher als Protektion gegen die verbalen Angriffe von Smiths zahlreichen Feinden als eine Bitte um Geldmittel sein. Der Hintergrundgedanke zu seinem Werk liegt also nicht allein in der Zufriedenstellung seiner Mäzenin, Lady Francis, sondern vor allem in der Gewinnung der königlichen Unterstützung seiner Berichte aus Amerika.

Zudem finden sich vereinzelte Hinweise, die auf Werbung schließen lassen, wie beispielsweise eine Anspielung auf Kultivierung des Bodens,<sup>240</sup> sowie seitenlange Beschreibungen von Bäumen, Früchten, Tieren etc, aber all dies geschieht zunächst, ohne den wirtschaftlichen Nutzen offen hervorzuheben. Einmal mehr liegt der Grund hierfür in der Tatsache, dass Smith sich nicht an potentielle Siedler, sondern ausschließlich an potentielle Geldgeber wendete. Zu Beginn seiner Aufzeichnungen erfolgt lediglich eine vorsichtige Anspielung auf Bodenschätze, er geht aber im Folgenden nicht weiter auf das Thema ein.<sup>241</sup> Später findet sich dann allerdings unvermittelt ein kurzer Abschnitt über die “Commodities”, die das Land zu bieten hat:

no place is more convenient for pleasure, profit, and mans sustenance, under that latitude or climat. Here will live any beasts, as horses, goats,[...]. The waters [...] are full of safe harbours for ships of warre and merchandize [...]. The Bay and rivers have much merchantable fish, and places fit for Salt coats, building of ships, making of iron, &c.

Er zählt des weiteren auf, was andere europäische Nationen jährlich an Rohstoffen und Handelsgütern an England verkaufen, und weist darauf hin, wie leicht Virginia England mit eben diesen Rohstoffen und Gütern versorgen könnte, was eine Unabhängigkeit Englands von Importeuren, Handelszöllen und schwierigen Transportwegen zur Folge hätte:

---

<sup>238</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.3-4

<sup>239</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.4

<sup>240</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.53

<sup>241</sup> “Onely this is certaine, that many regions lying in the same latitude, afford Mines very rich of divers natures.”, John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.58

Muscovia and Polonia doe yearely receive many thousands for pitch, tarre, sopeashes [...]; also Swethland for Iron and Copper. France in like manner, for Wine, Canvas, and Salt. Spaine asmuch for Iron, Steele, Figges, [...]. Italy with Silkes and Velvets consumes our chiefe Commodities. [...] All these temporise with other for necessitates, but all as uncertaine as peace or warres. Besides the charge, travell, and danger in transporting them, by seas, lands, stormes, and Pyrats. Then how much hath Virginia the prerogative of all those flourishing Kingdomes, for the benefit of our Land, when as within one hundred myles all those are to be had, either ready provided by nature, or else to be prepared, were there but industrious men to labour. So then here is a place, a nurse for souldiers, a practise for mariners, a trade for marchants, a reward for the good, and that which is most of all, a businesse (most acceptable to God) to bring such poore Infidels to the knowledge of God and his holy Gospell.<sup>242</sup>

Der genannte Abschnitt nimmt im Gesamtwerk zwar nur eine Seite ein, enthält aber in komprimierter Form die Anpreisung des Landes und den Aufruf zur Kolonisation und Christianisierung, die nur an den König adressiert sein können. Dieser wird nicht nur über die Vorteile des Landes informiert, sondern zugleich auch an den Vorteil und die Profite erinnert, die ein Import von Gütern aus Nordamerika für England hätte. Amerika wird von Smith nicht nur als Vorratskammer, sondern geschickt auch als vorteilhaft für Handel, Marine und Armee sowie die Ausbreitung des christlichen Glaubens dargestellt, immer in der Hoffnung, das Interesse seines Monarchen wecken zu können, da diese Aspekte für seine Mäzenin nicht von Interesse waren. Abgesehen von oben genanntem Einschub, der ausnahmslos enthusiastisch ist, finden sich keinerlei Ausschmückungen oder Verfälschungen über die Situation auf dem neuen Kontinent; Die Indianer und ihre Lebensumstände werden ohne Übertreibung beschrieben, Smith gibt keine Entwarnung vor ihren Waffen und ihren Absichten, wie Harriot es tut. Er kritisiert in seinem Bericht aus dem Jahre 1608 zudem offen die negative Berichterstattung einiger anderer englischer Expeditionsteilnehmer, die weder das Land richtig kennen, noch ihren Teil an Arbeit leisteten, die englische Städte in Virginia erwarteten und, enttäuscht von der Realität, negative Berichte über die Kolonien verfassten. Im gleichen Zusammenhang scheut er sich nicht, eine Auflistung sämtlicher negativer Faktoren und Rückschläge zu geben, mit welchen er in Virginia konfrontiert wurde; er nutzt diese jedoch dazu, die guten Seiten gegen sie abzuwiegen und zu kontrastieren:

---

<sup>242</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.60-61

There were many in Virginia merely projecting, verball, and idle contemplators, and those so devoted to pure idlenesse, that though they had lived two or three yeares in Virginia, lordly, necessitie it selfe could not compell them to passe the Peninsula [...]. For the labour of twentie or thirtie of the best onely preserved in Christianitie by their industry the idle livers of neare two hundred of the rest: who living neere ten moneths of such naturall meanes, as the Country naturally of it selfe afforded, notwithstanding all this, and the worst fury of the Salvages, the extremitie of sicknesse, mutinies, faction, ignorances, and want of victuall; in all that time I lost but seaven or eight men, yet subjected the salvages to our desired obedience, and received contribution from thirtie five of their Kings, to protect and assist them against any that should assault them<sup>243</sup>

By this you may see for all those crosses, trecheries, and dissentions, how wee wrestled and overcame (without bloudshed) all that happened: also what good was done; how few dyed; what food the Countrey naturally affoordeth; what small cause there is men should starve, or be murdered by the Salvages.<sup>244</sup>

Smith schrieb seine Berichte nicht unter dem Gesichtspunkt der Werbung für Siedler, abgesehen von der kurzen Erwähnung der zu erwartenden Rohstoffe und des idealen Klimas. Sein vorrangiges Ziel war es zunächst, die Unterstützung des Königs und anderer Geldgeber zu gewinnen, erst dann würde er sich verstärkt um die Rekrutierung von Siedlern sorgen müssen.

Eine Schwierigkeit, auf die die Entdecker trafen, war die ablehnende Haltung, die ihr Leserkreis der Beschreibung neuer Spezies entgegenbrachte. So wurden Berichte von Meerjungfrauen und Seeungeheuern nicht im Geringsten angezweifelt, da sie seit langem ein fester Teil der Erzählungen fast jedes Seefahrers waren, während die Beschreibungen von Gürteltieren und Ameisenbären, wie bereits an früherer Stelle erwähnt, schlichtweg als nicht existent abgetan wurden, weil die Vorstellung und das Aussehen dieser unbekanntem Tiere den Vorstellungshorizont der Leser überstiegen. "The writing of eyewitnesses shows the strain of their struggle to explain to an uncomprehending [...] audience just what kind of challenge and opportunity America presented".<sup>245</sup> Die Entdecker hatten also nicht nur mit der Flora, Fauna und den Eingeborenen vor Ort zu "kämpfen", sondern auch mit der Ungläubigkeit ihrer daheimgebliebenen Landsleute, die zwar Unterhaltung durch Exotik erwarteten, aber durchaus nicht alles zu glauben bereit waren. Zudem galt es, bei der Beschreibung der Neuen Welt und

---

<sup>243</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S. 80-82

<sup>244</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.186

<sup>245</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S. 11

vor allem ihrer Bewohner nicht allzu sehr ins Schwärmen zu geraten : “although the foreign had to be assimilated in order to render it intelligible, it had also, paradoxically, to be distanced. Too much sympathy for foreign things was suspect.”<sup>246</sup>

Ein Großteil des Lesepublikums erwartete zudem neben exotischen Details auch die Beschreibung einer Idylle, welche den zuvor bereits erwähnten Traum von der Existenz eines irdischen Paradieses unterstützen würde: “the journals of travellers [...] were read and appreciated for a very special reason; that they described a blissful humanity which had escaped the misdeeds of civilization.”<sup>247</sup>. Diese Erwartung bildet einen bizarren Kontrast zu der Auffassung, die Indianer wünschten, zivilisiert zu werden, bzw. müssten zivilisiert werden. Einerseits fühlten die Europäer sich also durch ihre in ihren Augen fortgeschrittenere Kultur den Indianern überlegen und nahmen an, den Naturvölkern die Zivilisation nahebringen zu müssen, andererseits beneideten sie die Indianer um ihre anscheinend paradiesische Sorglosigkeit. Dieses Hin- und Hergerissensein zwischen Verklärung, Bewunderung und Herablassung spiegelt den inneren Konflikt der Europäer im Verlauf der Kulturkontakte zu den Ureinwohnern wieder.

Neben der Gewinnung von Finanziers und Siedlern war generell auch die Unterhaltung des Lesepublikums ein Aspekt, unter dem die Berichte verfasst wurden: die Erwartungen der Daheimgebliebenen waren deutlich und mussten bis zu einem gewissen Grad erfüllt werden, wenn man die eigenen Berichte erfolgreich verbreiten wollte. Dieses erwies sich als um so schwieriger, als sich die Mehrheit des Publikums eher für die Orient- und Afrikareisen als für den neuen Kontinent interessierte. Es galt also, das Interesse der Leser auf die eigenen Berichte zu ziehen. Was letztendlich den Entdeckern zugute kam und eine völlige Überzeichnung der Verhältnisse in Nordamerika verhinderte, war die Tatsache, dass die Lebensumstände der Indianer exotisch genug auf Europa wirkten, so dass man sie ohne allzu viele Ausschmückungen und Erfindungen schildern konnte; die Indianer und ihre Bräuche lieferten genügend Gesprächsstoff und befriedigten die Sensationslust der Leser. Generell galt:

---

<sup>246</sup> Paul A.S. HARVEY: “Berlowe, Lane and Harriot's Accounts of the New World”, S.27 in: *The Durham Thomas Harriot Seminar*, Occasional Paper no. 20,

<sup>247</sup> Philip MAIRET: *Myths, Dreams and Mysteries*, S.39

In transmitting a portrait of Indians as simple yet admirable people, who were intelligent and developed enough to be interested in European civility, they [the English] were enhancing the value of their own work. To have done otherwise would have been suicidal. The American natives in these early works were ready to be taught.<sup>248</sup>

Die Indianer wurden vorzugsweise als “formidable opponents but also important prospecting trading partners” dargestellt.<sup>249</sup> Die Motive der Engländer für diese Art der Darstellungsweise lagen in der Organisation und im Aufbau der englischen Kolonien:

In English colonization, unlike that sponsored by other European powers, the government contributed nothing but official patents and encouragement; every venture had to be backed by a joint-stock company [...]. They had to make America attractive and interesting, and they had to make believable claims that backers would soon see a return on their investment.<sup>250</sup>

In diesem Sinne konnten sogar Berichte, in welchen die Indianer als ernstzunehmende Gegner betrachtet wurden, positiv gedeutet werden, “as they implicitly endorsed the idea that the land was capable of producing highly developed societies”.<sup>251</sup>

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass alle untersuchten Berichte sich in erster Linie an den jeweiligen Monarchen wendeten, von dessen Interesse an der Neuen Welt die Etablierung und der Fortbestand der Kolonien abhingen. Zusätzlich zu den Herrschern Frankreichs und Englands bildete die Gruppe der wohlhabenden Kaufleute die zweite große Zielgruppe der Adressaten, an die sich die Berichte wandten, da diese über die für den Aufbau und Erhalt der Kolonien benötigten Geldmittel verfügten. Die Rolle der Aristokratie war weniger finanzieller als überwachender Natur, da die Patente und Handelsbriefe vom jeweiligen Herrscher ausgestellt wurden, während die Kaufleute die finanzielle Seite übernahmen. Der Bericht Harriots ist neben den bereits erwähnten Adressaten am deutlichsten der Gewinnung von Geldgebern gewidmet, die ihrerseits Siedler finanzieren sollten, da die Etablierung eines Handelsstützpunktes im Mittelpunkt des Interesses stand.

---

<sup>248</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off*, S. 2

<sup>249</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.3

<sup>250</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S. 3

<sup>251</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S. 4

Neben dem Lesepublikum, welches indirekt die politischen Beweg- und Hintergründe der Entdeckungsfahrten und somit der Berichte widerspiegelt, spielt die Wahrnehmung von Religion sowie die religiöse Selbstwahrnehmung der Europäer eine wichtige Rolle in der Untersuchung der Reiseberichte, da sie Rückschlüsse auf die Wahrnehmungsweise, Vorurteile und Selbstsicht der Europäer zulässt. Religion als das Fremde wird daher im folgenden Kapitel ausführlicher behandelt werden.

### 5.4.3 Religiöses Selbstverständnis der Europäer - Religion als das Fremde

The early explorers often assumed that the Indians lived without religion and without laws. [...] this impression was an incorrect one. Just as all Indian groups had a complex religious life, so too did their judicial systems show great variety and great complexity.<sup>252</sup>  
W.E. WASHBURN, *The Indian in America*

Die Religion der Indianer war, wie auch die politischen und gesellschaftlichen Charakteristika, für die Europäer in den frühen Stadien der Kulturkontakte entweder nicht vorhanden, oder wurde als die fehlerhafte Auffassung von Wilden angesehen, die auf den rechten Weg geführt werden mussten. Man ging hierbei davon aus, dass die Indianer die Nachricht von einer neuen Religion mit Freuden begrüßen würden: “The simplest savage [...] must be willing, since his own beliefs were so preposterous, to accept any form whatever of Christian religion if it was presented to him in a formal and colourful manner”.<sup>253</sup> So maßte sich Cartier bereits nach einer der ersten kurzen Begegnungen mit Indianer an, den Stamm als leicht bekehrbar einzustufen: “We perceived that this people might very easily be converted to our Religion.”<sup>254</sup>

Because of their ‘savage’, ‘wild’ state, their lack of culture, Cartier believed that native people could easily be ‘dompter’: subdued, subjugated, tamed, or as Biggar says, ‘moulded’. Consequently, while native people were accepted as ‘human’, they were only potential, not actual, equals of the Europeans. Only if the ‘savage’ characteristics that made them different were ‘tamed’ or ‘moulded’ could they become actual equals. Different *and* equal was inconceivable.<sup>255</sup>

Seine anfängliche Auffassung, die Indianer seien leicht zu bekehren,

[...] was not an immediate goal, but rather a thought for the future. It was an indication that from the outset the French were fishers of men as well as ‘explorers’ and that Cartier saw no reason to accept these ‘savages’ on their own terms.<sup>256</sup>

---

<sup>252</sup> W.E. WASHBURN: *The Indian in America*, London (1975), S.17

<sup>253</sup> David B. QUINN: *European Approaches to North America, 1450-1640*, S.153

<sup>254</sup> David B. QUINN: *European Approaches to North America*, S.21

<sup>255</sup> Jacques CARTIER: *The voyages of Jacques Cartier*, S.xxiii

<sup>256</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xxii

Ob er wirklich an eine mühelose Bekehrung glaubte, oder ob diese Bemerkung darauf abzielte, dem König den Gewinn zahlreicher Seelen in Aussicht zu stellen, um seine Reise zu rechtfertigen und den Weg für weitere Fahrten zu ebnen, sei dahingestellt. Fest steht, dass der Vormarsch der Zivilisation und somit der Christianisierung in den Augen Cartiers nicht aufzuhalten war:

Jaques Cartier, a practical navigator and explorer rather than a zealous missionary or covetous settler, had no doubt that the line between France and Canada, between civilization and savagery, was sharply drawn and that civilization was on the march.<sup>257</sup>

Obwohl Cartier in seinem Bericht den Indianern die Existenz eines Glaubens nie explizit abspricht, so geht er auf ihre für ihn heidnischen Rituale grundsätzlich nachsichtig und korrigierend ein: “This people has no belief in God that amounts to anything; for they believe in a god they call *Cudouagny*. [...] we showed them their error and informed them that their *Cudouagny* was a wicked spirit who deceived them, and that there is but one God [...]”<sup>258</sup> Er untermauert seine Meinung, die Indianer seien leicht zu bekehren mit der Beobachtung “Several other points concerning our faith were explained to them which they believed without trouble [...] several times they begged the Captain [Cartier] to cause them to be baptized.”<sup>259</sup> Da Cartier keinen Geistlichen auf seinen Reisen an Bord hatte, wurde seine Vermutung einer problemlosen Missionierung nicht auf die Probe gestellt. Die Religion der Eingeborenen wird zwar einige Male in seinen Berichten erwähnt, wie die Zitate zeigen, ihre Details beschränken sich jedoch lediglich auf den Namen des Gottes der Indianer, da Cartier, sei es aus mangelndem Interesse oder mangelnder Kommunikation, sich nicht näher mit dem indigenen Glauben auseinandersetzte.

Champlain ging zu Anfang davon aus, dass die Indianer keine Religion hatten,<sup>260</sup> er änderte seine Meinung aber im Laufe der Kontakte dahingehend, dass er die Existenz einer Art von

---

<sup>257</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xv

<sup>258</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.68

<sup>259</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.68

<sup>260</sup> “ne sçauent adorer, ny prier” und “leur [...] croyance, ie n'en ay peu que iuger, & croy qu'ils n'en ont point d'autre que nos Sauuages Souriquois & Canadiens, lesquels n'adorent ny le Soleil, ny la Lune, ny aucune chose, & ne prient non plus que les bestes” und “[...] c'est grand pitié que tant de creatures vivent & meurent, sans auoir la cognoissance de Dieu, & mesmes sans aucune religion”, in: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages du Sieur de Champlain*, S.85, S.91, S.249

Glauben zwar anerkannte, diesen aber umgehend als ungültig und in den meisten Fällen als Teufelsanbetung abtat<sup>261</sup>, was ihn und zahlreiche andere Europäer zu der Schlussfolgerung verleitete, dass ein falscher Glauben die Bezeichnung Religion nicht verdiente.

Several of the colonists argue [...] that the Indians worship the devil. This had two meanings during this period. The first would be shared with writers in England, simply the idea that Indian religion was a false religion and therefore an invention of the devil. [...] On the other hand several writers believed that the Indians literally worship an evil power, the devil.<sup>262</sup>

Die Europäer hatten im Allgemeinen zunächst Schwierigkeiten damit, die Religion der Indianer als solche anzuerkennen und die Rolle von Religion in der Kultur der Ureinwohner zu erfassen. Nachdem die Existenz einer Religion, so unzivilisiert sie auch sein mochte, für die Europäer ersichtlich geworden war, deuteten sie diesen Umstand als positiv, da er ihrer Meinung nach die Grundvoraussetzung für eine leichte Konvertierung bildete. Harriot bemerkt: “Some religion they have already, which although it be farre from the truth, yet beyng as it is, there is hope it may bee the easier and sooner reformed.”<sup>263</sup> Das Prinzip von Religion an sich war also bekannt, demnach bedurfte es nur einer Bekehrung zum wahren Glauben, den die Indianer zweifelsohne bereitwillig annehmen würden. “For many, the existence of complex religious beliefs in America provided hope for speedy assimilation of European beliefs. That the Indians saw the importance of religion was the key fact.”<sup>264</sup> Die Europäer übersahen bei diesen Überlegungen jedoch zunächst, wie fest verwurzelt die Religion in der Gesellschaft der Ureinwohner war und was für ein Hindernis sie auf dem Weg zur Europäisierung der Indianer darstellen würde. Erst nach längerem Kulturkontakt wurde den Europäern ihr Irrtum bewusst:

---

<sup>261</sup> “[...] avec tout plein d'autres fausses croyances. Le leur demanday de quelle sorte de ceremonies ils usoient à prier leur Dieu, ils me dirent qu'ils n'en usoient point d'autres, sinon qu'un chacun le prioit en son cœur comme il vouloit. Voilà pourquoy il n'y a aucune loy parmi eux, & ne sçavent que c'est adorer & prier Dieu, vians comme bestes brutes” und “ils ne recognoissent aucune Divinité, & ne croient en aucun Dieu, ny chose quelconque, vians comme bestes brutes. Ils ont quelque respect au diable, ou d'un nom semblable”, in: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages du Sieur de Champlain*, S.125-126 u. S.295

<sup>262</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.68-69

<sup>263</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>264</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.78

[They] realized that it was here that they would have to begin in winning over the Indians. This realization, of course, provided further strengthening of the missionary theme, which was the major propaganda justification for the colonization effort.<sup>265</sup>

Sieht man sich die Berichte im Einzelnen an, so werden sämtliche oben genannte Schritte in der Denk- und Wahrnehmungsweise der Europäer deutlich: von der Verneinung der Existenz einer Religion über den Vorwurf der Teufelsanbetung bis hin zu der Erkenntnis ihrer wahren Rolle.

Ein Beispiel für die Auffassung der Franzosen von der Religion der Indianer ist die Wiedergabe der Aufführung einer 'Teufelsmaskerade' in Cartiers Bericht seiner zweiten Reise, die von den Indianern inszeniert wurde, um die Franzosen an der Fahrt nach Hochelaga zu hindern. Hierbei wurden drei Stammesmitglieder mittels Tierhäuten verkleidet und trieben in einem Kanu an den Franzosen vorbei, während sie eine für letztere unverständliche Rede hielten. Nach dem Beenden der Ansprache erschienen die Dolmetscher und interpretierten gemeinsam für Cartier, was sich vor dessen Augen abgespielt hatte:

And Taignoagny began to speak and repeated three times, '*Jesus*', '*Jesus*', '*Jesus*', lifting his eyes towards heaven. Then Dom Agaya called out '*Jesus*', '*Maria*', '*Jacques Cartier*', looking up to heaven as the other had done. The Captain, seeing their grimaces and gesticulations, began to ask them what was the matter, and what new event had happened? They replied that there was bad news [...]. They answered that their god, Cudouagny by name, had made an announcement at Hochelaga, and that the three above-mentioned men had come in his name to tell them the tidings, which were that there would be so much ice and snow that all would perish.<sup>266</sup>

Interessant in diesem Zusammenhang sind zwei Dinge: erstens, dass Cartier die drei ausstaffierten Indianer ohne zu zögern als Teufel wahrnahm und beschrieb, während davon ausgegangen werden kann, dass diese Gottheiten oder Schamanen darstellen sollten. Trotz seines fortgeschrittenen Kontaktes mit den nordamerikanischen Ureinwohnern war Cartier nicht dazu in der Lage, die auf religiösen Konzepten basierenden Geschehnisse anders als mit europäischen Augen zu sehen und das Geschehen umgehend als Teil und Beweis der von den Indianern praktizierten Teufelsanbetung zu deuten. Der zweite Umstand, der an dieser Stelle

---

<sup>265</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.79

von Interesse ist, ist die in Cartiers Bericht enthaltene Manifestation des Synkretismus des indianischen Glaubens. Die Anrufung von 'Jesus, Maria, Jacques Cartier' zeigt, wie indianische Religion Fremdes in den eigenen Glauben einbezog, ohne den Kernbestand der eigenen Religion anzutasten. Die Ureinwohner hatten Teile des christlichen Glaubens erfasst und diese in die eigene Glaubensauffassung integriert, ohne dabei ihre Religion aufzugeben oder zu verneinen. Die Szene endet damit, dass die Franzosen, trotz der ihnen von den Indianern verweigerten Unterstützung, alleine, das heißt ohne Dolmetscher, nach Hochelaga führen. Die Erkenntnis, die die Indianer aus dieser Reaktion Cartiers zogen, führte zu einer großen Enttäuschung, die das Verhalten der Indianer für den Rest der gegenseitigen Beziehungen verändern sollte: "When it became apparent that Cartier was using their community merely as a stepping-stone in order to establish contact with more distant and wealthier peoples, they were understandably disappointed".<sup>267</sup>

Ebenfalls zu Beginn seiner zweiten Reise nach Québec berichtet Cartier in einem Kapitel von den Lebensgewohnheiten der Indianer und erwähnt den seiner Meinung nach fehlenden Glauben, sowie die ersten Belehrungen durch die Franzosen:

This people has no belief in God that amounts to anything; for they believe in a god they call *Cudouagny*. [...] we showed them their error and informed them that their *Cudouangy* was a wicked spirit who deceived them, and that there is but one God [...]. Also that one must receive baptism or perish in hell. Several other points concerning our faith were explained to them which they believed without trouble [...] several times they begged the Captain [Cartier] to cause them to be baptized<sup>268</sup>

Der Glauben der Indianer war in den Augen Cartiers falsch, er hielt es für seine Pflicht, die Ureinwohner zurechtzuweisen und zu belehren, um sie vor der Verdammnis zu bewahren: "Without being especially chauvinistic about it, Cartier assumed that extending the Catholic culture of Christendom would benefit all mankind."<sup>269</sup> Ob die Indianer jedoch wirklich "without trouble" alle Belehrungen der Europäer bezüglich ihrer Religion glaubten und darum baten, getauft zu werden, ist fraglich. Ein Grund für das lebhaftere Interesse der Ureinwohner an

---

<sup>266</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.55-56. Die Reaktion der Franzosen auf die Ansprache der Dolmetscher soll im nächsten Kapitel beschrieben werden, da sie in diesem Zusammenhang nicht relevant ist.

<sup>267</sup> Robert MCGHEE: *Canada Rediscovered*, S. 128.

<sup>268</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, Toronto (1993), S.68

<sup>269</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xiii

der neuen Religion und am Ritual der Taufe könnten die politischen, militärischen und handelsgebundenen Vorteile gewesen sein, die sie sich von den Europäern versprachen; ein anderer, dass sie aufgrund ihres polytheistischen Glaubens schnell dazu bereit waren, einen weiteren Gott anzunehmen. Was an dieser Stelle deutlich ersichtlich ist, ist das Unvermögen Cartiers, sich dem Glauben der Eingeborenen anders zu nähern als einem Irrtum, der einer Korrektur bedurfte. Dass die Belehrungen der Franzosen auf fruchtbaren Boden fielen, ist vor allem deshalb auszuschliessen, weil die Indianer in diesem extrem frühen Stadium der Kulturkontakte nicht in der Lage gewesen sein dürften, die Subtilitäten der christlichen Religion zu verstehen. Die beiden Dolmetscher werden an dieser Stelle im Text zudem nicht erwähnt, d.h. es ist unklar, wer den Indianern die Einzelheiten der christlichen Religion erklärte. Cartier scheint nichtsdestotrotz zu glauben, dass die Indianer den Inhalt der Belehrungen problemlos verstanden und zudem akzeptierten. Es liegt nahe zu vermuten, dass Cartier die freundliche Aufmerksamkeit der Ureinwohner als Verständnis und Akzeptanz missinterpretierte, geleitet von seinem Glauben an die leichte Bekehrbarkeit der nordamerikanischen 'Wilden', sowie der Notwendigkeit, sie seinem König als potentielle Seelen und somit Untertanen zu präsentieren.

Merkwürdig an dieser Stelle ist, dass Cartier, als die Indianer einige Tage später angeblich in großer Zahl zu ihm kamen und um die Taufe und somit Bekehrung baten, ihnen diese mit der Begründung verweigerte, "we did not know their real intention and state of mind, and had no one to explain to them our faith".<sup>270</sup> Sein Verhalten wirft diverse Fragen auf und könnte den Schluß zulassen, dass er die Bekehrung sehr ernst nahm und daher nicht bereit war, die Indianer ohne weitere Belehrungen zu taufen. Diese Vermutung wird jedoch durch mehrere Umstände entkräftet: Erstens den, dass er behauptete, keine Möglichkeit zu haben, um den Indianern seinen Glauben zu erklären, nachdem er einige Tage zuvor angeblich mehrere Aspekte des Christentums angeblich ohne jegliche Verständigungsprobleme erläutert hatte. Die zweite Tatsache, die erstaunt, ist, dass er die Taufe mit der Begründung ablehnte, er wisse nicht um die wahren Absichten der Ureinwohner. Wenn ihm tatsächlich so sehr an der Gewinnung neuer Seelen gelegen war und er sich bereits nach wenigen Begegnungen mit den Ureinwohnern sicher war, diese seien leicht zu bekehren, warum lehnte er diese Gelegenheit zur ihm von den Indianern angebotenen Taufe ab? Eine mögliche Erklärung ist, dass er keine Priester auf seiner zweiten Fahrt mitgenommen hatte und sich deshalb ausserstande sah, die

---

<sup>270</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.68

Zeremonie vorschriftsmäßig zu vollziehen. Er gab dies den Indianern zu verstehen, die sich mit dieser Begründung zufriedengaben. Fest steht, dass er die Bekehrung der Ureinwohner durchaus ernst nahm und nicht bereit war, sie zur Farce werden zu lassen. Falls er mit seiner Begründung die Wahrheit sagte, so muß man ihm zugute halten, dass ihm daran lag, die Indianer nicht nur vorschriftsmäßig, sondern auch im vollen Bewußtsein ihrer Entscheidung für den christlichen Glauben zu gewinnen.

Ähnliche Stellen finden sich auch in den anderen Reiseberichten; so zeigt sich Champlain im frühen Stadium seiner Begegnungen mit den Indianern ebenfalls überzeugt davon, diese besäßen keine Religion: “Je ne sçay quelle loy ils tiennent, & croy qu'en cela ils ressemblent à leurs voisins, qui n'en ont point du tout, & ne sçavent adorer, ny prier.”<sup>271</sup> Auch in Champlains Augen haben die Indianer also weder einen Glauben, noch ein Gesetz, was seine Auffassung von ihnen als ‘Sauvages’ unterstützt. Zu einem späteren Zeitpunkt schreibt er über einen Stamm:

Pour ce qui est de leur police, gouvernement, & croyance, je n'en ay peu que juger, & croy qu'ils n'en ont point d'autre que nos Sauvages Souriquois & Canadiens, lesquels n'adorent ny le Soleiel, ny la Lune, ny aucune choses, & ne prient non plus que les bestes.<sup>272</sup>

Von den Schamanen behauptet Champlain, sie kommunizierten mit dem Teufel und ihre Prophezeihungen seien nichts als Lügen.<sup>273</sup> Diese Auffassung steht in Übereinstimmung mit der Cartiers und illustriert den Umstand, dass sich die Wahrnehmung der Franzosen in bezug auf die Religion der Ureinwohner auch mehrere Jahrzehnte nach Cartiers Reisen nicht geändert hatte. Im Gegensatz zu Cartier wurde Champlain jedoch auf seinen späteren Reisen im Jahre 1613 von Jesuiten begleitet, was in erster Linie auf den nunmehr permanenten Siedlungscharakter der Franzosen zurückzuführen ist. Es galt, die Christianisierung der Indianer möglichst schnell und effizient voranzutreiben, um ein friedliches Miteinanderauskommen garantieren, und somit die Basis für eine gesicherte Zukunft der Kolonie schaffen zu können. Es lag daher in Champlains Interesse, soviel wie möglich über den Glauben der Indianer in Erfahrung zu bringen, um danach mit der Konvertierung

---

<sup>271</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.85

<sup>272</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.91

<sup>273</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.91

beginnen zu können. Ein Aspekt dieses Glaubens, den Champlain erkannte und in seinem Werk wiedergab, war die Bedeutung, die die Indianer ihren Träumen zukommen ließen.

ils croyent que tous les songes qu'ils ont sont veritables:& de fait il y en a beaucoup qui disent avoir veu & songé choses qui adviennent ou adviendront. Mais pour en parler avec verité, ce sont visions diaboliques, qui les trompe & seduit. Voilà tout ce que j'ay peu apprendre de leur croyance bestiale.<sup>274</sup>

Es ist interessant zu beobachten, dass Champlain eine Spezifizierung des indigenen Glaubens als irreführend und bestialisch anhand eines Beispiels vornimmt, welches diese Denkweise in keinster Weise zu rechtfertigen scheint. Jedes Beispiel schien die Europäer in ihrer Auffassung zu bestärken, dass die Indianer einem Irrglauben anhängen und dringend der Bekehrung bedurften. Champlain machte sich zu einem späteren Zeitpunkt diesen Aspekt des Glaubens der Indianer an die Bedeutung von Träumen jedoch ohne zu zögern zunutze, als es darum ging, sie zur Unterstützung seiner Reise ins Landesinnere zu bewegen: “je fus trouver lesd. Sauvages, pour leur dire que j'avois songé ceste nuict qu'ils vouloient envoyer un canot aux Nebicerini [der Stamm den Champlain aufzusuchen gedachte] sans m'en advertir”.<sup>275</sup> Obwohl er die Traumdeutung der Indianer als Aberglauben abtat, besaß er genug Verständnis für den Aufbau ihrer Kultur, um deren Bräuche und Vorstellungen zu seinem Nutzen einzusetzen.

An anderer Stelle findet sich die Wiedergabe eines Rituals der Indianer, welches beim Passieren einer Stromschnelle zelebriert wurde, wobei der Geist des Wassers durch Ansprachen und kleine Opfergaben beschwichtigt wurde. Champlain kommentiert dieses Vorgehen mit den Worten “Ces pauvres gens sont si superstitieux, qu'ils ne croiroient pas faire bon voyage, s'ils n'avoient fait cette ceremonie en ce lieu”<sup>276</sup>. Seine eurozentrische Perspektive unterschlägt dabei, daß katholische Prozessionen, die regelmäßig von den Franzosen abgehalten wurden, auch als abergläubische Phänomene gelten könnten. Da letztere jedoch Teil des christlichen Glaubens waren, stufte Champlain sie anders ein als das Ritual der Ureinwohner, welches er ohne zu zögern als Aberglauben abtat.

Wann immer Champlain von Kontakten mit neuen Stämmen berichtete, grenzte er sich und die Franzosen generell von den Indianern durch den Gebrauch des Wortes ‘Christen’ ab. Dies

---

<sup>274</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.126

<sup>275</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.202

<sup>276</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.208

ist insofern interessant, als dass er durchaus auch von 'Europäern' oder 'Franzosen' in bezug auf sich selbst und seine Expeditionsmitglieder hätte reden können. Die spezifische Wortwahl von 'Christen' lässt Rückschlüsse auf den Stellenwert der Religionen zu: Champlain sah sich in erster Linie als Christ und erst dann als Franzose und Europäer. Die Einteilung in Christen und Wilde schien ihm als Abgrenzung voneinander am effektivsten und deutlichsten zu sein.

Man muss Champlain in seinem Bestreben nach Bekehrung jedoch zugute halten, dass er es aufrichtig zu bedauern schien, dass die Seelen der Indianer ohne den Segen einer Religion auskommen mussten.<sup>277</sup> Er erkannte zwar, dass es zahlreiche Zeremonien gab, wie zum Beispiel bei Krankheit, bevorstehenden Kriegen oder um die Zukunft vorherzusagen, diese waren in seinen Augen jedoch keine Kennzeichen einer Religion oder einer Kultur, sondern Teil der praktizierten Teufelsanbetung. Dieses offensichtliche und aufrichtige Bedauern über die fehlerhafte Sichtweise der Indianer lässt darauf schließen, dass Champlain den Glauben der Ureinwohner nicht etwa mit Herablassung betrachtete oder absichtlich ignorierte, sondern dass dieser in seinen Augen ganz einfach nicht existent war, und er über die vorgefundenen Rituale nicht in einem religiösen Zusammenhang nachdachte.

Auch nachdem sich sein Bild der Indianer zu ändern begann, ausgelöst vor allem durch seinen bei den Huronen verbrachten Winter, während dem er sie besser kennenlernte als je ein anderer Entdecker zuvor, sprach Champlain ihnen jegliche Existenz einer Religion ab,<sup>278</sup> da er nach wie vor nicht dazu in der Lage war, sich bei der Beurteilung der Ureinwohner ganz vom europäischen Wertesystem freizumachen: "Champlain [...] read something of their inner souls, though he was too ready to judge them by the fixed standards of Europe."<sup>279</sup> Trotzdem merkt Wrong an, "his large tolerance regarded them less as a race inferior to the French than as one different, to be instructed and protected, but to be met in terms of equality".<sup>280</sup> Ihre angebliche religiöse Irreführtheit machte die Indianer in den Augen Champlains also nicht zu minderwertigen Menschen, sondern bestärkte ihn im Gegenteil in seiner Auffassung, dass

---

<sup>277</sup> "en ce peu de pays j'ay recogneu qu'il est fort peuplé d'un nombre infiny d'ames [...] me representant que c'est grand pitié que tant de creatures vivent & meurent, sans avoir la cognoissance de Dieu, & mesmes sans aucune religion." aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France occidentale*, S. 249

<sup>278</sup> "ils ne regocnoissent aucune Divinité, & ne croyent en aucun Dieu, ny chose quelconque, vivans comme bestes brutes. Ils ont quelque respect au diable"<sup>278</sup> aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.295

<sup>279</sup> George M.WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S. 210

<sup>280</sup> George M.WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S.211-212

die Ureinwohner der Franzosen zwecks ihrer Belehrung und Hinführung zum wahren Glauben bedurften.

Der Umstand, dass die Indianer nicht wie die Franzosen gemeinsam zu festen Zeiten beteten, sondern dass jeder zu seinem Gott sprach, wann immer er wollte, führte Champlain zu der Schlussfolgerung, dass dies der Grund sei, weshalb die Indianer wie wilde Tiere lebten und dass man sie schnell missionieren könnte, wenn man das Land besiedelte und ihnen den christlichen Glauben näher bringe:

Ces peuples ne sont possédez de malin esprit comme d'autres Sauvages plus éloignés qu'eux, qui fait croire qu'ils se réduiroient en la cognoissance de Dieu, si leur pays estoit habité de personnes qui prissent la peine & le soin de les enseigner par bons exemples à bien vivre.<sup>281</sup>

Champlain nahm an dieser Stelle also nicht nur die Religion der Ureinwohner nicht ernst, sondern ging auch davon aus, dass die meisten eine Kolonisierung und die damit einhergehende Christianisierung begrüßen würden.

Von allen vier Autoren setzte Champlain sich am meisten für die Christianisierung der Ureinwohner ein. Dies geschah Samuel E. Morison zufolge vor allem vor dem Hintergrund der Planung und Durchführung einer permanenten französischen Niederlassung: "One condition of permanency, Champlain well knew, was to take out a corps of missionaries to convert the Indians."<sup>282</sup> Nachdem eine beabsichtigte Rekrutierung von Jesuiten im Jahre 1610 erfolglos verlaufen war, wandte er sich mit Erfolg einem Franziskanerorden in der Nähe seiner Geburtsstadt Brouage zu. Vier Mönche wurden ausgewählt und begleiteten ihn im Jahre 1615 bei seiner Rückkehr nach Kanada, wo sie sich in Montreal, La Chine und Quebec niederliessen und ihren Glauben zu predigen begannen.

In seinem Werk *Des Sauvages* geht Champlain ausführlich auf diverse detaillierte Aspekte der Religion der Indianer ein, was ihn von den anderen Autoren deutlich abhebt. So wird über mehrere Seiten hinweg ein Gespräch mit Häuptling Anadabijou wiedergegeben, im Laufe dessen dieser zunächst den Schöpfungsmythos seines Volkes darlegt. Champlains Reaktion

---

<sup>281</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.296

<sup>282</sup> Samuel E. MORISON: *Samuel de Champlain: Father of New France*, S.148

auf diese Darlegung zeugt vom typischen europäischen Überlegenheitsempfinden, wenn er dem Indianer mitteilt, “that what he said was false”, gefolgt von der Darlegung der französischen Schöpfungsgeschichte. Er läßt den Häuptling zwar zu Wort kommen, allerdings nicht aus ethnologisch-religiösem Interesse, sondern um die fremde Religion als Teufelswerk und Heidentum zu denunzieren. Er schliesst mit den Worten “Thereupon the said Sagamore told me that he approved what I said”, für ihn die einzig zu erwartende Reaktion.<sup>283</sup> Obwohl dieser schriftliche Abstecher in die religiöse Überlieferung der Indianer relativ kurz ist, läßt sich vieles aus ihm herauslesen. Erstens muss man sich fragen, wie verlässlich die Wiedergabe des Gespräches war, wobei sowohl der Aspekt durch Verfälschung durch anwesende Dolmetscher als auch die Frage, bis zu welchem Grad so komplexe Themeninhalte wie dieser verstanden und wiedergegeben werden konnten, berücksichtigt werden muss. Geht man uneingedenk des frühen Zeitpunktes des Kontaktes von einer ungefähren Realitätsnähe aus, so fällt als nächstes die Deutlichkeit der Wiedergabe der Einstellung Champlains gegenüber dem Glauben der Ureinwohner auf. Abgesehen von der Tatsache, dass Champlain sich mit der Niederschrift dieser Unterhaltung selbst widerspricht, indem er behauptet, die Indianer hätten keine Religion, kann dieser Abschnitt als repräsentatives Beispiel für die generelle Einstellung der Europäer gesehen werden. Die Komplexität der Mythen der Indianer und die teilweise festzustellenden Parallelen zum christlichen Glauben werden vom Autor an keiner Stelle erwähnt, ob aus Ignoranz oder absichtlich, ist nicht zu sagen. Fest steht, dass alles, was die Indianer über ihren Glauben aussagten, die Europäer automatisch in ihrer Auffassung zu bestätigen schien, der Glauben der Eingeborenen sei, wenngleich vorhanden, so doch offensichtlich falsch und entspringe der Teufelsanbetung. Selbst die hier überlieferte Unterhaltung, die beweist, dass dem nicht so war, wird kurzerhand als Argument für die Europäer, in diesem Fall für die Franzosen, ausgelegt. Da man Champlain nicht unterstellen kann, dass er seine Leser und Finanziere absichtlich und im Angesicht abweichender Tatsachen zu täuschen gedachte, kann davon ausgegangen werden, dass ihm an dieser Stelle die Vielschichtigkeit und Komplexität des Glaubens der Ureinwohner wirklich entgangen war, wahrscheinlich weil sein Bild von ihnen so vorgefestigt war, dass selbst Hinweise wie dieser nicht erkannt wurden. In seinem Bestreben, die Indianer zu konvertieren und in seinen Berichten als leicht bekehrbar darzustellen, entging Champlain die Erkenntnis von der Komplexität ihrer Religion. Er stand mit seinem Verhalten jedoch innerhalb einer sich

---

<sup>283</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, Vol.1, S.111-117

fortsetzenden Tradition und eines etablierten Verhaltensmusters, das in jedem der hier vorliegenden Berichte vorzufinden ist.

Auch die Annäherung an die indianische Religion von englischer Seite aus wies dieselben Mängel auf wie die französische Perspektive: “No English writer said Indian religion was anything but idolatry: There was no possible true religion except for Protestant Christianity. In this sense, all the writers dismissed any non-European religion.”<sup>284</sup> Harriots Berichterstattung über den Glauben der Ureinwohner war zwiespältig, was generell bei allen Autoren der Fall war. War er zunächst der Auffassung, die Indianer hätten keine Religion<sup>285</sup>, so kam er später zu der Einsicht, dass ein Glauben sehr wohl vorhanden war. Die religiösen Ideen der Indianer interessierten ihn von diesem Zeitpunkt an zwar sehr, dies vor allem deshalb, weil er wie wenig später Champlain annahm, dass die Existenz einer Religion, so verkehrt sie auch sein mochte, die Konvertierung erleichtern würde.<sup>286</sup> Im Gegensatz zu den französischen Autoren erkannte er die Existenz einer Religion also an, tat diese aber als falsch ab und sah den einzigen Vorteil in der Annahme, eine Bekehrung sei dadurch eher möglich:

they may in short time be brought to civility, and the embracing of true religion. Some religion they have already, which although it be far from the truth, yet being at it is, there is hope it may be the easier and sooner reformed.<sup>287</sup>

Er ging im Detail auf den Glauben und die Schöpfungsgeschichte, sowie die Götter, die Auffassung von der Unsterblichkeit der Seele und der Paradies und Hölle ähnelnden Beschreibung der Indianer ein und gab an, diese Informationen von einem der indianischen Priester erhalten zu haben, mit dem er gut befreundet gewesen sei.<sup>288</sup>

---

<sup>284</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.64

<sup>285</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.56: “free from all care of heaping opp Riches for their posterite, content with their state, and livinge frendlye together of those things which god of his bountye hath given unto them, yet without givinge hym any thankes according to his desarte. So savage is this people, and deprived of the true knowledge of god.”

<sup>286</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>287</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

<sup>288</sup> “Some religion they have already, which although it be farre from the truth, yet beying as it is , there is hope it may bee the easier an sooner reformed. They believe that there are many Gods which they call *Mantóac* , but of different sortes and degrees; one onely chiefe and great God, which has been from all eternitie.” aus: Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25-26

Dies läßt nicht nur Rückschlüsse auf seine Sprachkenntnisse zu, sondern illustriert seine Aufgeschlossenheit im Umgang mit und sein Interesse an den Ureinwohnern. Laut Harriot hatten die Indianer ein lebhaftes Interesse an der Religion der Engländer und baten um nähere Auskünfte, wobei er bedauerte, dass die immer noch vorhandene Sprachbarriere dies oft nicht zuließ. Er tat dennoch sein möglichstes, um seinen Glauben in Nordamerika zu verbreiten und las den Indianern bei mehreren Gelegenheiten Passagen aus der Bibel vor, was die Ureinwohner zu andächtigem Verhalten und einer Teilnahme an den Gottesdiensten der Engländer bewegte. Harriot erwähnt in seinem Bericht die Motive der Indianer zur Nachahmung der christlichen Rituale, wobei ihm bewußt zu sein schien, dass diese oft opportunistischer Art waren:

The *Wiróans* with whom we dwelt called *Wingina*, and many of his people would be glad many times to be with us at our praiers, and many times call upon us both in his owne towne, as also in others whither he sometimes accompanied us, to pray and sing Psalmes; hoping thereby to bee partaker of the same effects which wee by that meanes also expected. [...] On a time also when their corne began to wither by reason of a drouth [...] many would come to us & desire us to praie to our God of England.<sup>289</sup>

Er berichtet vom indianischen Schöpfungsmythos, der auf der Existenz mehrerer Götter mit einem "Hauptgott" basierte, welcher die Erde, die Planeten und die Frau schuf, welche wiederum die Menschheit gebar. Immer wieder stößt man in den Berichten aller Entdecker auf den Umstand, dass die Indianer an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, welche nach dem Tod entweder in das Reich der Götter kam und dort "perpetual blisse and hapinesse" genoss, oder aber in "a great pitte or hole" fuhr, "there to burne continually,"<sup>290</sup> ein Mythos, der stark an die biblische Vorstellung von Paradies und Hölle erinnert, eine Parallele, die viele der Entdecker erstaunlicherweise aber nicht zogen. Der Ursprung dieser Vorstellungen wird allerdings teilweise auf die frühere Anwesenheit von Jesuitenmönchen zurückgeführt, welche bereits im Jahre 1570 in der Region der Chesapeake Bay gepredigt und somit Einfluss auf die Mythen der Indianer gehabt haben könnten. Da die indianischen Kulturen schriftlos waren, und somit den Ursprung und die Entwicklung ihrer Glaubensvorstellungen nicht dokumentieren konnten, ist die Einschätzung der Herkunft und des Alters ihrer Religion

---

<sup>289</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.27-28

<sup>290</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.26

jedoch nahezu unmöglich, und so können an dieser Stelle nur der Blickwinkel und die Wahrnehmung der Europäer untersucht werden, die, basierend auf den überlieferten Reiseberichten, heute noch mit einiger Sicherheit interpretiert werden können.

John Shirley behauptet in *Thomas Harriot: A Biography*, dass Harriot im Gegensatz zu Champlain die Existenz einer Religion jedoch nicht nur anerkannte, sondern sie respektierte. Die Ähnlichkeiten, auf die er stieß, sowie die Ernsthaftigkeit, mit welcher der Glauben praktiziert wurde, beeindruckten ihn angeblich.<sup>291</sup> Ob diese These generell vertretbar ist, ist anzuzweifeln, da sich im Bericht Harriots deutliche Anzeichen dafür finden, dass er den Glauben der Indianer keineswegs respektierte, sondern ihn im Gegenteil wie auch alle anderen Autoren, als falsch abtat:

that they may in short time be brought to civilitie, and the imbracing of true religion. Some religion they have alreadie, which although it be farre from the truth, yet beyng as it is, there is hope it may bee the easier and sooner reformed.<sup>292</sup>

Den einzigen Vorteil sah er, wie vor ihm bereits andere, in der Hoffnung, dass selbst eine falsche Religion auf dem Wege zur Missionierung besser sei, als keinerlei Religion.

Wie schon Champlain, so berichtet auch er von der angeblichen Bereitwilligkeit der Indianer, die neue Religion zu akzeptieren: nach Bibellesungen berührten und küssten die Indianer die Bibel ehrfürchtig, was Harriot als Wunsch nach Annahme des neuen Glaubens interpretierte. Ob dies zutraf, ist fraglich, es scheint wahrscheinlicher, dass die Indianer der Bibel entweder Respekt zollten, weil sie sahen, dass dieser Gegenstand den Europäern offensichtlich wichtig, wenn nicht sogar heilig war, oder aber dass sie aus politischen Motiven den Europäern gaben, was diese wollten, um sie als Verbündete zu halten, da sie sie als Handelspartner und im Krieg gegen ihre Feinde brauchten. Die wahren Motive hinter dem Verhalten der Indianer können zwar nicht mit hundertprozentiger Sicherheit festgelegt werden, es ist aber wahrscheinlich, dass ein Bedürfnis, den neuen Glauben anzunehmen, fast nie dahinter steckte.

John Smith hatte zwar ähnliche Ansichten über die Religion der Ureinwohner, erkannte diese in ihrer Existenz jedoch zumindest an und gab viele Aspekte ausführlich in seinem Bericht wieder.

---

<sup>291</sup> John W. SHIRLEY: *Thomas Harriot: A Biography*, S. 153

<sup>292</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.25

There is yet in Virginia no place discovered to be so Savage, in which they have not a Religion [...]. All things that are able to doe them hurt beyond their prevention, they adore with their kinde of divine worship; as the fire, water, lightning, thunder, our Ordnance, peeces, horses, &c. But their chiefe God they worship is the Devill. Him they call Okee, and serve him more of feare then love.<sup>293</sup>

Neben der Existenz eines Glaubens, so fehlgeleitet dieser in seinen Augen auch sein mochte, erkannte Smith zudem die Existenz einer funktionierenden Regierung durch Powhatan an, was darauf schliessen lässt, dass sich die Wahrnehmungsweise der Engländer zum Zeitpunkt von Smiths Aufenthalt in Nordamerika zumindest teilweise bereits soweit der Alterität des Fremden geöffnet hatte, dass Beobachtungen wie die folgende möglich waren und zudem auch niedergeschrieben wurden:

Although the Country people be very barbarous, yet have they amongst them such government, as that their Magistrates for good commanding, and their people for due subjection, and obeying, excell many places that would be counted very civill.<sup>294</sup>

Die Tatsache, dass Smith, wie in obigem Zitat gezeigt, die Existenz einer Regierung nicht nur erkannte und anerkannte, sondern zudem höher als einige andere ihm bekannte, zivilisierte Regierungsformen einstufte, ist bemerkenswert. Was die Anerkennung der Religion betrifft, so werden im weiteren Laufe seiner Darstellungen die Rituale und Gesänge der indianischen Priester zwar detailgenau und zunächst ohne negative Wertung beschrieben, der Abschnitt schliesst jedoch mit dem Reim "Thus seeke they in deepe foolishnesse / To climbe the height of happinesse."<sup>295</sup>, was seine Auffassung von der von ihm als Irrglauben empfundenen Religion illustriert.

An anderer Stelle berichtet er von dem Versuch seiner Gruppe, die Indianer über ihren 'falschen' Glauben aufzuklären, was zwar nicht ganz den gewünschten Effekt der Bekehrung hatte, aber immerhin glaubten die Indianer, dass der Gott der Kolonisten bei gewissen Gelegenheiten machtvoller und effektiver als ihre eigenen Gottheiten war.

---

<sup>293</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.72

<sup>294</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.77

<sup>295</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.73

Yet this [their werowance] did beleewe that our God as much exceeded theirs, as our Gunnes did their Bowes & Arrowes, and many times did send me to James Towne, intreating me to pray to my God for raine, for their Gods would not send them any. And in this lamentable ignorance doe these poore soules sacrifice themselves to the Devill.<sup>296</sup>

Die Vorstellung der Indianer von der Überlegenheit des Gottes der Europäer führte dazu, dass sie sich, wie im Zitat erwähnt, mit der Bitte, ihre Anliegen seinem Gott darzulegen, an Smith wandten, wann immer sie mit der Effektivität ihrer eigenen Götter unzufrieden waren. Smith wurde an dieser Stelle mit der religiösen Offenheit der Indianer konfrontiert und sah in diesem Umstand einen Erfolg und einen Schritt in Richtung der Bekehrung, weswegen er ihre Motive tolerierte. Die sehr offene Einstellung der Indianer gegenüber der europäischen Religion begründete sich auf der Tatsache, dass die Indianer ihre Religion oft aus reinem Pragmatismus entweder wechselten, weil sie der Meinung waren, dass der Gott der Europäer in einigen Angelegenheiten machtvoller und wirksamer zu sein schien als ihre eigenen Gottheiten, oder aber keinerlei Hemmungen hatten, ihrem ohnehin polytheistischen Glauben einen weiteren Gott hinzuzufügen. Der Ureinwohner “was not interested in changing his religious customs in emulation of the Europeans; he merely wished to improve his own culture by judicious borrowing”.<sup>297</sup> Dieses Religionsverständnis schien keinem der Entdecker klar zu sein. So beteten die Indianer beispielsweise in Zeiten der Dürre und bei unerklärlichen Epidemien bereitwillig mit den Europäern zu deren Gott, was letztere als Bekehrungswillen interpretierten. Man muss jedoch bezweifeln, dass Smith sich der Tatsache bewusst war, dass es keinen wirklichen Fortschritt in der Christianisierung gab:

[This king] though to his false Gods he was very zealous, yet he would confesse our God as much exceeded his as our Gunns did his Bow and Arrowes, often sending our President [Smith] many presents, to pray to his God for raine.<sup>298</sup>

Er wusste, dass die Indianer den christlichen Gott als machtvoll anerkannten und sah sie gemeinsam mit seinen Männern beten, konnte die Hartnäckigkeit, mit der sie dennoch an ihrem eigenen Glauben festhielten, jedoch nicht nachvollziehen. Die Ureinwohner wechselten genauso bereitwillig zu ihren eigenen Gottheiten zurück, wie sie die neuen aufnahmen, sobald

---

<sup>296</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.76

<sup>297</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.139

<sup>298</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.184

der Gott der Neuankömmlinge seinen Teil für sie getan hatte, sie akzeptierten die Forderung der Europäer nach Ausschließlichkeit des Glaubens nicht, sondern bewegten sich je nach Bedarf zwischen beiden Religionen. Bentley erklärt dieses Verhalten folgendermaßen:

It was [...] common, though, for pre-modern peoples to adopt or adapt foreign cultural traditions for political, social, or economic purposes. [...] The most powerful incentives to conversion through voluntary association were prospects for political, economic, or commercial alliance with well-organized foreigners.<sup>299</sup>

Seiner Meinung nach nahmen die Indianer gewisse europäische Vorstellungen an, wenn sie sich einen wie auch immer gearteten Vorteil davon versprachen. Schien ihnen der Gott der Europäer in gewissen Bereichen machtvoller, so beteten sie bereitwillig zu ihm, desgleichen könnten sie religiöse Rituale der Europäer nachgeahmt haben, weil sie diese als starke politische Verbündete für sich einnehmen wollten.

Was Smith betraf, so fand dieser sich nach seinem anfänglichen Unverständnis mit dem Mangel an Interesse der Indianer an der christlichen Religion ab, was ihn einmal mehr als einen Mann ausweist, dem mehr am Überleben seiner Kolonie lag, als an der Ausführung der Charta der Virginia Company, deren Interessen er zu vertreten hatte. Diese war in erster Linie profitorientiert, da sie die Interessen der Kaufleute vertrat, die ihre Investitionen in Profit umwandeln wollten, enthielt jedoch auch einen Leitfaden für den Umgang mit den Eingeborenen. Dieser verbot die Anwendung von Gewalt gegenüber den Ureinwohnern, was aufgrund der zunehmend aggressiven Handlungen von Seiten der Indianer jedoch mit der Zeit unhaltbar wurde und damit endete, dass John Smith sich gezwungen sah, doch zu Gewaltanwendungen zu greifen, um der Indianer Herr zu werden und um das Überleben seiner Kolonie zu gewährleisten:

They [the Indians] would take them [the English] perforce, surprise us at worke, or any way; which was so long permitted, they became so insolent there was no rule; the command from England was so strait not to offend them, as our authoritie-bearers [...] would rather be any thing then peace-breakers. This charitable humor prevailed, till well it chanced they medled with Captaine Smith [...]. [...] he sallied out amongst them, and in lesse than an houre, he so hampered their insolencies, they brought them his two men, desiring peace.<sup>300</sup>

---

<sup>299</sup> Jerry H. BENTLEY: *Cross-Cultural Contacts*, S.7 u. 9

<sup>300</sup> Captain John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S:112

John Smith bezweifelte also die Existenz indianischer Religion nie, doch ging er dabei wie auch Cartier und Champlain davon aus, dass die Indianer den Teufel anbeteten.

Mit fortschreitenden Kontakten und somit fortschreitendem Verständnis für- und Kenntnis voneinander wurden sich die Entdecker der Glaubensvorstellungen der Indianer mehr und mehr bewusst und widmeten ihnen einen größeren Teil ihrer Berichte. Beerdigungsrituale, die Rolle der Priester, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und ein Leben nach dem Tod (zumindest für Häuptlinge und Priester) finden Erwähnung, ohne belächelt oder für falsch und irregeleitet erklärt zu werden, obwohl keiner der Kolonisten so weit ging, den indianischen Glauben als dem christlichen Glauben gleichberechtigt anzusehen. Er sollte immer mit milder Nachsicht behandelt werden, aber so lange er für die Europäer keine Gefahr darstellte, wurde er als nötige Voraussetzung für die geplante Bekehrung geduldet und sogar für wichtig befunden, sobald seine Rolle im Zusammenhang mit der Beherrschung der Indianer erkannt wurde:

religion was the key to cultural systems. [...] Moreover, religion was also the principal source of power and knowledge, and therefore understanding relationships to divine authority was absolutely necessary.<sup>301</sup>

Wissen bedeutete Macht und ein Verstehen der Religion des Anderen ermöglichte Beherrschung des Anderen. Das Erstaunliche an der Einstellung der Europäer, die Religion der Indianer sei nicht existent oder, in anderen Fällen, unakzeptabel, da nicht christlich, ist, dass die religiösen Mythen der Indianer in vieler Hinsicht mit den europäischen übereinstimmten, aber nichtsdestoweniger für falsch erklärt wurden. “The meaning of Indian religion was difficult for the English to determine. Most of the writers avoided comparisons to Christianity”<sup>302</sup>, trotz einiger offensichtlicher Ähnlichkeiten, wie zum Beispiel der bereits erwähnten sehr ähnlichen Vorstellung von Paradies und Hölle. Es liegt nahe zu vermuten, dass ein Grund, weshalb die Entdecker diese Ähnlichkeiten nicht sehen wollten, der war, dass sie ihr Gefühl kultureller Überlegenheit nicht aufgeben konnten. Der Gedanke, auf eine Religion gestoßen zu sein, welche die gleiche Existenzberechtigung wie das Christentum

---

<sup>301</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.110

<sup>302</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.78

hatte, wurde nicht etwa verdrängt, sondern wurde als Möglichkeit gar nicht erst in Betracht gezogen.

Die Unterschiede zwischen Engländern und Franzosen hinsichtlich ihres Missionierungseifers und ihrer Einschätzung des Glaubens der Indianer sind sowohl zeitlich als auch gesellschaftlich begründet. Das Interesse der Engländer galt in erster Linie dem Aufbau einer überlebensfähigen Kolonie und daher unter anderem guten Beziehungen zu den ansässigen Stämmen; sie erkannten in Amerika das Potential zu neuer Landerschließung und der Gewinnung von Bodenschätzen und Rohstoffen, während die Franzosen den neuen Kontinent, zumindest zum Zeitpunkt von Cartiers Reisen, noch ausschließlich als Hindernis auf dem Weg nach Asien ansahen, an dem sie in erster Linie interessiert waren. Cartiers Hauptinteresse galt anfangs nicht der Gründung von Kolonien, sondern der Pazifikpassage zu den Reichtümern Asiens, sein Interesse an den Indianern war daher zunächst weniger ausgeprägt. Cartier brauchte die Eingeborenen zwar aufgrund ihres Wissens über das Land und seine Eigenschaften, nicht aber als potentielle Nachbarn, sein Interesse war demzufolge anders geartet als das der Engländer, während zum Zeitpunkt von Champlains Reisen bereits der Gedanke an französische Kolonien die Sicht- und Vorgehensweise des Franzosen beeinflusste.

Diese Einstellung verstärkte sich zum Zeitpunkt der Ankunft Harriots in Nordamerika und die Engländer trieben die Bekehrung der Ureinwohner zudem insofern eher voran als die Franzosen, als sie hofften, die oft miteinander verfeindeten Stämme befrieden und somit ihr eigenes Dasein in Virginia erleichtern zu können. Die Bekehrung würde bedeuten, die Indianer besser einschätzen und kontrollieren zu können, zwei Punkte, die für das Überleben der Kolonisten essentiell waren. Das Interesse der Franzosen an der Missionierung war zwar im Grunde vorhanden, wurde jedoch nicht gerade mit großem Eifer vorangetrieben, weil zunächst kein längerfristiger Aufenthalt geplant war und die Glaubensvorstellungen der Eingeborenen somit keine große Rolle spielten. So findet sich beispielsweise zwar in jedem Auftrag, den Cartier für seine Fahrten erhielt, eine Bemerkung zur Verbreitung des Christentums als eines der vorrangigen offiziellen Ziele, allerdings kam man diesem Auftrag erstaunlich selten und wenig nach. Erst auf der dritten Reise, die im Gegensatz zu den vorausgegangenen die Gründung einer Kolonie vorsah, ist von Bekehrung die Rede: die Prioritäten hatten sich geändert, man war an einer Beherrschung der Indianer interessiert und Bekehrung war der erste Schritt in diese Richtung. Man kann zwar generell davon ausgehen,

dass die Verbreitung des Christentums ein hehrer Vorsatz war, den sich die europäischen Herrscher auf ihre Banner schrieben, dieser diente aber vorrangig dazu, die Reisen zu rechtfertigen und den Segen der Kirche zu erlangen. Die eigentlichen Interessen waren rein kommerzieller Art: "From the pioneering ventures of Columbus and Cabot, all New World voyages of the sixteenth century had a commercial motive."<sup>303</sup>

Bei den einzelnen Entdeckern überwogen zwar immer die Interessen ihres jeweiligen Landes zur Rolle der Religion bei der Erschließung des neuen Kontinents, aber es war dennoch unvermeidlich, dass ihre persönliche Einstellung ihre Wahrnehmung und Vorgehensweisen prägte. "Religion was the main ingredient in human motive" in einer Welt, "where every action found its rationale in religion," und in einem Zeitalter, in dem die Gesetze der Gesellschaft und der Wille Gottes ein und dasselbe waren.<sup>304</sup> Niemand konnte sich der Religion entziehen und alle Entdecker hielten demzufolge ihre christlichen Zeremonien ganz selbstverständlich auch in Nordamerika ab. Die Einhaltung von Gottesdiensten war genauso unabdingbar wie die Bestrafung von Faulheit, Trunkenheit und Glücksspiel, und man kann sagen, dass die Ausübung christlicher Rituale das Rückgrat der neuen Kolonien stärkte und ihr Bestehen, wenn auch nicht garantierte, so doch zumindest förderte.

Alle hier untersuchten Berichte sprechen in Hinsicht auf Religion bei den Indianern von einem blinden und irreführenden Glauben, beziehungsweise von Teufelsanbetung, die ihnen aber nicht grundsätzlich zum Vorwurf gemacht, sondern die als Kennzeichen ihrer Unzivilisiertheit angesehen wurden. Die indianische Unkenntnis des christlichen Gottes rechtfertigte und festigte das Bild der Europäer von sich selbst als spirituelle Retter, als Herolde des wahren Glaubens, denen die Dankbarkeit eines nach Bekehrung rufenden Volkes sicher war. Keinem der Entdecker kam der Gedanke, die Indianer könnten ihre Bekehrung nicht begrüßen, keiner der hier untersuchten Autoren besaß die Toleranz, den Glauben der Ureinwohner Amerikas als eigenständige, vollwertige und gleichberechtigte Religion anzusehen, geschweige denn zu akzeptieren. Dogmatismus und christlicher Glaubenseifer in Europa waren so stark, dass die Mehrzahl der Europäer der Überzeugung war, dass es nicht mehr als eine korrekte, unanzweifelbare Glaubensauffassung geben könnte. Von einer

---

<sup>303</sup> Robert McGHEE: *Canada Rediscovered*, S. 151 und S. 508

<sup>304</sup> Perry MILLER: *The Religious Impulse in the Founding of Virginia*, S. 503

Gleichberechtigung oder gar Tolerierung indianischer Religion konnte daher keine Rede sein. Die Unfähigkeit, einen anderen Glauben als den christlichen anzuerkennen, war tief im kulturellen Hintergrund aller Autoren verwurzelt.

Bevor im nächsten Teil der Arbeit die interkulturelle Kommunikation untersucht wird, muss zunächst der Begriff definiert und das Zustandekommen sowie der Aufbau und Ablauf von Kommunikation erklärt werden.

## **6. Konzepte und Komponenten von Kommunikation**

Das Entstehen von Kommunikation hängt von mehreren Komponenten ab, die gegeben sein müssen, damit eine Verständigung stattfinden kann. Die erste und wichtigste Komponente dabei ist das Ich:

Interpersonal communication begins with self. All of our perceptions of communication – observations, understanding based on our senses, or insight – are tied to ourselves; our particular communication interactions are limited by who we are and what we have experienced. The language we use, the attitudes we express, and the ideas we share reflect our own particular background and experiences.<sup>305</sup>

Kommunikation wird demnach durch die jeweilige Person, die Erlebnisse, Erfahrungen und den Hintergrund ihrer Teilnehmer beeinflusst, was wichtig bei der Untersuchung der Verständigung zwischen Europäern und Indianern sein wird. Für eine Kommunikation sind mindestens zwei Teilnehmer vonnöten, die kommunikationsfähig und –willig sind. Kommunikation selbst besteht aus einem Austausch von verbalen und nonverbalen Nachrichten, die gesendet, empfangen, decodiert und erwidert werden, deren Bedeutung jedoch bereits das erste Problem darstellt, da diese von den jeweiligen Teilnehmern beeinflusst wird:

we each have our own personal experiences that color our perception of the meaning of symbols and messages. Thus, when we interact with another, it is inappropriate to say that we exchange meanings [...]. Instead, it is more appropriate to say that meaning is mutually influenced through interaction.<sup>306</sup>

Diese mögliche Divergenz von Bedeutungen ist allgegenwärtig, wird in den meisten Fällen jedoch durch ein von beiden Gesprächsteilnehmern akzeptiertes Bedeutungsschema auf ein Minimum reduziert. Je ähnlicher sich die Gesprächspartner sind, was ihren kulturellen und religiösen Hintergrund, ihre Erziehung und ihr Alter bis hin zu ihrem Geschlecht angeht, desto weniger Schwierigkeiten werden sie beim Decodieren der Nachrichten, die sie empfangen, haben. Gleichermaßen sorgt in Fällen von Fremdheit ein mit der Zeit etabliertes Einverständnis über die Bedeutung von Worten und Symbolen für ein beginnendes

---

<sup>305</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, (1987), S.10

<sup>306</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, (1987), S.9

Verständnis: “Creating more agreed-upon meanings among communicators is at least one mark of improvement in interpersonal communication.”<sup>307</sup> Dean Barnlund geht dabei von der Theorie aus, dass jede Art von Kommunikation von sechs Faktoren beeinflusst wird:

1. how you view yourself
2. how you view the other person
3. how you believe the other person views you
4. how the other person views himself or herself
5. how the other person views you
6. how the other person believes you view him or her

Barnlund ist des weiteren der Meinung, “that we “construct” both ourselves and others through the relationships that we have, those that we wish to have, and those that we believe we do have.”<sup>308</sup> Je nachdem wie der Mensch sich selbst und seinen Gesprächspartner sieht, beeinflusst diese Perspektive die beidseitige Kommunikation. Kommunikation selbst stellt dabei eine auf Codes basierende Transaktion dar, d.h. ihre Teilnehmer codieren und decodieren simultan die jeweiligen ausgetauschten Nachrichten. Die den Worten und Symbolen beigefügte Bedeutung ist dabei willkürlich und hängt lediglich von einer gemeinsamen Akzeptanz durch die Kommunikatoren ab. Das daraus resultierende Risiko liegt auf der Hand und ist der Hauptauslöser für Missverständnisse:

The intervening factor in interpersonal communication is, of course, the communication from the other person. In responding to your initial message, the other communicator may dramatically change the topic, tone, or purpose of the conversation.<sup>309</sup>

Kommunikation wird von diversen Faktoren beeinflusst, die im weiteren genannt und erklärt werden. Es handelt sich hierbei um Gesellschaft, Umgebung, Wahrnehmung, Emotionen und Erfahrung. Das erste wichtige Merkmal von Kommunikation ist ihre Interdependenz mit der Gesellschaft:

---

<sup>307</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.10

<sup>308</sup> Dean C. BARNLUND, “A Transactional Model of Communication,” in: *Foundations of Communication Theory*, ed. Kenneth K. Sereno und C. David Mortensen, New York (1970), S.98-101

<sup>309</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.18

Interpersonal Communication never occurs in a vacuum. It occurs within a group of people and within a large social system. The characteristics of a society impinge upon interpersonal communication, and interpersonal communication, by the same token, interacts with the society in which it occurs. The interdependence of the two implies mutual dependence. If we alter features in the society, the changes will affect every component in interpersonal communication.<sup>310</sup>

Kommunikation außerhalb von Gesellschaften ist unmöglich, die Gesellschaft bildet demnach den Rahmen, ohne den eine Verständigung nicht stattfinden kann. Ihre Konzepte und Codes ermöglichen und beeinflussen die Kommunikation ihrer Mitglieder zur gleichen Zeit. Haslett geht sogar so weit zu sagen, dass Kultur und Kommunikation gleichzeitig erlernt und angenommen werden, d.h. dass das eine nicht ohne das andere existiert.<sup>311</sup> Generell gilt, dass beide Begriffe eng miteinander verbunden sind: “communication [is] the centre of cultural differentiation.”<sup>312</sup>

Neben der Kultur im weiteren Sinne spielt, wie bereits bei der Wahrnehmung, auch die Umgebung der Kommunikationsteilnehmer eine wichtige Rolle. Beide beeinflussen den Vorgang der Kommunikation erheblich, was eine Flexibilität der Kommunikationsteilnehmer erfordert, die sich permanent ihrer sich ändernden Umgebung anpassen müssen:

To the extent that individuals and relationships have flexibility, their chances for success improve. The effective relationship adapts to changes in the individuals who are involved, the communication norms, the setting, and the larger society.<sup>313</sup>

Sprecher und Empfänger einer Nachricht passen sich nicht nur einander an, sondern beziehen auch ihre Umgebung in ihr Sprachregister mit ein; eine Kirche würde hierbei beispielsweise die Lautstärke regeln, während zwei Personen inmitten eines Supermarktes wiederum keine persönlichen Probleme besprechen würden. Dass auch bei den hier untersuchten Autoren die Umgebung tatsächlich ihre Kommunikation mit den Indianern beeinflusste, ist jedoch auszuschließen und kann somit unbeachtet bleiben.

---

<sup>310</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.18

<sup>311</sup> Maureen GUIRDHAM: *Communicating Across Cultures*, S.60

<sup>312</sup> B. HASLETT: “Communication and language acquisition within a cultural context,” in: S. Ting-Toomey und F. Korzenny (eds.): *Language, Communication and Culture: Current Directions*, (1989)

<sup>313</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.46

Auch die bereits in einem früheren Kapitel angesprochene Wahrnehmung hat einen Einfluss auf die menschliche Kommunikation:

Perception is related to communication. [...] Our perceptions of ourself affect our communication. [...] Perception is also important because it is the process by which we come to understand others. We make judgments and draw conclusions about other people within a few seconds of meeting them. We use the nonverbal cues available, including the person's facial expressions, vocal patterns, body language, clothes, and jewelry, as well as what the person says. Our perception of the other person, including what the person looks, sounds, and smells, provides immediate information.<sup>314</sup>

Hierfür gibt es zahllose Beispiele in den Berichten. Die Franzosen und Engländer begründeten einen Grossteil ihrer Meinung über die Indianer mit deren Aussehen, Kleidung, Essmanieren, etc., oft basierend auf der Tatsache, dass diese Äusserlichkeiten bei den ersten Begegnungen oder den Begegnungen mit neuen Stämmen aufgrund der mangelhaften Kommunikation die einzigsten und offensichtlichsten Anhaltspunkte bei der Einschätzung und Einordnung des Gegenübers waren. Die Tatsache, dass dieses Vorgehen natürlich und universell ist, lässt viele der Schlussfolgerungen der Entdecker in einem anderen Licht erscheinen. Die partielle Nacktheit, das Tragen von Fellen, die Tätowierungen und das Essen mit den Händen ließen für die Europäer nur die Schlussfolgerung zu, es mit unzivilisierten Menschen zu tun zu haben. Zusammen mit der Tatsache, dass sprachliche Verständigung extrem schwierig beziehungsweise anfangs unmöglich war (was bedeutete, dass es keine Möglichkeit dazu gab, durch Verständigung das Urteil voneinander zu revidieren), war dies eines der größten Probleme der frühen Kontakte. Zudem limitierte die Neuheit der Indianer die Wahrnehmungsfähigkeit der Europäer, da sie vorerst zu einer Fokussierung auf das Unterschiedliche führte. Pearson und Spitzberg bemerken hierzu: “[When talking to a minority group] the early portion of a conversation focuses on their uniqueness - their race, their nationality, or their particular handicap. People who talk with them tend to be limited in their early perceptions.”<sup>315</sup>

Eine weitere Komponente, die die Kommunikation beeinflusste, waren Emotionen. Die Tatsache, dass die Europäer die Indianer trotz der Überlegenheit ihrer Waffen fürchteten,

---

<sup>314</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.71

<sup>315</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.72

schlug sich in der Verständigung miteinander insofern nieder, als dass selbst positiv gemeinte Aussagen aufgrund der von den Europäern empfundenen Angst und Feindseligkeit oft negativ aufgefasst und interpretiert wurden. Wer Negatives von seinem Gesprächspartner erwartet, der hört zwangsläufig Negatives aus den Bemerkungen seines Gegenübers heraus, und dieser Umstand sorgte zusätzlich zu den bereits genannten für Missverständnisse in der Kommunikation zwischen Europäern und nordamerikanischen Ureinwohnern.

Ein Beispiel für den Einfluß von Emotionen auf Verständigung findet sich, als Cartier seine beiden indianischen Dolmetscher zu Beginn seiner zweiten Reise einen Tag nach ihrer Zusammenführung mit ihrem Stamm wiedertraf, und diese sich weigerten, an Bord seines Schiffes zu kommen. Cartier merkt in seinem Bericht an, dass ihr Verhalten sich grundlegend geändert habe, woraufhin die Reaktion der Franzosen aus sofortigem Mißtrauen bestand: “At this we began somewhat to distrust them.”<sup>316</sup> Dass die Reaktion der Indianer nach ihrer vorangegangenen Entführung durch Cartier nur zu verständlich war, wurde ihm nicht bewusst. Er war so sehr davon überzeugt, dass ihr Aufenthalt in Frankreich ein Privileg gewesen war, dass er die Möglichkeit einer negativen Wahrnehmung Frankreichs und die Verweigerung einer Rückkehr dorthin nicht in Betracht zog. Die Reaktion der Indianer basierte in dieser Situation genauso auf Emotionen wie die Cartiers: beide Seiten wurden in ihrer Wahrnehmung durch ihre negativen Gefühle beeinflusst. Dies führte zu einem beidseitigen Mißtrauen, welches sich im weiteren Verlauf der Kontakte verstärken sollte.

Die Franzosen empfanden zu fast jedem Zeitpunkt ihrer Aufenthalte in Nordamerika Furcht vor den Indianern. Nach ihrem ersten Besuch in Stadacona, dem Dorf des ansässigen Häuptlings Donnacona, verliessen Cartier und seine Begleiter die Siedlung in einiger Hast, obwohl die Eingeborenen ihnen keinen Anlass zu Misstrauen oder Furcht gegeben, sondern sie im Gegenteil mit Ehren empfangen hatten: “we at once set sail to return to the bark, for fear of any misadventure”.<sup>317</sup> Die an dieser Stelle empfundene Furcht hatte keinen konkreten Grund, sondern entsprang einzig und allein dem Gefühl der Bedrohung durch die fremden Indianer, die man nicht einschätzen konnte. Bei ihrer Rückkehr zu den zurückgelassenen Schiffen und Kameraden fand Cartiers Gruppe den Rest der Mannschaft in einem während ihrer Abwesenheit neu errichteten, stark befestigten und bewaffneten Fort vor; dies legt nahe, dass es entweder konkreten Grund zur Sorge gab, da dieser aber nicht erwähnt wird, ist zu

---

<sup>316</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.52

<sup>317</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.66

vermuten, dass die Sorge der Franzosen dem Gefühl der zahlenmäßigen Unterlegenheit kombiniert mit der Neuheit und Fremdheit der Ureinwohner entsprang:

The mates and sailors who had stayed behind had built a fort in front of the ships, enclosed on all sides with large wooden logs planted upright and joined one to the other, with artillery pointing every way, and in a good state to defend us against the whole countryside.<sup>318</sup>

Wenig später ordnete Cartier die Verstärkung des Forts an, nachdem sich die Beziehungen zum Stamm Donnaconas weiter verschlechtert hatten:

Seeing their malice, and fearing lest they should attempt some treasonable design and come against us with a host of people, the Captain gave orders for the fort to be strengthened on every side [...]. And fifty men were told off for the night-guard in future.<sup>319</sup>

Die Gegenreaktion der Indianer war es, angesichts dieses ‘Aufrüstens’ von Seiten der Franzosen nun ebenfalls einen Angriff derselben zu befürchten, was den Teufelskreis des gegenseitigen Misstrauens in Gang setzte: “they were annoyed to be in the Captain’s bad graces, and several times sent some of their people to see if any harm would befall them.”<sup>320</sup>

Der Ausbruch von Skorbut sorgte für eine weitere Verstärkung des Gefühls von Verletzlichkeit bei den Franzosen: “We were also in dread of the people of the country, lest they should become aware of our plight and helplessness.”<sup>321</sup> Cartier rechtfertigte ihr Misstrauen und ihre übertriebene Wachsamkeit gegenüber den Indianern mit den Worten: “as the proverb says, ‘He who is on guard against everything escapes something,’ which with us was a case of necessity”.<sup>322</sup>

Auch in den Berichten Champlains finden sich Hinweise auf ein permanentes Misstrauen, welches die Verständigung und das Verhältnis zueinander beeinflusste. Ohne jeglichen Anlass stellt Champlain an einer Stelle fest, die Indianer seien böse, was aufgrund des hier hinzugezogenen extrem kurzen Kontaktes und des Ausbleibens feindlicher Handlungen

---

<sup>318</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.67

<sup>319</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.71

<sup>320</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.71

<sup>321</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.78

<sup>322</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.81

erstaunt. Er erwähnt sogar die Kürze der Begegnung, glaubt aber trotzdem, die Bösartigkeit der Indianer klar zu erkennen: “à dire vray ils sont meschans, & si peu de frequentation que l’on a avec eux, les fait aisément cognoistre.”<sup>323</sup> Wodurch seine Bemerkung motiviert wurde, ist aus der Berichterstattung nicht zu erkennen, man kann daher davon ausgehen, dass auch Champlain übervorsichtig war, wie vor ihm bereits Cartier, der in nahezu jeder Handlung oder Aussage der Ureinwohner eine potentielle Drohung und Bedrohung sah. Die Franzosen waren offensichtlich so vom negativen Charakter der Indianer überzeugt, dass sie keinerlei Beweise brauchten, um sich in ihrer Annahme bestätigt zu sehen. Einmal mehr wird hier der Einfluss von Emotionen auf die Wahrnehmung von und Kommunikation zwischen Menschen deutlich; die Entdecker warteten oft gar nicht erst auf aggressive Handlungen, ehe sie sich eine Meinung bildeten oder Präventivmassnahmen ergriffen, durch die sich wiederum die Indianer verraten sahen. Die Berichte lassen also Rückschlüsse darauf zu, dass die Verschlechterung der gegenseitigen Beziehungen fast ausschließlich von europäischer Seite aus verschuldet war, da sowohl Franzosen als auch Engländer generell vom negativen Charakter der Indianer ausgingen.

Nach Pearson und Spitzberg folgt der Prozess der Kommunikation bestimmten Regeln, die im folgenden aufgeführt werden. Diese Regeln sind insofern wichtig, als sie sowohl vom Sprecher als auch von Zuhörer automatisch angewendet werden. Die Regeln der Kommunikation sind in zwei Teile unterteilt: die Rolle des Sprechers und die Rolle des Zuhörers. Der Sprecher sollte unter anderem:

- Nachrichten den Charakteristika, der Persönlichkeit, der Erfahrung usw. seines Zuhörers anpassen,
- kohärent und verständlich sprechen,
- Aussagen machen, die der Situation und der Beziehung zum Zuhörer angemessen sind,
- Aussagen machen, die mit seinen Absichten übereinstimmen,
- annehmen, dass der Gesprächspartner den selben Kommunikationsregeln folgt.

Der Zuhörer sollte im Gegenzug dazu

---

<sup>323</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.85

- die Charakteristika, Persönlichkeit, Erfahrung etc. des Sprechers in Betracht ziehen,
- die Absichten des Sprechers erkennen,
- die Situation und die Beziehung zum Sprecher berücksichtigen,
- versuchen die Nachricht zu verstehen,
- die Existenz linguistischer und stilistischer Variationen akzeptieren,
- annehmen, dass der Sprecher den selben Kommunikationsregeln folgt.<sup>324</sup>

Dieses Kommunikationsmodell ist idealtypisch und für das Gelingen von Kommunikation essentiell. Dass solche Idealbedingungen bei der interkulturellen Kommunikation zwischen Europäern und Ureinwohnern nicht gegeben waren, versteht sich von selbst. Bereits der erste Punkt bereitete allen Teilnehmern Schwierigkeiten: da man nur wenig bis überhaupt nichts von- und übereinander wusste, war es unmöglich, Mitteilungen gezielt an den Gesprächspartner anzupassen. Das Niveau der Verständigungsmöglichkeiten erlaubte es in den meisten Fällen zudem gar nicht erst, Anpassungen vorzunehmen, da das Niveau zu rudimentär war. Die Regel, Mitteilungen sollten der Situation und der Beziehung zwischen Sprecher und Zuhörer angepasst werden, bildet das nächste Hindernis, da beide Seiten die Situation und die Beziehung zueinander unterschiedlich einschätzten und wahrnahmen. Die Europäer sahen sich grundsätzlich als kulturell überlegen an, während die Indianer sich als gleichberechtigte Allianz- und Handelspartner sahen. Dies wirkte sich auf die Kommunikation aus und führte zu Problemen. Des weiteren führt die Regel für Zuhörer, die sich mit linguistischen und stilistischen Varianten befasst, zu Schwierigkeiten. Obwohl man annehmen kann, dass die Gesprächsteilnehmer sich zumindest von europäischer Seite aus darüber im klaren waren, dass zwischen verschiedenen Sprachen stilistische und linguistische Variationen existierten, die in Betracht gezogen werden mussten, schlug sich dieses Wissen jedoch nicht in ihren Berichten nieder, in denen sie alle indianischen Reden an ihre eigenen Konventionen und Konzepte anpassten und somit verfälschten.

Die Untersuchung von Kommunikation mit all ihren Faktoren, Regeln und den daraus erwachsenden Problemen macht deutlich, unter welchen Bedingungen die Versuche zur Verständigung in der Neuen Welt stattfanden und mit welchen Problemen sich beide Seite konfrontiert sahen.

---

<sup>324</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.248

Nachdem die Kommunikation im allgemeinen untersucht worden ist, sollen im folgenden die beiden in diesem Zusammenhang wichtigen Arten von Kommunikation, die verbale und nonverbale, definiert werden.

### **6.1 Arten von Kommunikation**

In den zur Untersuchung vorliegenden Berichten werden zwei Arten von Kommunikation beschrieben und praktiziert: die nonverbale und die verbale. Bei der nonverbalen Kommunikation handelt es sich unter anderem um eine Auswahl von Zeichen, deren Bedeutung entweder angenommen, als universell anerkannt oder festgelegt wurde. Sie wurde durch Cartier bereits im zweiten Jahr seiner Anwesenheit am St. Lorenz durch erste Ansätze von verbaler Kommunikation ersetzt und somit seltener benutzt, obwohl über die Jahre und Kontaktstadien hinweg mehrmals auf sie zurückgegriffen werden musste. Weitere Arten nonverbaler Kommunikation sind Gesichtsausdruck, Rituale und Körpersprache, Berührungen, sowie Kleidung.<sup>325</sup> All diese Faktoren spielten sowohl in der anfänglichen, ausschließlich nonverbalen, als auch in der folgenden verbesserten, da ansatzweise verbalen Verständigungssituation eine wesentliche Rolle, da sie beiden Seiten Rückschlüsse und Hinweise auf die Absichten und Aussagen der anderen gab. Die Kleidung sowie andere Objekte wie beispielsweise Schmuck spielten dabei insofern eine Rolle, als sie Aussagen über den Träger machen und somit Informationsträger waren.

The study of clothing and other artifacts for communication purposes is known as *artifactual language* or *object language*. Included in artifactual language are clothing, hairstyles, cosmetics, jewellery, and other items with which we decorate our bodies. These artefacts communicate a great deal to others about us including our sex, age, role, socio-economic class, status, group memberships or affiliations, personality, and our relationships to individuals of the opposite sex.<sup>326</sup>

---

<sup>325</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.118

<sup>326</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.125

Schmuck und Kleidung ließen bei den Indianern beispielsweise einige Rückschlüsse auf ihre Stellung zu, da die meisten Häuptlinge sich unter anderem durch ihren Kopfschmuck oder ihre vom Rest des Stammes abweichende Kleidung auszeichneten.<sup>327</sup> Die Engländer sahen zudem einen Zusammenhang zwischen der Kleidung und der Persönlichkeit einer Person: “English writers describing colonial life constantly attested to their belief in the link between changes in clothing and in personality.”<sup>328</sup> Doch nicht nur Persönlichkeit, auch Religionszugehörigkeit drückte sich durch das Tragen bestimmter Kleidung für beide Seiten aus: “[...] changes of heart were often signalled or effected by changes in clothes. Indians and English alike associated the wearing of European clothes with Christianity”<sup>329</sup> Die jeweilige Haartracht symbolisierte die Stammeszugehörigkeit und die Schamanen trugen spezielle Kopfbedeckungen und Rasseln, die ihre Stellung signalisierten.<sup>330</sup> In der europäischen Gesellschaft spielte Kleidung, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, eine außerordentlich wichtige Rolle, da sie den Stand einer Person symbolisierte und ihre Einhaltung streng beachtet wurde. Sie bedeckte zudem den Körper zu jeder Zeit vollständig, was die Herablassung erklärt, mit der die Europäer die spärliche Bekleidung der Ureinwohner registrierten.<sup>331</sup> Spärliche Bekleidung ließ auf lockere Sitten und Armut schließen und solange sie nicht vom Gegenteil überzeugt wurden, behielten sowohl Franzosen als auch Engländer diese Meinung bei.

---

<sup>327</sup> “This *Agouhanna* [...] was on no way better dressed than the others except that he wore about his head for a crown a sort of red band made of hedgehog’s skin.” aus: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.63, “The better sort use large mantles of Deare skins (...). But the common sort have scarce to cover their nakedness” aus: John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.62

<sup>328</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.71

<sup>329</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.71

<sup>330</sup> “ In this place commonly are resident seaven Priests. The chiefe differed from the rest in his ornaments [...] They took a dosen, or 16, or more snakes skins and stuffed them with mosse, and of Weesels and other Vermines skins a good many. All these they tie by their tails [...]. Round about this Tassell is as it were a crowne of feathers, the skins hang round about his head, necke, and shoulders. [...] The faces of all their Priests are painted as ugly as they can devise, in their hands they had every one his Rattle” aus: John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.73

<sup>331</sup> “ they [Domagaya and Taignoagny] proceeded to hand over their old rags” aus: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.27

Die zweite Art der zwischen Ureinwohnern und Kolonisten verwendeten Kommunikation war verbal und begann bereits kurz nach den ersten Kulturkontakten durch Cartier. Beide Seiten hielten zwar bereits vor der Ausbildung von Dolmetschern Reden vor- und füreinander, deren Inhalt konnte jedoch nur erraten oder aus dem Kontext abgeleitet werden. Mit Hilfe der ersten nach Frankreich entführten Indianer wurde die Grundlage für eine zunächst noch lückenhafte und unzuverlässige Kommunikation geschaffen, die sich über Jahre und Jahrzehnte hinweg durch die steigende Zahl von Übersetzern und schriftlich festgehaltenen Vokabellisten stetig vergrößerte und verbesserte. Nonverbale Kommunikation hörte zwar nie auf, bei der Wahrnehmung und der Verständigung eine wichtige Rolle zu spielen, rückte aber mit fortschreitender Kompetenz und zunehmender Anzahl von Dolmetschern in der unmittelbaren Verständigung in den Hintergrund. Verbale Kommunikation bildete im Laufe der Beziehungen den Grossteil der sowohl von den Franzosen als auch von den Engländern benutzten Verständigungsmethode. Die in der verbalen Kommunikation als Bedeutungsträger verwendeten Worte haben drei Charakteristika, die berücksichtigt werden müssen: sie sind symbolisch, arbiträr und erhalten ihre Bedeutung durch den Kontext, in dem sie geäußert werden.<sup>332</sup> Die Symbolik von Worten besteht darin, dass sie sowohl ein Konzept, eine Person, ein Objekt, eine Idee, eine Tätigkeit oder ein Ereignis repräsentieren können, was durch Assoziation, Konvention oder Ähnlichkeit erreicht wird. Ohne Konventionen wäre ein Wort bedeutungslos. Dasselbe gilt für die Arbitrarität von Worten. Diese besagt, dass Worte nur so lange eine Bedeutung haben, wie eine bestimmte Personengruppe mit der dem Wort zugeschriebenen Bedeutung übereinstimmt. Die Bezeichnung 'Stuhl' ist an sich vollkommen arbiträr und nur der Umstand, dass eine Personengruppe dasselbe Objekt meint, wenn sie das Wort 'Stuhl' benutzt, verleiht ihm seine Gültigkeit. Sollte eine andere Personengruppe sich entscheiden, stattdessen das Wort 'Himmel' für das gleiche Objekt zu verwenden, so hätte dies innerhalb jener speziellen Gruppe ebenfalls seine Gültigkeit. Arbitrarität spiegelt sich zudem in der Existenz von Fremdsprachen wieder: Das Wort 'chair' ist in einer bestimmten Sprachgruppe ebenso anerkannt wie das Wort 'Stuhl' oder 'chaise' in einer anderen. Obwohl alle drei Worte verschieden sind, bezeichnen sie das gleiche Objekt und denotieren dieses Objekt innerhalb des jeweiligen Sprachraumes. Drittens gilt, dass Worte ihre Bedeutung aus dem jeweiligen Kontext, in dem sie verwendet werden, erhalten. Dies ist vor allem der Fall bei Worten, die mehrfache Bedeutungsträger sind, wie z.B. Bank. So lange der Kontext

---

<sup>332</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.92

unbekannt ist, kann dieses Wort sowohl ein Objekt, auf dem gegessen werden kann, als auch eine Institution, die Geld verwaltet, beinhalten. Erst durch die Verwendung wird die situationsspezifische Bedeutung deutlich.

Diese drei Charakteristika können bei der Entstehung von Kommunikation nicht nur hilfreich, sondern auch hinderlich sein:

The symbolic, arbitrary nature of words causes language to be a vehicle of confusion as often as it is a means of clarity among persons. Each person learns a set of words that can be slightly, or significantly, different from the set of words that another person may learn. Our personal language is affected by our country and culture, our nationality and neighbourhood, our vocation and values, our attitudes and abilities.<sup>333</sup>

Pearson und Spitzberg führen weitere Faktoren, die zu Problemen bei der Verständigung beitragen, an:

First, people use language in unconventional or unusual ways. Second, our language is inconsistent in its rules. Third, people sometimes speak ambiguously, vaguely, or they do not categorize appropriately or sufficiently. Fourth, individuals occasionally deliberately distort meaning through their language choices. Finally, persons may make incorrect word choices as a result of different perspectives.<sup>334</sup>

Sobald es gelungen war, nach jahrelangen Verständigungsschwierigkeiten ein verlässliches Kommunikationssystem mit Hilfe bilingualer Dolmetscher zu schaffen, spielten all diese Faktoren bei der Kommunikation zwischen Engländern, Franzosen und Indianern eine Rolle und erschwerten die Verständigung. Regionalismen, Klischees und feststehende Ausdrücke ließen sich kaum übersetzen, die verschiedenen kulturellen Hintergründe beeinflussten nicht nur die Wahrnehmung, sondern auch die Ausdrucksweise der Kommunikationsteilnehmer. Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf vertreten zu diesem Thema die Ansicht, dass die Struktur einer Sprache die Wirklichkeitssicht ihrer Sprecher zum Ausdruck bringe: “our perception of reality is determined by our thought processes and that our thought processes are limited by our language; therefore, our perception of reality is dependent upon our language.”<sup>335</sup> Wahrnehmung, Denkprozesse und Sprache sind demnach untrennbar miteinander verbunden und bedingen bzw. limitieren sich gegenseitig.

---

<sup>333</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.93

<sup>334</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.94

<sup>335</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.101

Ein weiteres Problem bei einer nicht vorurteilsfreien Verständigung ist die menschliche Neigung, Meinungen, die von der eigenen abweichen, zu ignorieren oder zu verfälschen. "It is reasonable that every time an incoming message collides with an active prejudice, it is distorted."<sup>336</sup> Das permanente Mißtrauen der Europäer gegenüber den Indianern führte zu derartigen Reaktionen, und die Aussagen der Ureinwohner wurden vorwiegend als unwahr betrachtet, beziehungsweise in ihrer Bedeutung verändert.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass wie bereits bei der Wahrnehmung so auch bei der Kommunikation die Kultur, die Persönlichkeit der Kommunikationsteilnehmer, ihre Erziehung, ihre Erfahrungen und ihre Gefühle eine entscheidende Rolle spielen. Beide Konzepte, Wahrnehmung und Kommunikation, müssen also unter den soeben genannten fünf Gesichtspunkten untersucht und interpretiert werden. Die Vielfalt und Vielschichtigkeit der Aspekte, die einen Einfluss sowohl auf die Wahrnehmung des Fremden als auch auf die Kommunikation mit dem Fremden haben, wirft Probleme bei der Interpretation auf, da die meisten der oben genannten Aspekte auf der Persönlichkeit des Einzelnen beruhen und sich somit einer Untersuchung größtenteils entziehen.

## **6.2 Kommunikationssituationen**

Der Bereich der Kommunikation, auf welcher der Schwerpunkt der folgenden Kapitel liegt, ist ein wichtiger Faktor bei der Bestimmung der Wahrnehmung des Fremden. Die Fähigkeit zur Kommunikation und somit die Verwendung derselben Sprache sind wichtige Zeichen für eine gemeinsame Identität und ermöglichen eine leichte Identifikation mit dem Gesprächspartner. Fehlt diese gemeinsame Basis der geteilten Sprache, so wird die Wahrnehmung und Einordnung des Fremden zusätzlich und erheblich erschwert.

---

<sup>336</sup> Judy C. PEARSON / Brian H. SPITZBERG: *Interpersonal Communication*, S.195

Kommunikation beeinflusst in einem nicht unerheblichen Maße das Denken und Fühlen der Menschen, da sie gewisse Bilder, Ideale und Vorstellungen transportiert und festlegt. Die gemeinsame Sprache zeichnet eine Gruppe als zusammengehörig aus und lässt auf einen ähnlichen kulturellen Hintergrund schließen. Ihr Fehlen ist demzufolge gleichbedeutend mit einer Nichtübereinstimmung der Gesprächsteilnehmer und erschwert das angestrebte Verständnis für das Gegenüber. Die ersten Begegnungen mit dem Fremden fallen in die Kategorie der *Kulturberührungen* und laufen in der Regel nach einem ähnlichen Schema ab: "on se voit, on s'observe, on communique, en échangeant des gestes, des paroles, des objets; on se sent différent et, mutuellement, on se juge."<sup>337</sup> Dieses Schema setzt sich fort durch

la spontanéité de la première rencontre, la constatation des différences physiques, les difficultés linguistiques de la communication, l'adaptation aux usages des étrangers, la reconnaissance des valeurs d'autrui.<sup>338</sup>

Dieses Muster wird auch in den Berichten sichtbar: man nahm zunächst physische Unterschiede wahr, wurde sich der Sprachbarriere bewusst und wurde mit neuen Bräuchen konfrontiert, erkannte aber, im Gegensatz zum oben beschriebenen Schema, die Werte des Anderen nicht an.

Bei der näheren Untersuchung der Kommunikation zwischen Franzosen beziehungsweise Engländern und Indianern, werden zwangsläufig nicht alle Szenen, in denen eine Kommunikation stattfindet, aufgeführt werden. Die relevanten Szenen sollen hierbei unter den folgenden Aspekten untersucht werden: Verständigungsmöglichkeiten und Sprachkenntnisse, sowie die Ausbildung und Rolle der Dolmetscher.

---

<sup>337</sup> Michel MOLLAT: *Les explorateurs ...*, S. 171

<sup>338</sup> Michel MOLLAT: *Les explorateurs...*, S. 172

### **6.2.1 Verständigungsmöglichkeiten und Sprachkenntnisse**

Bereits zur Zeit der Entdeckungsfahrten Cartiers gab es ein weitverbreitetes Interesse an den Sprachen der Indianer, welches im Laufe der fortschreitenden Beziehungen und dem sich ändernden Charakter der Kolonien noch verstärkt wurde:

Language was absolutely fundamental to civil society, and many of the colonists displayed tremendous interest in Indian languages. [...] language alone made society possible and separated human beings from animals. [...] Much of the interest in Indian languages was purely practical, because cross-cultural communication was impossible without some understanding of the other's language.<sup>339</sup>

Die Kommunikation zwischen Franzosen und Indianern lief während der ersten Begegnungen fast gänzlich auf der Basis von Zeichen ab und sollte erst mit Ausbildung der Dolmetscher gesprochenen Charakter erhalten, während die Engländer, zumindest zum Zeitpunkt von Harriots erstem Aufenthalt in Virginia, bereits sowohl über indianische Dolmetscher als auch über eigene Sprachkenntnisse des Algonquin verfügten. Trotzdem blieben Zeichen sowohl für die Franzosen als auch für die Engländer immer ein wichtiger Bestandteil der gegenseitigen Verständigung. Angesichts der Vielzahl von Sprachen war es selbst einem eingeborenen Dolmetscher nicht möglich, alle benachbarten Stämme zu verstehen. Bei Kontakten mit diesen Stämmen hatten also auch die Engländer mit ihren beginnenden Sprachkenntnissen keine andere Wahl, als auf Zeichen zurückzugreifen. Zudem beherrschten die zur Verfügung stehenden indianischen und europäischen Dolmetscher auch auf späteren Reisen die jeweiligen Fremdsprachen meist noch nicht ausreichend genug, um eine lückenlose Konversation führen zu können; Zeichen stellten von daher immer eine relativ verlässliche Möglichkeit der Verständigung dar.

Cartiers erste Kontakte mit den Ureinwohnern Amerikas liefen ausschliesslich auf der Basis von Gesten ab,<sup>340</sup> Cartier selbst sollte den Dialekt der Irokesen erst zum Zeitpunkt seiner

---

<sup>339</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English*, S.79

<sup>340</sup> Jacques Cartier: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.57: “ a great leader of this region, who made a long harangue as he came on board, pointing out to us clearly by signs and in other ways that the river was extremely dangerous”

dritten Reise in Ansätzen beherrschen, konnte sich jedoch bruchstückhaft auch in Abwesenheit seiner beiden indianischen Dolmetscher mit anderen Stämmen verständigen, auch wenn der Großteil der Kommunikation nach wie vor durch Zeichen vorgenommen wurde.<sup>341</sup>

Erstaunlich an der ersten bei Cartier angeführten Erwähnung eines Zusammentreffens von Franzosen und Indianern ist die Tatsache, dass der Beschreibung nach zu schließen eine Art von Kommunikation stattgefunden haben muss, die jedoch nicht erwähnt wird. Es handelt sich hierbei um eine Begegnung, die auf Cartiers erster Reise kurz nach dessen Ankunft in Nordamerika stattfand. Auf eine Beschreibung des Äußeren der Eingeborenen, sowie ihrer Art sich zu kleiden, folgt die Bemerkung “Since seeing them, I have been informed that their home is not at this place but that they come from warmer countries to catch these seals and to get other food for their sustenance.”<sup>342</sup> Diese Informationen kann Cartier nur direkt von den Eingeborenen erhalten haben, zudem räumt er mit der Bemerkung “I have been informed” eine eingeschränkte Art von Verständigung ein, er hatte also offenbar diese Details nicht aus Berichten eventueller Vorgänger erhalten, sondern sie resultierten aus dem direkten Kontakt mit den Ureinwohnern. In welcher Form diese Kommunikation stattfand und wie verlässlich Cartiers Aussagen waren, bleibt jedoch aufgrund mangelnden Vergleichsmaterials und ausbleibender Ausführungen von Seiten Cartiers ungeklärt.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Franzosen und Indianern wurde schon bald durch das Verhalten Cartiers gefährdet. Die Franzosen errichteten zunächst ein Kreuz als Zeichen ihrer Inbesitznahme des Landes im Namen des Königs, ein verbreiteter Vorgang im Zuge von Kulturberührungen, welches in seiner Bedeutung von den Indianern verstanden worden sein musste, da ihre von Cartier beschriebene Reaktion auf Protest oder zumindest Richtigstellung schliessen lässt.

Häuptling Donnacona hielt eine Ansprache, während derer er laut Cartier mit seinen Gesten das Land einschloss und dem Franzosen zu verstehen gab, dass dies sein Land und nicht das der Fremden sei. Cartier versicherte ihm in seiner Antwort, die dazu dienen sollte, den Häuptling zu beruhigen, und von der man bezweifeln muss, dass sie für die Indianer verständlich war, dass das Kreuz lediglich als Markierung diene: “Then did we shew them

---

<sup>341</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.104

<sup>342</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.10

with signes, that the crosse was but onely set up to be as a light and leader which wayes to enter into the port”.<sup>343</sup> Nachdem Donnacona, der Häuptling des ansässigen Stammes, gegen die Errichtung des Kreuzes protestiert hatte, lockte Cartier ihn unter einem Vorwand auf sein Schiff, nur um ihn und seine beiden Söhne Taignoagny und Domagaya dort festzuhalten. Er kündigte den versammelten Indianern an, sein Plan sei es, die beiden Söhne mitzunehmen “away with us and afterwards would bring them back again to that harbour”.<sup>344</sup> Da er weder das Ziel noch die Dauer dieser Reise erwähnte, kann davon ausgegangen werden, dass sich weder die beiden Häuptlingssöhne noch ihr Vater oder der Rest des Stammes darüber im klaren waren, dass dies eine Atlantiküberquerung und einen fast einjährigen Aufenthalt in Frankreich bedeutete.

Cartier made the final departure seem amicable, and perhaps it appeared that way to Donnacona’s people who, if they understood what was taking place, probably recognized that resistance was hopeless. Cartier admitted that ‘we did not understand the parting harangues,’ and there is equally no reason to believe that Donnacona understood what Cartier had tried to tell him. At best the day ended in mutual misunderstanding – hardly the basis for an ‘alliance’.<sup>345</sup>

Dass er mit seiner Handlungsweise bereits im Stadium der Kulturberührungen, die normalerweise friedlich verliefen und von guten Absichten geprägt waren, den Abbruch oder zumindest die rapide Verschlechterung der gegenseitigen Beziehungen riskierte, zeigt, welche untergeordnete Rolle die Indianer in den Augen der Franzosen spielten, die lediglich als lebende Beweise für den Erfolg ihrer Reisen galten. Eine weitere Begebenheit, bei der sich Zeichen als unergiebig erwiesen, trug sich wenig später zu, als Cartier Schüsse auf die Eingeborenen, die sich in ihren Kanus den Schiffen näherten und das Zeichen für Handel machten abfeuern ließ. Die Franzosen fühlten sich von der Überzahl der Indianer bedroht und gaben wiederum Zeichen, die die Indianer zur Umkehr bewegen sollten. Da diese Zeichen ignoriert oder missverstanden wurden, eröffnete Cartier das Feuer. Die Verwendung von Zeichen hatte sich also bisher zwar generell bewährt, durch seine aggressive Reaktion auf die hartnäckige Verfolgung durch die Indianer hatte Cartier jedoch demonstriert, dass er bereit war, die Verständigung für andere Prioritäten, wie zum Beispiel die Sicherheit seiner Mannschaft, zu opfern.

---

<sup>343</sup> Henry S. BURRAGE: *Original Narratives*, S.25

<sup>344</sup> R. COOK: “Preface” zu : *The voyages of Jacques Cartier*, S.xxvi

<sup>345</sup> R. COOK: “Preface” zu: *The voyages of Jacques Cartier*, S.xxvi

Am nächsten Tag bewegten sich die Franzosen bereits frei am Strand unter den Eingeborenen. Bei dieser Gelegenheit ist im Text eine seltsame Diskrepanz in der Darstellung der Geschehnisse zu bemerken: erwähnt der Autor in einem Satz noch die offensichtliche Freude der Indianer über die Anwesenheit der Europäer,<sup>346</sup> so beschreibt er im nächsten Satz die Tatsache, dass die Eingeborenen ihre Frauen in die Wälder geschickt hatten, wahrscheinlich um sie vor Übergriffen durch die Seeleute zu schützen. Die Irokesen hatten also offensichtlich bereits schlechte Erfahrungen mit Fremden gemacht, den Franzosen schien diese Tatsache jedoch entweder nicht aufzufallen, oder sie nahmen sie ganz einfach als selbstverständlich hin. Obwohl sie sich überlegen fühlten und die Ureinwohner als mehr oder weniger unzivilisierte Wilde einstufen, fürchteten sie doch deren zahlenmäßige Überlegenheit und den Umstand, dass sie sie noch zu wenig kannten, um ihre Reaktionen richtig einschätzen zu können.

Bei seiner Rückkehr zum St. Lorenz im Rahmen seiner zweiten Reise stösst man in Cartiers Bericht auf eine weitere Diskrepanz zwischen einer Kommunikation, wie sie stattgefunden haben könnte, und der Art und Weise, wie sie von Cartier beschrieben wird. Beim Wiedersehen mit ihrem Vater berichten die beiden indianischen Dolmetscher Taignoagny und Domagaya diesem angeblich von dem, was sie in Frankreich gesehen hätten, und von der guten Behandlung durch die Franzosen.<sup>347</sup> Die Szene wirft die Frage auf, wie Cartier den Inhalt des Gesprächs zwischen Vater und Söhnen wiedergeben konnte, wenn dies in der Stammsprache stattfand, die keinem der Franzosen bekannt war. Es liegt nahe anzunehmen, dass Cartier das Verständnisvakuum ausfüllte, indem er den Gesprächsinhalt vermutete, den er hören wollte. Dass das Gespräch so stattfand, ist stark anzuzweifeln, da die Indianer im Allgemeinen Europa abstossend fanden und da ihre Entführung an sich bereits gegen die Tatsache guter Behandlung sprach. Cartier waren Gedanken wie diese fremd, in seinen Augen hatte man die Indianer gut behandelt, sie waren höchstwahrscheinlich bei Hofe vorgeführt und für europäische Verhältnisse fürstlich versorgt worden. Was ihre Eindrücke von Frankreich betraf, so gab es für Cartier nur die Schlussfolgerung, dass alles, was die Indianer dort sahen, unvergleichlich besser war als alles, was sie gewohnt waren. Verglichen mit den

---

<sup>346</sup> "they made many signs, and all their men in two or three companies began to sing and dance, seeming to be very glad of our coming" aus: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.23

<sup>347</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.50

unzivilisierten Lebensumständen in Nordamerika war Frankreich für Cartier die Krone der Kultiviertheit und Modernität. Er schloß von seinen eigenen Vorstellungen auf die Reaktion der Ureinwohner und scheute sich deshalb auch nicht, Lücken im Verständnis zu füllen.

Der Bruch des zunächst von Cartier auf seiner ersten Reise verwendeten nonverbalen Kommunikationssystems fand statt, als die Franzosen in Reaktion auf eine Ansprache der Indianer vortäuschten, mit deren Häuptling Donnacona Handel treiben zu wollen. Als dieser sich dem angebotenen Tauschobjekt, einer Axt, näherte, sprangen einige Männer Cartiers in sein Boot und brachten ihn sowie seine beiden Söhne Domagaya und Taignoagny an Bord des französischen Schiffes. Cartier riskierte mit dieser Tat bewusst die Verschlechterung der eben erst begonnenen Verständigung, indem er das etablierte Kommunikationssystem, die Zeichen, missbrauchte. Das Zeichen für 'Handel treiben wollen' hatte mit dieser Begebenheit zwei Bedeutungen erhalten: Es konnte tatsächlich den Willen, handeln zu wollen, oder aber die Absicht zur Täuschung bedeuten. Die Indianer mussten von nun an bei jedem Anzeigen von Handelsbereitschaft von Seiten der Franzosen mit einer erneuten Entführung rechnen. Sie hatten mit diesem Vorkommnis allen Grund erhalten, den Aussagen der Franzosen zu misstrauen, da sich die Bedeutung ihrer Zeichen von einem Moment zum anderen ändern konnte. Am Ende dieses ersten Treffens entschloß sich Cartier zudem, die beiden Häuptlingssöhne mit nach Frankreich zu nehmen, um sie dort zu Dolmetschern ausbilden zu lassen. Es ist anzunehmen, dass er die eigenen Motive, namentlich die Suche nach Bodenschätzen und der Pazifikpassage, bzw. den zu erbringenden Beweis für seinen König als wichtiger erachtete, als die Etablierung guter Beziehungen mit den ansässigen Indianern. Diese Tatsache ist erstaunlich, wenn man sich vor Augen führt, wie sehr die Franzosen auf die Eingeborenen angewiesen waren: "Cartier was following Indian information through Indian-controlled lands", das heißt, die Franzosen brauchten die Indianer als ortskundige Führer.<sup>348</sup> Andererseits war dies jedoch ihre einzige Funktion in den Augen Cartiers, der noch weit entfernt von Kolonisationsgedanken war und keine Skrupel hatte, bei Bedarf weitere Ureinwohner zum Zweck des Spracherwerbs mit nach Frankreich zu nehmen, wie es seit Kolumbus üblich geworden war. Erstaunlich an der Szene der Entführung der beiden Häuptlingssöhne ist jedoch, wieviele Informationen Cartier Häuptling Donnacona angeblich vermittelt haben will:

---

<sup>348</sup> Robert McGHEE: *Canada Rediscovered*, S. 124

[...] then did we shew them with signes [...] that wee would shortly come againe, and bring good store of iron wares and other things, but that we wollt [sic] take two of his children with us, and afterward bring them to the sayd port againe.<sup>349</sup>

Man muss hier stark bezweifeln, ob Donnacona wirklich alles verstand, was der Franzose ihm per Handzeichen mitteilte.

[...] it is important to realize that, in attempting to reconstruct the Cartier-Donnacona dialogue, the problem of language and communication is enormous. Naturally, on Cartier's first trip, the language barrier was total and native speech was almost always described as a 'harangue' or a 'sermon'. Yet in his account of his contacts with the local inhabitants he confidently describes actions, motives, and relationships as though communication had been fairly straightforward. [...] the Cartier-Donnacona relationship [...] was based on a dialogue of incomprehension, a dialogue in which Donnacona's actions were made to speak in European words.<sup>350</sup>

Es ist wahrscheinlicher, dass Donnacona lediglich einen Bruchteil erfaßte und den Rest selbst vervollständigen musste. Liest man jedoch den Bericht Cartiers, so entsteht der Anschein, dem Häuptling konnte der Inhalt der Ansprache problemlos verständlich gemacht werden. Einmal mehr bleibt zu fragen, ob die Franzosen lediglich diesen Eindruck erwecken wollten oder ob es ihnen nicht in den Sinn kam, die Indianer könnten ihre Ansprachen nicht verstehen. Fazit dieser ersten Szene ist, dass sich die Franzosen offenbar nicht darüber im klaren waren, dass ihre Ausführungen missverstanden werden oder dass sie die Zeichen der Indianer falsch interpretieren könnten. Warum sie bereits beim ersten Zusammentreffen von der Richtigkeit ihrer Interpretationen überzeugt waren, ist rätselhaft. Immerhin waren sie dem Stamm der Irokesen gerade erst begegnet und hatten im übrigen noch keine großen Erfahrungen mit der Kommunikation zu den Eingeborenen gemacht. Entweder waren sie sich der Gefahren von Missverständnissen nicht bewusst, oder aber sie nahmen diese Gefahren nicht ernst, weil die Beziehungen zu den Indianern für sie zunächst noch im Hintergrund standen, so dass an einem einwandfreien Verständnis noch kein allzu großes Interesse bestand.

Die Franzosen unter Cartier waren bei diesem Zusammentreffen also die ersten, die die andere Seite täuschten und Gewalt gegen sie anwendeten. Mit der Entführung der beiden Häuptlingssöhne gaben sie den Indianern bereits ein klares Zeichen, was deren Position und

---

<sup>349</sup> Henry S. BURRAGE: *Original Narratives*, S. 25

<sup>350</sup> R. COOK: "Preface" zu: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xix-xxi

Bedeutung für die Franzosen betraf: Solange sie den Franzosen helfen konnten und sich kooperativ verhielten, würden diese sie tolerieren, wurden sie jedoch aufsässig, wie Donnacona es durch seinen Protest gezeigt hatte, so würden sie dafür bestraft werden. Gleiches galt für die Engländer, welche sich in einem ständigen Kräftemessen mit dem Stamm Powhatans befanden und nicht davor zurückschreckten, wenn nötig Gewalt anzuwenden, wenn sie ihre Ziele bedroht sahen.

Die Franzosen nahmen sich zudem das Recht heraus, mit den Ureinwohnern nach eigenem Gutdünken zu verfahren, wie die Entführungen zeigten. Dass die Beziehungen über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt waren, kristallisierte sich in zunehmendem Maße aus dem Umgang miteinander heraus.

Im Laufe der ersten Begegnungen mit den Irokesen, die noch auf der Basis von Zeichen und Gesten abliefen, ließ Cartier sein Wunschdenken in nicht geringem Maße seine Interpretation der Bedeutung einiger Gesten beeinflussen:

Always Cartier was thinking of treasures of gold and silver. Seeing his silver whistle and the copper shaft, golden in hue, [...] of one of his sailors, his guides pointed vaguely westward. This Cartier took to mean that there lay silver and gold. His clothing and his armour caused other gestures, indicating, so the French thought, cities where men dressed like Europeans and wore armour; so true is it that we think what we wish to think.<sup>351</sup>

Die Wiedergabe der Bedeutung der Gesten und Ansprachen der Ureinwohner in den Reiseberichten Cartiers unterscheidet sich insofern von den übrigen Berichten, als die Kommunikation zum Zeitpunkt seiner Entdeckungsreisen noch so schwer war, dass von einer ungenauen Wiedergabe von Reden seitens der Indianer zwangsläufig ausgegangen werden kann. Nichtsdestoweniger hielt die Tatsache, dass auf der ersten Reise niemand die Sprache des anderen verstand, Cartier nicht davon ab, die Ansprachen der Häuptlinge frei zu interpretieren.<sup>352</sup> Auch auf der zweiten und dritten Reise kann trotz der nach Frankreich

---

<sup>351</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S. 61

<sup>352</sup> “as if he wished to say that all this region belonged to him, and that we ought not to have set up this cross without his permission”, “the Captain [Cartier] told him [Donnacona] [...] that [...] he would be able, within ten or twelve moons, to come back, and that the king would make him a fine present. At this Donnacona was much pleased and in his speech mentioned it to the others” aus: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.26, S. 85

entführten Indianer davon ausgegangen werden, dass diese linguistisch noch nicht dazu in der Lage waren, komplexe Inhalte wie Religion und Politik korrekt wiederzugeben; trotzdem scheut Cartier sich auch bei diesen Gelegenheiten nicht, ein aus seiner Sicht komplettes Bild der stattgefundenen Gespräche zu liefern.

Ein Beispiel hierfür wird im Laufe der folgenden Situation illustriert: nachdem Cartier Häuptling Donnacona und seine beiden Söhne an Bord seines Schiffes gefangen genommen hatte, um sie mit nach Frankreich zu nehmen, wo sie Franz I. von den Schätzen Saguenays berichten sollten, kam der Rest des Stammes zu seinen Schiffen und verlangte, mit ihrem Häuptling zu sprechen. Bevor Cartier dies zuließ, wies er Donnacona an, seinen Untertanen zu erzählen, er würde in einem Jahr reich beschenkt vom französischen König zurückkehren. Donnacona sprach daraufhin mit seinen Männern, die Rede wurde aber erneut nicht von den sich in der Gewalt Cartiers befindenden Söhnen Donnaconas übersetzt, was auf deren unzureichende Französischkenntnisse schließen lässt, so dass die Franzosen im Grunde nur annehmen konnten, dass er den Wortlaut wiedergab:

Donnacona was very glad [...] and told it them, who in token of joy, gave out three great cries, and then Donnacona and his people had great talke together, which for want of interpreters, cannot be described.<sup>353</sup>

Die Franzosen interpretierten hierbei die Schreie der Indianer als Freudenbezeugung, obwohl dies angesichts der Tatsache, dass ihr Häuptling entführt worden war, unwahrscheinlich ist. Das Vertrauen Cartiers in die Bewunderung der Indianer zeugt von einer starken Naivität auf Seiten der Franzosen, die sich in ihrer Position als kulturell Überlegene noch so sicher fühlten, dass sie mit einer Nichtübereinstimmung von Seiten der Eingeborenen nicht zu rechnen schienen. Für sie schien es selbstverständlich zu sein, dass die Indianer taten, was sie von ihnen verlangten, dass sie sich nicht einmal um die Übersetzung der Rede des Häuptlings bemühten, obwohl sich die beiden Dolmetscher an Bord befanden. Entweder schienen sie diesen nicht mehr zu trauen, seit sie nicht mehr sicher sein konnten, dass diese den genauen Wortlaut wiedergeben würden, oder aber sie vertrauten dem Häuptling, von dem sie bisher noch nicht enttäuscht worden waren. Man darf an dieser Stelle jedoch nicht unerwähnt lassen, dass die Franzosen im Großen und Ganzen die Reaktionen der Indianer gut einschätzen konnten. Man kann also nicht davon sprechen, dass sie das Verhalten der Eingeborenen

---

<sup>353</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S. 82.

fortlaufend mißinterpretierten. So schien der Autor sich durchaus darüber im klaren zu sein, dass der Aufenthalt in Frankreich dem Häuptling nicht unbedingt als wünschenswert erschien ("their Lord [Donnacona] sawe that there was no remedy to avoide his going into France") und dass die Indianer befürchteten, noch mehr Männer könnten das gleiche Schicksal erleiden: "sent a boate [...] wherein were onely foure women, without any man, for feare their men should be retained".<sup>354</sup>

Im Laufe der zweiten Reise ergaben sich weitere Konflikte zwischen den Franzosen und den Ureinwohnern aus dem Umstand, dass die indianischen Dolmetscher die Kenntnis der französischen Sprache dazu benutzten, um sie für ihre eigenen Zwecke einzusetzen. Cartier musste erkennen, dass auf das, was seine Dolmetscher ihm sagten, kein Verlaß mehr war, als Taignoagny ihm ein Anliegen Donnaconas vortrug, seine Waffen abzulegen. Auf Cartiers Weigerung hin zeigte der Häuptling jedoch keinerlei Reaktion, was Cartier dahingehend deutete, dass der Übersetzer für sich selbst und nicht im Namen seines Vaters gesprochen hatte: "Then we understood, that what Taignoagny had been saying came solely from himself".<sup>355</sup> Der Übersetzer nutzte die ihm von den Franzosen verliehene Macht des Vermittlers, auf den beide Seiten angewiesen waren, aus und setzte sie für die Interessen seines Stammes ein: für die Entdecker bedeutete dies einen Verrat, hielten sie ihn doch für nahezu „einen von ihnen“. Die Möglichkeit, der Dolmetscher könne seine neugewonnenen Sprachkenntnisse gegen die Franzosen und für die Interessensvertretung seines Stammes verwenden, hatten sie nicht in Betracht gezogen. Zu sehr hatten sie die Intelligenz und Loyalität der in ihren Augen unzivilisierten und leicht zu täuschenden Eingeborenen unterschätzt. Dass die Indianer sich trotz ihres langen Aufenthaltes in Frankreich und der teilweisen Nachahmung der französischen Lebensweise immer noch als ihrem Stamm zugehörig fühlten, hatten die Franzosen mit einer erstaunlichen Naivität nicht erwartet. Für sie galt es nach wie vor als Privileg, als Eingeborener mit nach Europa genommen zu werden; dass die Indianer selbst eine andere Sichtweise hatten und immer ihrem Stamm verbunden bleiben würden, zogen sie nicht in Betracht.

Neben den Zeichen hatte also auch die sprachliche Kommunikation ihre deutlichen Schwächen: man verstand jetzt zwar größtenteils, was der andere sagte, es mangelte aber nach

---

<sup>354</sup> George M. Wrong: *The Rise and Fall of New France*, S. 83.

<sup>355</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.53

wie vor am wirklichen Verständnis, da die Franzosen trotz ihrer Dolmetscher anscheinend nicht versuchten, sich mit der Andersartigkeit der fremden Kultur vertraut zu machen. Die Sprache erlaubte es beiden Seiten zwar, komplexere Mitteilungen auszutauschen, als es bisher mit Zeichen möglich gewesen war, dennoch trug sie nicht wirklich zur Verständigung bei, da sie oft Gedankeninhalte und –hintergründe aufgrund der immer noch nicht vollkommenen Sprachkompetenz der Indianer nicht zu transportieren vermochte und somit verstärkt Mißverständnisse hervorrief. Die Franzosen schienen diese mangelnde Beherrschung oft nicht zu realisieren, sondern verhielten sich im Gespräch den Indianern gegenüber so, als handele es sich bei ihnen um adäquate Gesprächspartner.

Dass die Indianer den Franzosen trotz der Sicherheit, in der diese sie zu wiegen versuchten, mißtrauten, ist unschwer daran zu erkennen, wie vorsichtig die Indianer im Umgang mit den Fremden geworden waren. Bei einem von Cartier organisierten Fest, das den Franzosen lediglich die Gelegenheit einer weiteren geplanten Entführung verschaffen sollte, trauten sie sich kaum in die Nähe der Boote, geschweige denn des Forts, welches die Europäer in der Zwischenzeit errichtet hatten. Taïnoagny bat seinen Vater sogar explizit im Beisein der Franzosen darum, das Fort nicht zu betreten ("Taïnoagny, who bade Donnacona that he should not enter into our Forte"<sup>356</sup>); das heißt, er versuchte nicht einmal mehr, sein Misstrauen vor den Franzosen zu verbergen.

Die Deutung indianischen Verhaltens von Seiten der Franzosen war, zusammenfassend ausgedrückt, erheblichen Schwankungen unterworfen. Dass Interpretationen sich teilweise innerhalb weniger Sätze oder Kapitel widersprachen und somit folglich einige von ihnen falsch sein mussten, schien dem jeweiligen Verfasser der Reiseberichte entweder nicht aufzufallen oder ihn nicht zu stören.

Daran, dass die Indianer trotz des Wissens der Franzosen um deren Angst vor einer gewaltsamen Entführung nach Europa weiterhin entführt wurden, offenbart sich, welchen

---

<sup>356</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S. 81.

Status die Franzosen den Indianern zuwies. Das Verhalten der Eingeborenen wurde zwar korrekt als Furcht gedeutet, führte aber zu keiner Einstellung der Entführungen und ist daher als Hinweis auf den mangelnden Respekt zu sehen, den die Franzosen den Eingeborenen entgegenbrachten.

Trotz der Verbesserung der Kommunikationssituation durch die Ausbildung von Dolmetschern war auf keiner der Reisen Cartiers ein Fortschritt in den Beziehungen zwischen Franzosen und Indianern zu beobachten. Man kann im Gegenteil behaupten, dass sich die Situation mit zunehmender Verständigung verschlechterte. Von einer Kommunikation im eigentlichen Sinne konnte kaum die Rede sein, man redete aneinander vorbei und mißverstand, ignorierte oder übersah die Intentionen des Gegenübers. Beide Seiten versuchten hierbei, sich Vorteile gegenüber der anderen zu verschaffen, und griffen zum Medium der Sprache als Basis für ihre Täuschungsmanöver.

Als die Franzosen mit Beginn der dritten Reise Cartiers im Jahre 1541 aufgrund ihrer Kolonisationspläne auf eine Verständigung mit den Indianern angewiesen waren, war es bereits zu spät; die Gelegenheit zur Etablierung dauerhafter freundschaftlicher Beziehungen war verpasst. Die Eingeborenen hatten den expansiven Charakter der französischen Unternehmung erkannt und setzten sich gegen eine Landnahme zur Wehr. Durch ihre Missachtung der indianischen Interessen und ihre Fixierung auf die eigenen Ziele hatten die Franzosen in der Region des St. Lorenz Stroms jegliche Aussicht auf eine erfolgreiche, produktive und friedliche Verständigung mit den ansässigen Stämmen verloren.

Als Schlussfolgerung lässt sich sagen, dass die Franzosen unter Cartier weit davon entfernt waren, wirklich auf die Kultur der Ureinwohner einzugehen. Die Deutung von Zeichen basierte ausschließlich auf dem eigenen kulturellen Verständnis und wurde lediglich im Zusammenhang mit der eigenen Kultur übersetzt. Man las aus den Gesten nur das, was man lesen wollte, eine wirkliche Kommunikation wurde durch diese Vorgehensweise von Anfang an ausgeschlossen.

Ramsay Cook fasst die Gründe für das Scheitern der Beziehungen zwischen Irokesen und Franzosen wie folgt zusammen:

Cartier's failure [...] resulted from his ethnology, his attempt to understand the people who lived along the St. Lawrence River. His description of them was careful and often perceptive. [...] But his judgement, and therefore his

representation, of these people was mortally flawed. They existed only in European terms, never in their own, their *alterité* unrecognised because it was unaccepted. [...] For Cartier, a flawed ethnology brought only failure; for Donnacona's people it proved fatal.<sup>357</sup>

Auch Champlains Begegnungen mit den Indianern zeichneten sich durch einen auffälligen Mangel an Kommunikationsschwierigkeiten aus. Schon auf Champlains frühesten Reisen im Jahre 1603 waren Dolmetscher anwesend, so berichtete er beispielsweise von einer Begegnung mit einem der umliegenden Stämme: “deux de nos Sauvages qui nous servoient de truchement”.<sup>358</sup> Glaubt man seinen Aufzeichnungen, so bestand von Anfang an die Möglichkeit, einander zu verstehen. Seine Berichte sind erstaunlich detailliert. Zum Zeitpunkt der Entstehung von *Les voyages de la Nouvelle France occidentale* beispielsweise standen Champlain bereits mehrere indianische Dolmetscher zur Verfügung, die einige Zeit in Frankreich verbracht hatten und deren Kenntnis der französischen Sprache anscheinend ausreichend genug war, um eine relativ lückenlose Kommunikation mit den ansässigen Stämmen der Algonquin zu führen.<sup>359</sup> So war Champlain beispielsweise auf seiner ersten Reise im Jahre 1603 nach einem nur wenige Stunden dauernden Kontakt mit dem ihm bis dahin unbekanntem Stamm der Honamechin in der Lage, ausführliche Informationen zu ihrer Lebensweise im Winter, ihren Aussaatmethoden, ihrer Ernte, der Kombination von Pflanzen auf den Feldern und ihren Jagdmethoden zu geben, die er entweder über sprachlichen Austausch mit Hilfe seiner Dolmetscher, oder aber durch die Lektüre früherer Berichte zum Beispiel Cartiers oder Thevets erhalten haben konnte.<sup>360</sup> Ob letzteres der Fall war, ist nicht mit Sicherheit zu klären. Auf derselben Reise traf er nur einige Tage später auf den Stamm der Algonmequins, mit dem er sich erneut verständigte, ohne dass von Dolmetschern die Rede war. “Je commençai à leur faire entendre le sujet de mon voyage, dont ils furent fort rejouis; & après plusieurs discours je me retiray.”<sup>361</sup> Dank seiner überlieferten Reiseberichte weiss man heute, dass Champlain in jedem Fall von Dolmetschern begleitet wurde. Ein weiterer Beweis hierfür ist, dass dies dem Bericht zufolge für den Stamm der Algonmequins der erste Kontakt mit Christen war, das heisst, ein Dolmetscher muss anwesend gewesen sein, da die

---

<sup>357</sup> R. COOK: “Preface” zu: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xl

<sup>358</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.66

<sup>359</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.98

<sup>360</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France occidentale*, S. 71-73

<sup>361</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.134

Indianer keinerlei Kenntnis des Französischen gehabt haben konnten. Auch der Inhalt der *'harangue'*, wie die Franzosen die Ansprachen nannten, zweier Häuptlinge am nächsten Morgen wird von Champlain ohne zu Zögern auf französisch wiedergegeben, was erneut dafür spricht, dass Übersetzer anwesend waren. An anderer Stelle wird die Kommunikation wie folgt beschrieben: "les Sauvages du pays nous donnerent à entendre". Die Wortwahl von 'gaben uns zu verstehen' anstelle von 'sagten uns' ist auffällig und legt nahe, dass die Verständigung durchaus nicht so unkompliziert war, wie man aus anderen Situationen ableiten könnte. Die Wiedergabe und Darstellung der Kommunikationen ist bei Champlain sehr ungenau, wobei davon ausgegangen werden kann, dass dies nicht in der Absicht geschah, einen falschen Eindruck zu erwecken, sondern Ausdruck des niedrigen Stellenwertes war, den die Franzosen der Verständigung mit den Ureinwohnern beimessen.

Beim Kontakt mit anderen Stämmen wiederum gibt Champlain Probleme bei der Verständigung offen zu. Am Cap Saint Louis trifft er auf einen Stamm, von dem er lediglich den Namen des Häuptlings zu verstehen glaubt: Honabetha. Der Rest der Unterhaltung entzieht sich dem Verständnis der Franzosen: "faisoient plusieurs sortes de harangues, que nous n'entendions nullement."<sup>362</sup> Umso verwirrender ist daher die abwechselnde Beschreibung von nonverbalen und verbalen Unterhaltungen. Dieser Umstand gründet sich auf der Tatsache, dass es in Nordamerika eine Vielzahl an Dialekten auch innerhalb der einzelnen Sprachstämme gab, was dazu führte, dass selbst Stämme, deren Territorien aneinander grenzten, sich teilweise nicht verständigen konnten, weil die sprachlichen Unterschiede zu groß waren. "It is estimated that in North America there were more than fifty linguistic families, [...] showing no relation with each other or with any tongue of other continents."<sup>363</sup> Dies erschwerte die Situation für die Europäer erheblich, da selbst ein Dolmetscher keine Garantie war, sich mit jedem Stamm, dem man begegnete, verständigen zu können. Man musste also darauf gefasst sein, bei jeder neuen Siedlung auf neue Sprachbarrieren zu treffen und auf Zeichen und Skizzen zurückgreifen zu müssen. Was die Interpretation der Situationen betrifft, in denen sich die Entdecker fanden, so wird diese erheblich durch unklare und oft widersprüchliche Aussagen der Autoren erschwert. Selbst nach der Feststellung, dass eine Verständigung nicht möglich sei, sprachen sie kurze Zeit später von Details, die ihnen die Indianer "gesagt" hätten, oder warteten mit einer Vielzahl

---

<sup>362</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.79

<sup>363</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S. 208

von Informationen auf, welche kaum oder gar nicht durch die Verwendung von Zeichen hätten vermittelt werden können.<sup>364</sup> Dies heißt, es fand entweder in der Tat ein sprachlicher Austausch statt, der unerwähnt blieb, oder aber die Informationen waren, wenn nicht frei erfunden, so doch zumindest großzügig in die Zeichen hineininterpretiert worden. Was hierbei der Wahrheit entspricht und in welchem Maße die Entdecker den Ablauf dieser Zusammentreffen beschönigten oder in anderer Weise verzerrt wiedergaben, ist unmöglich zu sagen. Sie wollten zweifellos den Eindruck vermitteln, dass sie auf keinerlei nennenswerte Schwierigkeiten vor allem von Seiten der Ureinwohner stießen, um potentielle Siedler und Geldgeber zu ermutigen. Diese waren an schnellen Ergebnissen und Fortschritten interessiert und die Entdecker gestalteten ihre Berichte dementsprechend. Außerdem gaben die Autoren den Inhalt indianischer Reden und Bemerkungen mit großer Unbekümmertheit in der von ihnen vermuteten Form wieder, oft ohne sich viele Gedanken über die Wahrscheinlichkeit und die Wahrheitstreue ihrer Aufzeichnungen zu machen.<sup>365</sup>

---

<sup>364</sup> Im Laufe einer Begegnung mit sechs Indianern spricht Champlain zunächst von Zeichnungen, die von beiden Seiten zu Zwecken der Verständigung angefertigt wurden, nur um einige Absätze später eine sprachliche Verständigung anzudeuten: “Après leur avoir dépeint avec un charbon la baye [...] ils me figurerent avec le mesme crayon une autre baye [...] où ils mirent six cailloux d'égle distance; me donnans par là à entendre que chacune de ces marques estoient autant de chefs & peuplades. [...] Ces Sauvages nos dirent, que tous ceux qui habitoient en ce pays cultivaient & ensemençoient la terre comme les autres qu'avions veus auparavant.” Aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.76-77

<sup>365</sup> In Champlains Berichten findet sich die folgende Stelle, an der er von der Ankunft zweier Stämme, der Ochateguins und der Algonmequins, berichtet, die ihn um Unterstützung im Krieg gegen die Irokesen baten und ihm im Gegenzug anboten, wie er berichtet, ihr ‘Gouverneur’ zu sein. Auffällig an dieser Textstelle ist zudem, dass Champlain berichtet, die Indianer hätten gesagt, dass dies ihr erster Kontakt mit Christen sei, sie aber keinerlei Erstaunen über die Franzosen zeigen. Ob der Inhalt der Unterhaltung korrekt wiedergegeben wurde, ist daher zweifelhaft. “Je commençay à leur faire entendre le sujet de mon voyages,dont ils furent fort resiouis;& après plusieurs discours je me retiray. [...] ils commencerent à haranguer hautement à tous leurs compagnons [...] Qu’il y avait prés de dix lunes [...] que le fils d’Yroquet m’avoit veu, & que je lui avois fair bonne reception, & desirons les assister contre leurs ennemis [...], pour faire alliance avec nous, & qu’ils n’avoient jamais veu de Chrestiens [...] & que d’eux & de leurs compagnons j’en ferois tout ainsi que je voudrois ” aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.134-135. An anderer Stelle berichtet Champlain von der angeblichen Bitte der Ureinwohner um Bekehrung am Beispiel der Ansiedlung von Frauen und Kindern der Franzosen: “me disoient: *Tu dis des choses qui surpassent notre esprit & notre entendement, & que ne pouvons comprendre par discours. Mais si tu desires que les sachions, il est necessaire d’amener en ce pays femmes & enfans, afin qu’apprenions la façon de vivre que tu meines, comme tu adores ton Dieu, comme tu obeis auf lois de ton Roi [...]. Car voyans ces choses, nous apprendrons plus en un an, qu’en vingt, jugeans nostre vie*

Dementsprechend ist in Champlains Werk *Des Sauvages* zu lesen, dass einer der in Frankreich ausgebildeten indianischen Übersetzer seinem Stamm bei seiner Rückkehr versicherte (so sagt jedenfalls Champlain) dass “sadite Majesté [der französische König] leur vouloit du bien, & desiroit peupler leur terre, & fairepaix avec leurs ennemis (qui sont les Irocois)”. Die von Champlain überlieferte Antwort des Häuptlings lautet,

Que veritablement ils deuoient estre fort cotens d'auoir sadicte Majesté pour grand amy [...] Qu'il estoit fort aise que sadicte Majesté peuplast leur terre & fist la guerre à leurs ennemis, qu'il n'y auoit nation au monde à qu'ils voulussent plus de bien qu'au François. En fin il leur fit entendre à tous le bien & vtilité qu'ils pourroient receuoir de sadicte Majesté.<sup>366</sup>

Beide Seiten äußern an dieser Stelle ihre Absichten und, zumindest von Seiten der Indianer, ihre Motive. Die Franzosen gaben zu, das Land bevölkern zu wollen, was zwar nicht im Interesse der Indianer lag, von ihrem Häuptlings aber Champlain zufolge dennoch begrüßt wurde, während die Indianer offen vom Nutzen der Franzosen in Kriegs- und

---

*miserable auprix de la tienne*” aus: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.296-297. Auch Cartier spekulierte mehr über den Inhalt der Ansprachen der Indianer, als dass er ihn Wort für Wort wiedergab. So berichtet er zu Anfang seiner zweiten Reise von der Wiedervereinigung seiner beiden indianischen Dolmetscher mit ihrem Stamm: “the leader [their father] spoke to them and they to him, telling him what they had seen in France, and the good treatment meted out to them there.” Aus: Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.50. Eingedenk der Tatsache, dass diese Unterhaltung für ihn unverständlich war, ist es erstaunlich, wie unbekümmert er den angeblichen Inhalt in seinem Bericht wiedergibt. Harriot, der die Ureinwohner grundsätzlich nur indirekt zitiert, berichtet vom Wunsch eines Häuptlings, der bei wiederholt auftretender Krankheit nach den englischen Priestern schickte, um für ihn zu beten und ihm dadurch entweder Heilung oder Seelenfrieden zu bringen. Obwohl Harriot bereits über im Vergleich mit den Franzosen fortgeschrittene Sprachkenntnisse verfügte und kaum noch auf Übersetzer angewiesen war, ist es dennoch fragwürdig, ob die von ihm zitierten Motive wirklich denen des Häuptlings entsprachen, oder ob Harriot diese Episode dazu benutzte, um die Bereitwilligkeit der Ureinwohner, missioniert zu werden und den christlichen Glauben zu akzeptieren, zu illustrieren. “Twise this *Wiroans* was so grievously sicke that he was like to die, and as hee laie languishing, doubting of anie helpe by his owne priestes, and thinking he was in such danger for offending us and thereby our god, sent for some of us to praie and bee a meanes to our God that it would please him either that he might live or after death dwell with him in blisse” aus: Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.27. Die Berichte Smiths lassen wiederum Rückschlüsse auf die Art der Übersetzung der Reden zu, da die Ausdrucksweise der Indianer offensichtlich der europäischen angepasst wurde. Dass bei dieser Art der Wiedergabe ein Grossteil des tatsächlichen Inhaltes der Ansprachen verloren ging, war Smith dabei nicht bewusst.

<sup>366</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.100-101

Handelsangelegenheiten sprachen. Es fand sozusagen ein Austausch an Wünschen, Bedürfnissen und Vorteilen statt: Beide Seiten hatten der anderen etwas zu bieten, in diesem Fall Land gegen Schutz und Handelswaren, während beide Seiten etwas von der anderen im Austausch verlangten: Die Besiedlung bzw. Unterstützung gegen den Feind. Die Machtbalance war zu diesem Zeitpunkt noch ausgeglichen und beide Seiten fühlten, sich auf einen Handel einlassen zu können, ohne ein Risiko einzugehen. Die Indianer wussten nun zwar um die Absicht der Europäer, sich in ihrem Land niederzulassen, fühlten sich aber durch deren noch geringe Zahlen vorerst nicht weiter bedroht. Eine fast identische Unterhaltung fand einige Tage später beim Zusammentreffen mit einem anderen Stamm statt, der, so wird berichtet, sich zum ersten Mal Christen gegenüber sah. Champlain trug seinen beiden Dolmetschern auf, den Männern zu verstehen zu geben "that he desired to settle in their country and show them how to cultivate it, in order that they might no longer lead so miserable an existence as they were doing", worauf die Indianer ihm ihre Freude über seine Absichten zu verstehen gaben und sagten, sie wüssten die Freundschaft der Franzosen sehr zu schätzen und wünschten, dass diese ihr Land besiedelten.<sup>367</sup>

Man kann wiederum davon ausgehen, dass die Indianer in der Niederlassung der Europäer noch keine Gefahr, sondern lediglich die für sie aus einer Allianz ersichtlichen Vorteile sahen und verfolgten, obwohl es mehr als unwahrscheinlich erscheint, dass ein Stamm, der sich zum ersten Mal mit Europäern, oder "Christen", wie es im Text ausgedrückt wird, konfrontiert sah, diese umgehend zum Bleiben aufforderte. Ob die Indianer zudem Anstoß an Champlains Bemerkung nahmen, ihr Lebensstil sei armselig und bedürfe der Verbesserung, ist nicht ersichtlich, wobei man bedenken muss, dass die von den Dolmetschern gelieferte Übersetzung unklar ist und stark von Champlains Worten abweichen konnte, beziehungsweise dass der Übersetzer die Ausdruckswahl Champlains veränderte.

Trotz dieser Abstriche ist es jedoch bemerkenswert, wie schnell sich ein funktionierendes Kommunikationssystem etabliert hatte, welches zwar noch stark fehlerhaft und oft unzureichend war, aber zur generellen Verständigung reichte.<sup>368</sup> Zweifel am eigenen Verstehen und am Verstehen der Indianer werden in den Berichten Champlains, wie auch in den anderen Berichten, so gut wie nie geäußert. Indianische Reden und Informationen werden

---

<sup>367</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.295-296

<sup>368</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.111-113

ohne jedes Zögern so wiedergegeben, wie man sie verstand, ohne ihre Gültigkeit oder die Richtigkeit dessen, was man herausgelesen hatte, anzuzweifeln. Ob dies aus dem Bestreben resultierte, die Situation in der Neuen Welt so unkompliziert wie möglich darzustellen oder ob dies das Ergebnis eines Übereifers war, die eigenen Wünsche und Erwartungen bestätigt zu sehen, ist unmöglich zu sagen. Man kann aber davon ausgehen, dass beide Faktoren sich in der Berichterstattung und Interpretation von Kommunikation niederschlugen, da die Europäer bereits mit einer vorgefertigten Meinung vom Land und seinen Bewohnern ankamen. Diese Erwartungshaltung und Überzeugung führten zweifelsohne dazu, Lücken in der Verständigung mit vorgefertigten Meinungen auszufüllen. Die Qualität der überlieferten Kommunikationssituationen schwankt beständig und reicht von komplexen Gesprächen über Schöpfungsgeschichten bis hin zu rudimentären Kohlezeichnungen, die stark an Cartiers erste Begegnungen und Verständigungsversuche erinnern. Diese Schwankungen lagen an der ebenfalls bereits erwähnten Diversität der lokalen Dialekte und Sprachfamilien, welche die Verwendung von Dolmetschern vielerorts unmöglich machten. Dieses Spektrum an Kommunikationssituationen und Kommunikationsmöglichkeiten macht die Untersuchung derselben besonders interessant. Die unterschiedliche Qualität der Verständigungen führt innerhalb der Berichte Champlains zu mehreren Unschlüssigkeiten, da innerhalb desselben Kontaktes zunächst von Kohlezeichnungen als Hilfsmittel gesprochen wurde, nur um einige Zeilen später zu berichten, dass “these Indians informed us that all those who lived in this region cultivated the land and sowed seeds like the others we had previously seen”<sup>369</sup>. Diese Information konnte nur mit sprachlicher Hilfe vermittelt worden sein. Der Bericht Champlains ist an dieser Stelle, wie an vielen anderen Stellen auch, widersprüchlich, was die Verständigungsmethoden angeht. Dies könnte daran liegen, dass der Erfolg der Berichte davon abhing, wie kompetent sich der Berichterstatter darstellen konnte. Ein Eingeständnis des Nichtverstehens hätte fehlende Kolonisationskompetenz signalisiert und zu einem Versiegen der finanziellen Unterstützung geführt. Die Motive der Franzosen waren zudem merkantilistischer Art, die Indianer dienten als Informanten und potentielle Handelspartner und Verbündete, auf den sprachlichen Aspekt der Kulturkontakte wurde daher oft nicht erklärend eingegangen. Die Entdecker waren natürlich an einer möglichst problemlosen Verständigung interessiert, dokumentierten diese aber nur selten in ihren Berichten. Was bleibt, sind die überlieferten Gespräche und Berichte über Entführungen oder den Austausch

---

<sup>369</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.336

von Jugendlichen zum Zwecke der Ausbildung von Übersetzern, die vielen Lücken müssen im nachhinein mühevoll rekonstruiert und ihr Inhalt vermutet werden.

Morison berichtet von Champlain, dass dieser Zeit seines Aufenthaltes in Kanada von Übersetzern abhängig war, da er die Sprache der Ureinwohner nie vollständig erlernte.<sup>370</sup>

Auch bei Morris Bishop findet sich ein Kommentar über die Sprachkenntnisse Champlains:

It is true that Champlain never mastered the native languages. On every public occasion he used an interpreter. Sagard tells us that the Montagnais were hurt because in all his years among them Champlain had never learned their tongue; they were always suspicious of the interpreter's knowledge and private interests. To be sure, he must have had some smattering of the language.<sup>371</sup>

Champlain selbst erwähnt seine anscheinend mangelhaften Sprachkenntnisse selbst nicht in seinen Berichten, er weist zwar an einigen Stellen auf die Anwesenheit seiner Dolmetscher hin,<sup>372</sup> an anderen Stellen jedoch scheint es, als ob er selbst trotz mangelhafter Kenntnisse den Informationsaustausch mit den Indianern übernommen hätte: "je leur fis entendre le mieux qu'il me fut possible".<sup>373</sup> Man kann also anhand von Champlains Berichten nicht mit Bestimmtheit sagen, in welchem Masse er die Sprache einiger ortsansässiger Stämme beherrschte oder nicht beherrschte. Ausgehend von der These Morisons und Bishops würde der Mangel an Sprachkenntnissen alleine anhand der Länge von Champlains Aufenthalt erstaunen, da man erwarten könnte, dass er im Laufe der Zeit zumindest rudimentäre Sprachkenntnisse erworben hätte. Abgesehen davon hätte ein Nichtbeherrschen der Sprache Champlain zu seinem persönlichen Nachteil gereicht, da er immer auf Dolmetscher angewiesen gewesen wäre. So schreibt Bishop über den Bericht von Champlains zweiter Reise nach der Schilderung eines Festes und einer Ansprache zu Ehren der Franzosen: "Champlain [...] understood, of course, nothing. The substance of the discourses was reconstructed by the interpreters after the fact, though no doubt with care."<sup>374</sup> Morris Bishop beurteilt die Kommunikationssituationen, in denen Champlain sich wiederfand, auf folgende Weise:

---

<sup>370</sup> S.E. MORISON: *Samuel de Champlain: Father of New France*, S. 128

<sup>371</sup> Morris BISHOP: *Samuel de Champlain: The Life of Fortitude*, S.333

<sup>372</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.66

<sup>373</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.76

<sup>374</sup> Morris BISHOP: *Champlain: The Life of Fortitude*, S. 46

How did he communicate with the Montagnais? How did he question them on such subjects as their belief in immortality? [...] Champlain had brought no interpreter; he himself was a poor linguist: I suspect that he learned a smattering of recurring words, as the Montagnais learned a smattering of French, and that he developed to a high degree the language of sign and gesture.<sup>375</sup>

Ausgehend von der Meinung Bishops und Morisons bestand Champlains Vokabular vermutlich aus einem Basiswortschatz, den er sich im Laufe seiner Aufenthalte angeeignet hatte, der aber nicht für eine komplexe Kommunikation ausreichte. Es ist wahrscheinlich, dass Champlain Teile von Algonquin, Montagnais und der Sprache der Huronen beherrschte, welche er bei Bedarf großzügig mit Französisch mischte, welches wiederum in rudimentärer Form von vielen Indianern beherrscht wurde. Dies würde die Schlussfolgerung zulassen, dass Champlain sich zwar generell ungefähr verständlich machen konnte, ihm ein Großteil von wichtigen Gesprächen aber nach wie vor entging, weshalb er auf Übersetzer angewiesen war. Bei der Lektüre seiner Berichte fällt auf, dass innerhalb weniger Seiten mehrere Kontakte mit verschiedenen Stämmen beschrieben werden, wobei die Kommunikationssituationen stark variieren. Teilweise schien eine Verständigung durch Champlains Dolmetscher möglich, teilweise wurde auf Gesten und Zeichnungen zurückgegriffen, teilweise scheint eine Verständigung ganz und gar unmöglich gewesen zu sein.<sup>376</sup>

Was die Fähigkeiten der indianischen Dolmetscher betrifft, so müssen diese nahezu exzellent gewesen sein, wenn man den Berichten des Franzosen Glauben schenken darf. Ein Beispiel für die anscheinend mühelose Verständigung findet sich im vierten Buch der *Voyages* in Form der folgenden Argumentation, die mit Hilfe eines französischen Dolmetschers zwischen Champlain und einem Häuptling namens Tessaouïat vom Stamm der Montagnais stattfand:

Je leur fis entendre par mon truchement que le sujet de mon voyage n'estoit autre, que pour les assurer de mon affection, & du desir que j'avois de les assister en leurs guerres [...]. Que je desirois voir une nation distante [...] et que je les priay de me donner 4. canaux, avec 8. sauvages, pour me conduire esdites terres.<sup>377</sup>

Häuptling Tessaouïat antwortete:

---

<sup>375</sup> Morris BISHOP: *Champlain: The Life of Fortitude*, S. 136

<sup>376</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S. 66-81

<sup>377</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.198

Qu'ils m'avoient tousiours recogneu plus affectionné en leur endroit, qu'aucun autre François qu'ils eussent veu. [...] De plus, que je monstros bien estre leur amy, en ce que j'avois passé tant de hazards pour les venir voir, & pour les convier à la guerre, & que toutes ces choses les obligeoient à me vouloir du bien.<sup>378</sup>

Er zögerte jedoch bei der Zusage für Kanus und Krieger, da es nicht im Interesse des Stammes lag, Champlain ins Landesinnere ziehen zu lassen. Die gegenseitige Verständigung war zwar nur mit Hilfe von Dolmetschern möglich, schien aber trotzdem einigermaßen problemlos zu verlaufen, zumindest den Aufzeichnungen Champlains zufolge. Beide Seiten demonstrierten an dieser Stelle ein geschicktes Taktieren, um ihre jeweiligen Interessen zu wahren bzw. durchzusetzen, ohne jedoch die etablierten Beziehungen zu gefährden. Champlain passte sich den Indianern an, indem er ihre Unterstützung nicht forderte, sondern zunächst seine Freundschaft und seine Unterstützung unterstrich, um die Indianer zu einer Zusage zu bewegen. Er bewies das gleiche Geschick, als sein Dolmetscher ihn berichtete, die Zusage sei von Seiten der Indianer zurückgenommen worden: Anstatt sie zur Kooperation zu zwingen, hielt er erneut eine Ansprache, in der er ihren Stolz und ihr Ehrgefühl zu wecken versuchte:

[je] leur dis, que je les avois jusques à ce jour estimez hommes, & veritables, & que maintenant ils se monstroient enfans & mensongers; & que s'ils ne vouloient effectuer leurs promesses, ils ne meferoient paroistre leur amitié.<sup>379</sup>

Einmal mehr ist unklar, bis zu welchem Grad Champlain auf Übersetzer angewiesen war, bis zu welchem Grad deren Sprachkenntnisse reichten und welchen Stellenwert die Imagination bei der Wiedergabe solcher Augenzeugenberichte einnahm. Es ist anzunehmen, dass die jungen Franzosen, welche Champlain bei den Indianern leben und ausbilden liess, die zuverlässigsten Dolmetscher waren, da sie mit beiden Sprachen aufwuchsen und nicht wie die Indianer lediglich für einige Monate in Frankreich lebten, bevor sie zu ihren Stämmen zurückkehrten. Dies hatte zwar den Effekt der Assimilation einiger Franzosen in ihre Stämme, machte sie generell aber wahrscheinlich zu zuverlässigeren und genaueren Übersetzern.

Bishops Urteil zufolge gab es immer mehr indianische Dolmetscher als französische, weil erstere das Französische schneller erlernten als die Franzosen die Sprache der Indianer

---

<sup>378</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.198

<sup>379</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.200

meistern konnten.<sup>380</sup> Dies hatte einen linguistischen Vorsprung der Ureinwohner zur Folge, den die Europäer niemals aufholen sollten. Das Erlernen der Sprachen der Einheimischen lag jedoch nicht im Interesse der Europäer, da sie es, mit Ausnahme der Jesuiten, die als Missionare die Landessprachen zu erlernen trachteten, für natürlich hielten, dass das zivilisatorisch unterlegene Volk die Sprache des überlegenen Volkes lernte. Die Franzosen hatten zum größten Teil nicht das geringste Interesse daran, indianische Sprachen zu erlernen, die als Sprachen von Wilden unattraktiv waren. Dass sie somit den Indianern den Vorteil der sprachlichen Überlegenheit einräumten, erkannten sie erst spät. Champlain sorgte zwar dafür, dass immer neue französische Jugendliche bei den Indianern aufwuchsen und somit zu seinen Mittelsmännern und Dolmetschern wurden, er bedachte aber nicht, dass viele dieser Jugendlichen sich ihrem Stamm so verbunden fühlten, dass sie dessen Vorteile und Interessen eher wahrten als die Interessen der Franzosen. Cartier beging denselben Fehler, als er bei der Rückkehr nach Kanada die Loyalität seiner beiden im Vorjahre entführten indianischen Dolmetscher gegenüber den Franzosen nicht nur erwartete, sondern blind voraussetzte und sich hintergangen fühlte, als diese die Interessen ihres Stammes vor seine Interessen stellten und ihm zudem offen misstrauten.

Generell gilt, dass eines der Probleme der Kommunikation zum Zeitpunkt von Champlains Reisen bereits zu großen Teilen gelöst war, denn es fanden sich auf beiden Seiten Personen, die der jeweils anderen Sprache mächtig waren und die auch komplexere Sprachinhalte vermitteln konnten. George Wrong geht sogar so weit, die Behauptung aufzustellen, dass es Champlain auf seiner Fahrt im Jahre 1603 bereits möglich war, die exakte Bedeutung dessen, was die Indianer sagten, mittels der indianischen Dolmetscher zu verstehen.<sup>381</sup> Dies ist zwar stark anzuzweifeln, es kann jedoch angenommen werden, dass die Kommunikationssituation sich im Laufe der Kulturkontakte stetig verbesserte. Ein anderer Hinweis auf die verbesserten Möglichkeiten der Verständigung ist der Konflikt zwischen zwei rivalisierenden Stämmen, den Algoumequins und den Attignouatans, zu dem Champlain während seines Winteraufenthalts bei den Huronen im Jahre 1609 als Schiedsrichter gerufen wurde.<sup>382</sup> Die Indianer baten den Franzosen um sein Urteil, was dieser aus dem Grunde akzeptierte, dass er

---

<sup>380</sup> Morris BISHOP: *Champlain: The Life of Fortitude*, S. 91

<sup>381</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S. 144

<sup>382</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.274-277

den Frieden zwischen den ansässigen Stämmen wahren wollte. Eine Fehde oder ein Krieg hätten den Abbruch des Kontaktes eines oder gar beider Stämme zu den Franzosen bedeutet, eine Situation, die Champlain nicht riskieren konnte. Die Tatsache, dass beide Seiten sich bei diesen Gelegenheiten auf die Fähigkeiten der Dolmetscher verlassen konnten, da ein Missverständnis tragische Konsequenzen gehabt hätte, lässt vermuten, dass der Standard der Sprachkenntnisse in diesem Stadium des Kulturkontaktes bereits erstaunlich hoch war.

Die Frage bleibt jedoch bestehen, ob in den Situationen, in denen Champlain keinen Dolmetscher erwähnte, auch wirklich keiner zugegen war. Dies scheint im Hinblick auf seine rudimentären Sprachkenntnisse unwahrscheinlich, man kann daher annehmen, dass Champlain dem Umstand nicht genug Bedeutung beimaß, um ihn zu erwähnen. Eine weitere Möglichkeit wäre, dass Champlain den Eindruck erwecken wollte, er selbst beherrsche die Gesprächsführung, um seinen Berichten einen größeren Anspruch auf Wahrheit zu verleihen. Ein weiterer Gesichtspunkt in der Frage der originalgetreuen Wiedergabe ist der Umstand, dass die stattgefundenen Unterhaltungen nicht notiert wurden und erst Wochen oder gar Monate später aufgeschrieben wurden, was eine zumindest geringe Verfälschung mehr als nahe legt. Da die Entdecker oft keine Schreibmaterialien oder keine Zeit zur Niederschrift des Geschehens hatten, wurde dieses mit geraumer Verzögerung und oft erst bei ihrer Rückkehr nach Europa vorgenommen, was unweigerlich zu Abweichungen geführt haben musste.

Thomas Harriot war sich der Tatsache bewußt, dass die Beherrschung der Sprache der Indianer eine Brücke zwischen beiden Kulturen schlagen würde, und beschäftigte sich daher schon vor seiner Reise nach Virginia intensiv mit dem Erlernen von Algonquin. "He stressed that full understanding of Indian culture, especially their religion, could not come without a greater competence in the Algonquin tongue."<sup>383</sup> Einer der Gründe für diese Absicht war, dass eine Kommunikation das Zusammenleben erleichtern würde und die Indianer die wichtigste Informationsquelle über das in Besitz zu nehmende Land darstellten. In seinen Berichten spricht Harriot frei über die zu Anfang noch stark vorhandenen Verständigungsschwierigkeiten, welche die Engländer daran hinderten, den Indianern Näheres über ihre Religion zu erzählen: "[they wanted] to learn more than we had means for want of perfect utterance in their language to expresse".<sup>384</sup> Auf Raleighs Expeditionen nahm er die

---

<sup>383</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.47

<sup>384</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.27

Rolle des Hauptsprechers ein; aus seinen Aufzeichnungen wird deutlich, dass er den Dialekt der Algonquin in einigem Umfang beherrschte und die Absicht hatte, ein Wörterbuch zu erstellen,<sup>385</sup> das heißt Harriot legte großen Wert auf den Aspekt der Verständigung und der Sprache, er war als einziger der Autoren nicht in überwiegenderem Maße auf Dolmetscher angewiesen, sondern konnte sich selbst direkt mit den Eingeborenen verständigen. Von vielen Tieren und Pflanzen kannte er nur die indianischen Namen, das heißt er versuchte nicht, Unbekanntes mit Bekanntem zu vergleichen und zu umschreiben, sondern übernahm entweder die neuen Begriffe in der Stammsprache oder wies auf den Mangel an Übersetzungen hin.<sup>386</sup> Leider ist der heute erhaltene Bericht zu kurz, als dass er noch mehr Informationen und somit Rückschlüsse auf Harriots Kommunikationsmethoden liefern würde.

Generell gilt, dass Harriot in seinem, allerdings extrem kurzen, Bericht keine Dolmetscher erwähnt. Es liegt daher nahe zu vermuten, dass er in der Lage war, einigermaßen unabhängig von Übersetzern mit den Ureinwohnern zu kommunizieren, was ihn von den anderen drei Autoren abhebt.

Captain John Smith war trotz der fortgeschrittenen Kontakte und Beziehungen zu den Ureinwohnern Nordamerikas ebenfalls auf Dolmetscher angewiesen. Die Kommunikation war auf einige wenige Expeditionsmitglieder beschränkt, was die Kontakte nicht erleichterte. Eine Folge dieser Tatsache war, dass die Engländer nicht nur in bezug auf ihr Überleben und Informationen über die Region auf die Indianer angewiesen waren, sondern auch auf ihre Dolmetscher, was ihr Gefühl von Unterlegenheit und Abhängigkeit weiter steigerte und sie permanent Verrat vermuten ließ:

The Virginian colonists especially regarded them [the interpreters] as potential traitors. It was probable that part of the reason for this is the fact that these men were seen as too sympathetic to the Indians they knew so well, but it must also have proceeded from the colonists' knowledge that they were dependent on them. It seems to be the case that English people of this period believed that to be dependent or vulnerable was to invite treachery.<sup>387</sup>

---

<sup>385</sup> John W. SHIRLEY: *Thomas Harriot: Algonquin Biography*, S.107

<sup>386</sup> "Opeenauk are a kind of roots of round forme, some of the bignes of walnuts [...]. Okeepenauk are also of round shape, found in dry grounds [...]. very many other sortes of excellent good fish, which we have taken & eaten, whose names I know not but in the countrey language" aus: Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.16

<sup>387</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.131

Smith selbst verfügte zwar über Sprachkenntnisse der Sprache der Pamunkey, gab aber bei Kontakten mit anderen Stämmen zu, sich durch Zeichen verständigen zu müssen.<sup>388</sup> So berichtet er, dass die Indianer unmittelbar außerhalb Powhatans Machtbereich untereinander auf Übersetzer zurückgreifen mussten, da sie gegenseitig ihre Sprachen nicht beherrschten: “many severall Nations of sundry Languages, that environ Powhatans Territories. [...] All those not any one understandeth another, but by Interpreters.”<sup>389</sup>

Eine Situation, die Smith von seinen Gefolgsleuten und somit auch seinen Dolmetschern isolierte und in deren Laufe das Ausmaß seiner Kenntnis der Sprache der Pamunkey erkennbar wird, war seine Gefangenschaft bei den Indianern. Es steht zu vermuten, dass Smith im Verlauf seines unfreiwilligen Aufenthalts mit seinen Entführern unter anderem, wenn auch nur bruchstückhaft, in deren Sprache kommunizierte. An mehreren Stellen erwähnt Smith Unterhaltungen, es ist aber nicht nachzuvollziehen, ob der Inhalt derselben von allen Beteiligten in vollem Umfang verstanden wurde. So erklärte Smith den Eingeborenen angeblich sämtliche Funktionen seines Kompasses, sowie die Himmelsphären, den Lauf der Sonne und die Erdrundung, um sein Überleben zu sichern. Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass die Indianer viel von diesen Ausführungen verstanden. Andererseits gibt Smith alle an ihn gerichteten Reden der Indianer anscheinend ohne jegliche Schwierigkeiten wieder, was die Schlussfolgerung zulässt, dass er entweder die Sprache der Pamunkey in gewissem Maße verstand, dass ein indianischer Dolmetscher zugegen war, oder aber, was wahrscheinlicher erscheint, dass er Verständnislücken selbst füllte. Smith war den Anzeichen zufolge also dazu in der Lage, sich zumindest bis zu einem gewissen, relativ fortgeschrittenen Grad auch ohne Dolmetscher verständlich zu machen. Er hatte ein starkes Interesse an der Kommunikation mit den Eingeborenen, da gute Beziehungen zu ihnen für sein Vorhaben der Besiedlung wichtig waren. Es genügte ihm nicht, selbst eine gewisse Sprachkompetenz zu erlangen. Daher erstellte er innerhalb seiner Berichte Vokabellisten<sup>390</sup>, die für den Spracherwerb der Siedler gedacht waren: “Traders and settlers also had an obvious interest in learning at least a few Indian words and there are numerous word lists in the early accounts”.<sup>391</sup> Dies verdeutlicht, welchen Stellenwert Smith der Kommunikation einräumte, da sie eine Grundvoraussetzung

---

<sup>388</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.50

<sup>389</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.52

<sup>390</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S. 82-84

für den Aufbau guter Beziehungen war. Die von ihm erstellten Vokabellisten waren nicht nur für sein Lesepublikum gedacht, sondern erfüllten einen praktischen Zweck, nämlich den Siedlern und Händlern die Sprache der Indianer näherzubringen und ihnen zumindest zu einem Basiswortschatz zu verhelfen.

Bei Kontakten mit den Powhatans übernahm Smith oft die Funktion des Dolmetschers<sup>392</sup> und übersetzte sowohl die Ansprachen des Häuptlings, als auch die Reden Newports, wobei einmal mehr unklar ist, wie wahrheitsgetreu er dabei vorging oder in der Lage war vorzugehen. So gibt er eine Rede Powhatans wieder, bei der dieser Captain Newport, Smiths Vorgesetztem, die Vorgehensweise beim gegenseitigen Austausch von Waren zu diktieren versucht:

Captaine Newport it is not agreeable to my [Powhatan's] greatnesse on this pedling manner to trade for trifles; and I esteeme you also a great Werowance. Therefore lay me downe all your commodities together; what I like I will take, and in recompence give you what I think fitting their value.<sup>393</sup>

Smith selbst hatte bei dieser Gelegenheit die Rolle des Übersetzers übernommen und äußerte offen seinen Unmut über die Unverfrorenheit des Häuptlings beim Handeln: “Captaine Smith being our interpreter, regarding Newport as his father, knowing best the disposition of Powhatan, tould us his intent was but onely to cheate us.”<sup>394</sup>

Newport hatte durch seine nachsichtigen Verhandlungsmethoden den Maispreis weit in die Höhe getrieben und die Indianer wussten, dass sie von ihm mehr verlangen konnten, als Smith je bereit sein würde, ihnen zu geben. Dies betraf vor allem Schwerter, die Smith den Ureinwohnern aus offensichtlichen Gründen bisher vorenthalten hatte und die Newport in seiner Unkenntnis der Verhältnisse vor Ort Powhatan bereitwillig gegeben hatte.

Der Text selbst legt die Vermutung nahe, dass Smith den Indianern gegenüber voreingenommen war, da er ihre Absichten als betrügerisch bezeichnete, gleichzeitig erhält der Leser einen Einblick in das Ausmaß seiner Sprachkenntnisse. Hierbei steht zu vermuten, dass Smith den Wortlaut des Häuptlings veränderte, indem er ihn seiner eigenen Ausdrucksweise anglich, ein automatischer Vorgang bei der Übersetzung von Sprachen.

<sup>391</sup>Stephen J. GREENBLATT: *Learning to Curse*, S.18

<sup>392</sup>“Captaine Smith being our interpreter”, in: John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.107

<sup>393</sup>John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.107-108

<sup>394</sup>John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S. 107-108

Fremdsprache wird immer Hilfe der eigenen Ausdrücke übersetzt, hinzu kommt das Register des Übersetzenden und die Angleichung an den Leser- oder Zuhörerkreis. Die Reden der Indianer wurden demzufolge grundsätzlich dahingehend verändert, als dass sie an Sprachkonventionen der Europäer angeglichen wurden, um sie verständlich und annehmbar zu machen.

Der Stellenwert, den Smith der Kommunikationsfähigkeit einräumte, wird an der Tatsache sichtbar, dass er dafür sorgte, dass immer neue Dolmetscher ausgebildet wurden. Er sorgte dafür, dass seine eigenen Männer beziehungsweise die Jugendlichen unter ihnen den örtlichen Dialekt erlernten, um von den Indianern unabhängig zu sein, wenn es um die Übersetzung von Reden ging: “Then we departed thence, the President [Smith] assuring the King perpetuall love; and left with him Samuel Collier his Page to learn the Language.”<sup>395</sup> Die Formulierung in der dritten Person an dieser Stelle basiert darauf, dass ein Großteil von Smiths Berichten von Expeditionsmitgliedern und Smith gemeinsam beziehungsweise abwechselnd verfasst wurde, obwohl alle Aufzeichnungen unter seinem Namen veröffentlicht wurden. Die Namen der jeweiligen Berichterstatter werden am Ende verschiedener Abschnitte des Buchs genannt, in diesem Fall handelt es sich um vier Männer, Thomas Studley, Robert Fenton, Edward Harrington und J.S., wobei die Initialien für John Smith stehen. Trotz dieser Mitbeteiligung diverser Autoren werden die Glaubwürdigkeit und Realitätsnähe von Smiths Berichten in der Sekundärliteratur generell gelobt:

[...] most of Smith's contemporaries [...] believed that Smith essentially told the truth. [...] most critics, past and present, who have called Smith a braggart do not really mean that he consistently or even frequently overstated his achievements; instead, they are really objecting to his assertive, forthright, and formidable personality. [...] Smith was a new kind of man: [...] a self-made man, a believer in individualism, and a pragmatist. [...] Smith believed that they [the American Indians] were essentially the same human beings as the Europeans, only at a different stage of civilization. [...] Smith took pride in never causelessly harming or killing any Indians. He would, however, do so in order to survive.<sup>396</sup>

Im Anschluss an die Untersuchung der Verständnismöglichkeiten und Sprachkenntnisse der Europäer und Indianer im Laufe der sich abspielenden Kulturkontakte soll im folgenden Abschnitt kurz auf die Ausbildung und Rolle der Dolmetscher eingegangen werden, um die Probleme, die ihre Position und Aufgabe mit sich brachte, besser illustrieren zu können.

---

<sup>395</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.155

<sup>396</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.224

### **6.2.2 Die Ausbildung und Rolle der Dolmetscher**

Die ersten uns heute bekannten Dolmetscher zwischen den Franzosen und den Ureinwohnern Nordamerikas waren ausschliesslich indianischer Abstammung und verdankten ihre Kenntnisse ihren Zwangsaufenthalten in Europa. Diejenigen, die ihre Entführung überlebten, kehrten an Bord der folgenden Expeditionen zu ihren Stämmen zurück und setzten ihre Fähigkeiten, wenn überhaupt, für die Interessen ihres Stammes ein. Die Franzosen erkannten schnell den Umstand, dass sie ihren Übersetzern oft nicht trauen konnten, und begannen, Knaben bei den ansässigen Stämmen zu lassen, damit diese die Sprache der Indianer lernen konnten, und nicht umgekehrt. Diese Tatsache kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es aus den bereits früher erwähnten Gründen immer mehr indianische Dolmetscher gab als europäische, da den Indianern der Spracherwerb des Französischen leichter fiel und da die Franzosen der Auffassung waren, die Indianer als zivilisatorisch unterlegenes Volk hätten ihre Sprache zu lernen und nicht umgekehrt. Trotz dieses vorherrschenden Ungleichgewichts zwischen indigenen und europäischen Dolmetschern spielten vor allem die letzteren eine sowohl ungemein wichtige, als auch prekäre Rolle. Über diese Rolle der Dolmetscher sowohl in Virginia als auch in Quebec lässt sich generell sagen, dass diese eine “unique position” unter den Siedlern einnahmen, welche nicht immer von Vorteil war:

[...] interpreters encountered a mixture of favor and fear, respect and resentment, from their colonial countrymen. The interpreter's indispensable and unrivalled knowledge of Indian languages, lifeways, and world views established their value to the colony, elevated them into positions of responsibility [...]. And yet, ironically, the more successful they were in gaining access to strange and 'savage' native cultures, the more vulnerable they became to manipulation by those who wanted to profit from their skills and to hostility from those who suspected their loyalty. [...] They differed from colonists such as Captain John Smith, an official who all too briefly sampled Indian languages and cultures as a prelude to colonial conquest.<sup>397</sup>

Die Dolmetscher wurden durch ihre Tätigkeit in eine Vermittlerrolle gedrängt, die ihnen theoretisch keine Parteinahme erlaubte und sie zu Aussenstehenden beider Kulturen machte:

[The interpreters] could not afford to become English conquerors or Indian converts, for their important work demanded that they be transients among

---

<sup>397</sup> J. Frederick FAUSZ: *Middlemen in Peace and War*, S.42

colonists and natives alike, habitually crossing and recrossing the cultural boundaries as peripatetic emissaries.<sup>398</sup>

Sie wurden zu “marginal men of confused and uncertain cultural identification”.<sup>399</sup> Ihre Stellung bei ihren Landsleuten war nur so lange gesichert, wie sie deren Vertrauen hatten und nicht als Überläufer angesehen wurden; sie konnten sowohl “invaluable servants to colonial interests” oder aber “treacherous renegades and Indian converts” sein, “who were all the more dangerous because they could transmit their knowledge of English vulnerabilities to their adopted ‘countrymen’”.<sup>400</sup> Die Rolle des Übersetzers war somit ein ständiger Balanceakt zwischen beiden Kulturen, bei dem Diplomatie eine wesentliche Rolle für die eigene Stellung auf beiden Seiten spielte. Anpassungsfähigkeit gepaart mit gleichzeitiger Neutralität waren lebensnotwendige Voraussetzungen:

The most "Indian-like" interpreters usually survived the longest and enjoyed the greatest success in relations with native populations, but their colonial countrymen reacted to their acculturation with a confusing mixture of admiration, appreciation, apprehension, and abhorrence.<sup>401</sup>

Die Verantwortung der Übersetzer basierte auf einem nicht fest umrissenen, aber nichtsdestotrotz umfangreichen Aufgabengebiet:

With few precedents to guide them, they founded a new profession for Englishmen in the New World, developing by trial and error the essential skills of translation and diplomacy that could provoke war or procure peace between mutually suspicious cultural aliens.<sup>402</sup>

Die Unterschiede zwischen der Situation der Engländer und der der Franzosen waren dabei minimal.

Der einzige Vorteil der Engländer lag in ihrer relativ späten Ankunft in Nordamerika, da es zu diesem Zeitpunkt bereits diverse Dolmetscher sowie vermehrte Kenntnisse der lokalen Dialekte gab. Es ist allerdings bezeichnend, dass Harriot, dessen Aufgabe es war, sich um zwei Algonquins zu kümmern, die Walter Raleigh aus Virginia mit nach England gebracht

---

<sup>398</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.43

<sup>399</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.48

<sup>400</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.48

<sup>401</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.64

hatte, die Gelegenheit dazu ergriff, parallel zu ihrem Erlernen des Englischen ihre Sprache zu lernen. Keiner der anderen Autoren nahm dies auf sich, obwohl sie im Laufe ihrer Aufenthalte nach und nach Basiskenntnisse erwarben. Harriot zeigte als einziger das Interesse und den Willen, mit den Eingeborenen in ihrer eigenen Sprache zu kommunizieren, anstatt auf ihre Übersetzungen angewiesen zu sein. Über seine Stellung als Dolmetscher wird in seinen Aufzeichnungen aufgrund deren extremer Kürze jedoch nichts gesagt und so bleibt die Frage offen, ob Harriot die Vermittlung zwischen seinen Landsleuten und den Indianern als Bürde oder Drahtseilakt ansah.

Der bloßen Existenz sowohl indianischer als auch europäischer Dolmetscher ist es jedoch zu verdanken, dass die Wiedergabe der Stimme der Indianer, die im nachfolgenden Kapitel untersucht werden soll, sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte zunehmend verbesserte. Die Dolmetscher erlauben durch ihre Arbeit so zumindest einen, wenn auch stark subjektiven und daher oft verzerrten, Einblick in die Welt und das Denken der Ureinwohner.

---

<sup>402</sup> J.A. Leo LEMAY: *John Smith's American Dream*, S.43

## 7. Die Stimme der Ureinwohner – direkte und indirekte Wiedergabe

The first Indian groups [...] encountered their (the Europeans) awesome technology and their selectively lethal diseases at the same time. [...]the white men were often seen as gods [...]. The Indians believed that the English God exceeded theirs as much as English guns did their bows and arrows.<sup>403</sup>  
James Axtell, *The European and the Indian*

Beim Aufeinandertreffen zweier Kulturen und Völker bildet sich jede am Kulturkontakt beteiligte Seite eine Meinung über die andere, die größtenteils auf ersten Eindrücken basiert und an der eigenen Kultur gemessen wird. Die Einstellungen der Europäer sind in diesem Falle leicht aus den schriftlichen Dokumenten herauszulesen. Demgegenüber ist es äußerst schwierig, den Stimmen der Indianer auf die Spur zu kommen, die in den meisten Berichten ausgeblendet oder von den Stimmen der Europäer überlagert wurden. Alles, was sich heute über die Wahrnehmung und Meinungsbildung der nordamerikanischen Ureinwohner sagen lässt, muss zwischen den Zeilen aus den wenigen Niederschriften von Reden, Ansprachen und Kommentaren gelesen werden, welche sich in den frühen Reiseberichten finden. Diese wiederum sind unvermeidlich durch das Wunschdenken der Europäer, die unzureichenden Sprachkenntnisse, voreingenommene Dolmetscher und die Notwendigkeit einer positiven und erfolgversprechenden Berichterstattung verzerrt. Trotz der wörtlichen Wiedergabe der Reden indianischer Sprecher ging es den Chronisten nicht um die Anerkennung und Respektierung des Anderen, sondern sie stand im Dienste eigener Interessen politischer und privater Natur. Der jeweilige europäische Wortschatz sowie typische landesspezifische Ausdrucksweisen, die keine Äquivalente hatten, wurden verwendet, die Fremdsprache wurde im Laufe der Übersetzung an das jeweilige eigene Sprachmuster angepasst und somit verfremdet: “whatever the natives may have actually thought and said has been altered out of recognition by being cast in European diction and syntax”<sup>404</sup>

In diesem Zusammenhang soll im folgenden die Einstellung der Europäer gegenüber Sprache im Allgemeinen untersucht und dargestellt werden, um ein Verständnis für ihre Einstellung der indigenen Sprachen im Besonderen zu schaffen.

---

<sup>403</sup> James AXTELL: *The European and the Indian*, N.Y. (1981), S.269

<sup>404</sup> Stephen J. GREENBLATT: *Learning To Curse*, S.27

Unter den ersten Europäern gab es zwei verschiedene Auffassungen bezüglich der Sprache der Ureinwohner: sie wurde entweder nicht als solche anerkannt, oder aber man leugnete, beziehungsweise ignorierte den Umstand einer erheblichen vorhandenen Sprachbarriere.

Arrogant, blindly obstinate, and destructive as was the belief that the Indians had no language at all, the opposite conviction – that there was no significant language barrier between Europeans and savages – may have had consequences as bad or worse. Superficially, this latter view is the more sympathetic and seductive, in that it never needs to be stated. [...] Again and again in the early accounts, Europeans and Indians, after looking on each other's faces for the first time, converse without the slightest difficulty; indeed the Indians often speak with as great a facility in English or Spanish as the Renaissance gentlemen themselves. There were interpreters, to be sure, but these are frequently credited with linguistic feats that challenge belief.<sup>405</sup>

Immer wieder stößt man in den Berichten der Engländer und vor allem der Franzosen darauf, dass, obwohl ein gewisses Maß an Verständigungsschwierigkeiten zugegeben wird, einer ausführlichen und ins Detail gehenden Kommunikation anscheinend nichts im Wege stand. Verständnislücken wurden ganz einfach mit einer angemessen erscheinenden Deutung geschlossen:

There also seems to have been a great deal of what we may call "filling in the blanks." The Europeans and the interpreters themselves translated such fragments as they understood of thought they understood into a coherent story. [...] There could be, and obviously were, murderous results.<sup>406</sup>

Die Gründe für dieses Verhalten waren Greenblatt zufolge auch in der Schwierigkeit zu suchen, indianische Sprachen textlich angemessen zu repräsentieren:

If it was immensely difficult in sixteenth-century narratives to represent a language barrier, it is because embedded in the narrative convention of the period was a powerful, unspoken belief in the isomorphic relationship between language and reality. The denial of Indian language or of the language barrier grew out of the same soil that, in the mid-seventeenth century, would bring forward the search for a universal language. [...] Indians were frequently either found defective in speech, and hence pushed towards the zone of wild things, or granted essentially the same speech as the Europeans.<sup>407</sup>

---

<sup>405</sup> Stephen J. GREENBLATT: *Learning to Curse*, S. 26-27

<sup>406</sup> Stephen J. GREENBLATT: *Learning to Curse*, S. 27

<sup>407</sup> Stephen J. GREENBLATT: *Learning to Curse*, S.28

Die Repräsentation des Indianers und seiner Sprache schwankte demnach zwischen unverständlichem und somit sinnlosem Geplapper und einer perfekten, europäisierten Ausdrucksweise.

The savages in the early accounts of the New World may occasionally make strange noises – "Oh-ho" or "bow-wow" – but, once credited with intelligible speech, they employ our accents and are comfortable in our modes of thought.<sup>408</sup>

Beide Einstellungen implizierten, dass den nordamerikanischen Ureinwohnern ihre Identität und Einzigartigkeit abgesprochen wurden, indem ihr kultureller Hintergrund ignoriert wurde. Im folgenden soll versucht werden, die in den Berichten artikulierten Stimmen der Ureinwohner aufzuschlüsseln und zu analysieren.

Trotz des offensichtlichen technologischen Vorsprungs der Europäer, der ihnen zunächst die Bewunderung der Indianer einbrachte, revidierten die Ureinwohner ihre Meinung relativ bald nach der Ankunft der ersten Entdecker und Händler: Die Neuankömmlinge wurden wechselweise als bemitleidenswert, schwach, unerwünschte Eindringlinge und willkommene Handels- und Allianzpartner gesehen. Obwohl die positive Wahrnehmung zunächst überwog, war das Urteil der Indianer, was das Aussehen und die Bräuche der Europäer betraf, negativ: die starke Behaarung und feminin anmutende Kleidung, sowie die Angewohnheit, Blut (Wein) zu trinken, liess die Europäer in den Augen der Ureinwohner eher abstoßend als attraktiv und nachahmenswert erscheinen.

In allen untersuchten Berichten kommt die Stimme der Ureinwohner auf jeden Fall indirekt zum Tragen und lässt somit Rückschlüsse auf die Wahrnehmung und Einschätzung der Situation durch die Indianer zu. Beginnend mit den Berichten der Franzosen soll die Repräsentation der Stimme der Indianer analysiert werden.

Die Sekundärliteratur zur Begegnungsgeschichte hat immer wieder Szenarien einer vermuteten Reaktion der Indianer auf die ersten Europäer entworfen. George Wrong beispielsweise beschreibt seine Vorstellung der ersten Reaktion der Indianer auf die Ankunft Cartiers, wie folgt:

[...] the wonder when they [...] saw a French ship. They thought it a moving island. The meaning of the great sails baffled them and they wondered to see men on

---

<sup>408</sup> Stephen J. GREENBLATT: *Learning to Curse*, S.27

deck. When four canoes went to the ship and were offered biscuits and wine they reported that these strange beings ate wood and drank blood.<sup>409</sup>

Wrong imaginiert an dieser Stelle den ersten Kontakt aus der Sicht der Ureinwohner. Diese fikionalisierte Version einer Begegnung wird nicht durch Cartiers Bericht gedeckt und dient lediglich einer Veranschaulichung der eventuellen Gefühle der Ureinwohner.

Abgesehen von der Verwunderung und oft auch Ehrfurcht, die die Indianer beim ersten Anblick der Europäer empfunden haben sollen, sahen sie die Europäer im weiteren Verlauf der gegenseitigen Beziehungen in einem durchaus realistischeren und kritischeren Licht.

Pagden merkt hierzu an:

[...] it has been assumed [...] that the native tribesmen viewed French culture with awe and admiration, that they often attempted to imitate the Europeans, and usually aspired to elevate themselves to the superior level of the white man. [...] Not until the mid-nineteenth century was there any notable departure from this accepted approach to French-Amerindian relations. [...] [However], the aborigines had resisted francization and, in the majority, had rejected conversion. [...] To delineate Amerindian views of French culture and civilization at the time of contact [...] is extremely difficult because [...] an understanding of both [...] cultures is necessary. [...] The Amerindians, as a non-literate society, left few documents to assist in reconstructing their views and concepts. The majority of documentary sources are European and, therefore, [...] are interpretations as well as records of events.<sup>410</sup>

Die Tatsache, dass die überlieferten europäischen Berichte zugleich Interpretationen der Situation waren, gilt für alle europäischen Quellen, die einen Blick auf die indianische Sichtweise gewähren. Ramsay Cook bemerkt die Wiedergabe des Bildes, welches die Indianer von Cartier und den Franzosen gehabt haben mussten:

*The Voyages of Jacques Cartier* document the French discovery of the St Lawrence valley. They contain unique geographical, biological, and ethnological descriptions, but they also recount something else. Their pages record the St Lawrence Iroquoians' discovery of France, a country of overdressed and often underfed people, where men grew hair on their faces and did women's work in the fields.<sup>411</sup>

Anthony Pagden urteilt:

---

<sup>409</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S.56

<sup>410</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, Aldershot (2000), S.435-437

<sup>411</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.xl

[...] on a wide range of points of contact at the military, social, religious, educational, agricultural, medical, and organizational level the Amerindian evaluation of French culture and civilizations was often as unflattering as was the low regard of Frenchmen for Amerindian culture. Each group had its own [...] norm image [...] by which it evaluated and analysed other societies. Thus, the French considered themselves aesthetically superior to the Amerindians [...] on the other hand, the Amerindians considered the French inferior to themselves. [...] Frenchmen generally were regarded as physically inferior, as weak and unfitted to stand up to the rigours of arduous canoe journeys, hunting expeditions, and forest warfare. [...] If Frenchmen were regarded as 'soft' it was because they were raised in a country which reportedly encouraged the development of effeminacy. [...] Savignon, one of the youths Champlain had sent to France, 'when he saw two men quarrelling without coming to blows or killing one another, would mock them, saying they were nought but women, and had no courage.'<sup>412</sup>

Die Tatsache, dass die Indianer die Franzosen für verweicht und unattraktiv hielten, beinhaltet eine gewisse Ironie, da sie illustriert, dass beide Seiten jeweils ein Gefühl der eigenen Überlegenheit und daher Verachtung gegenüber dem jeweils anderen empfanden. "Frenchmen were regarded as ugly, effeminate, weak, disorganized, improvident, excitable, domineering, and quite inconsistent in applying their ideals to their everyday living."<sup>413</sup> Jede der beiden Kulturen hatte eine eigene Auffassung von Unzivilisiertheit, die sich sogar sehr ähnlich waren und auf den jeweils anderen angewendet wurden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Franzosen sich offenbar bewusst waren, für unzivilisiert gehalten zu werden. Diese Tatsache veranlasste sie jedoch nie dazu, ihre eigene Perspektive in Frage zu stellen. Die Europäer waren weit von der Einsicht entfernt, dass Menschen und Kulturen von der ihren erheblich abweichen konnten, ohne dabei ihre Zivilisiertheit zu verlieren.

Zusätzlich zu Aspekten der äußeren Erscheinung erfolgte die Beurteilung der Franzosen durch die Indianer durchaus auch basierend auf anderen Tatsachen. So waren die Indianer angesichts ihrer eigenen Kultur nicht in der Lage, das französische (und somit natürlich auch das englische) Konzept von persönlichem Besitz zu begreifen:

They expected the French to have a better developed sense of kin-group belongings, of sharing of goods, of using the goods or utensils of others if there was urgent need to do so without the formalities of ownership intervening.<sup>414</sup>

---

<sup>412</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, S.444-445

<sup>413</sup> Cornelius JAENEN: *Friend and Foe*, S. 193.

<sup>414</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, S.441

Wie die Europäer hatten auch die Indianer kulturelle Vorannahmen und schlossen von ihren eigenen Werten und sozialen Normen auf die der Fremden. Das Nicht-Vorhandensein dieser Werte und Normen in der europäischen Kultur wurde mit Enttäuschung und Unverständnis aufgenommen, da die Vorstellung vom Allgemeinbesitz und der Notwendigkeit des Teilens unter Stammesmitgliedern eines der wichtigsten Merkmale in indianischen Gesellschaften war. Indianer, die bereits in Frankreich gewesen waren, berichteten ihren Stammesbrüdern von der Tatsache, dass es in Frankreich zahllose Bedürftige und Bettler gab, wie in den Berichten Sagards zu lesen war: “et pensaient que c’était à cause d’un manque de charité et nous en reprochaient beaucoup”<sup>415</sup>, womit sie Kritik an der französischen Kultur übten. Sie glaubten nicht blind den Behauptungen der Franzosen, Frankreich sei ungleich zivilisierter und reizvoller als der neue Kontinent. Wiederholt machten sie die Europäer auf Schwächen und Defizite ihrer Gesellschaftsordnung aufmerksam. Zu Recht fragten sie die Franzosen, die angeblich alles in ihrem Heimatland hatten, was sie in Amerika wollten, und blickten mit Verachtung auf die Unfähigkeit der Weißen, sich selbst mit Nahrung zu versorgen und sich den Lebensumständen anzupassen. Anthony Pagden hebt die Gefühle der Ureinwohner angesichts der Armut und der ungerechten Besitzverteilung hervor, deren sie in Frankreich ansichtig wurden, und fügt hinzu, dass es den Europäern schwerfiel, sich von den 'Wilden' kritisieren zu lassen:

To Frenchmen, who thought they had a well-disciplined society, rational order and civilized community, it came as quite a shock to be reproved by the aborigines, whom they often regarded as being devoid of ‘right reason’ and ‘right religion’, for their injustice, improvidence and inequality.<sup>416</sup>

Die Ureinwohner hatten kein Konzept von Privatbesitz, Gegenstände wurden bei Bedarf ausgeliehen oder weitergegeben, da das Wohl des Stammes an erster Stelle stand. Besitz war nicht dazu da, um sich zu bereichern, sondern um die eigene soziale Position zu etablieren und zu sichern. Großzügigkeit hatte einen hohen Stellenwert und wer viel besaß, teilte dies bereitwillig mit dem Stamm. Diese Einstellung widersprach europäischer Praxis, was zwangsläufig zu Missverständnissen und Kritik führen musste. Die Indianer waren vom Geiz der Europäer, die nach eigenen Aussagen alles besaßen, abgestoßen, und nahmen dies zum

---

<sup>415</sup> SAGARD: *Histoire du Canada*, S.241-242

<sup>416</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, S.456

Anlaß, Unzulänglichkeiten der europäischen Kultur anzuprangern.

Weitere Kritik bezog sich auf das französische Rechtssystem und die Regierung, welche in den Augen der Ureinwohner zu rigide, unflexibel, und autoritär waren und eine zu hohe Machtkonzentration an der Spitze zur Folge hatten: Ein Umstand, der mit den “demokratischen” Verhältnissen bei den Huronen und Irokesen nicht vereinbar war:

The rigidity, lack of flexibility, authoritarianism and excessive concentration of power at the top of administrative pyramids contrasted unfavourably with the democratic procedures in Huron and Iroquois cantons. In their leaders the Algonkians looked for such traits as emotional restraint, stoicism, practicality, personal resourcefulness, and bravery.<sup>417</sup>

Die Tatsache, dass die Europäer zu großen Teilen die Lebensweise der Indianer nachahmten, um überleben zu können, bestätigte letztere in ihrer Meinung, über die bessere Kultur zu verfügen:

The fact that the French tended on contact to learn their languages, to adopt to some degree their ways of living, travelling, hunting, and fighting, and to rely heavily on them for their economic and military success confirmed them in their belief that their way of life had advantages over the French life-style.<sup>418</sup>

Nachdem die Sichtweise der französischen Kultur von Seiten der Indianer im Allgemeinen untersucht worden ist, soll im folgenden spezifisch auf die Berichte Champlains und Cartiers eingegangen werden, um die subjektive Darstellung der indianischen Sichtweise in den Berichten beider Autoren zu demonstrieren.

Eine Wiedergabe der Stimme der Ureinwohner findet sich schon früh in den Berichten Cartiers. Anlässlich der Errichtung eines Kreuzes als Zeichen ihrer Inbesitznahme des Landes stiessen Cartier und seine Männer auf erste Zeichen des Protestes bei den Indianern. Dieser Protest wird von Cartier wie folgt beschrieben:

[...] pointing at the cross he [Häuptling Donnacona] made us a long harangue, making the sign of the cross with two of his fingers; and then he pointed to the

---

<sup>417</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, S.461

<sup>418</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, S.464

land all around about, as if he wished to say that all this region belonged to him, and that we ought not to have set up this cross without his permission.<sup>419</sup>

Die Sichtweise der Indianer scheint für Cartier an dieser Stelle klar erkennbar zu sein, selbst angesichts der durchgehend nonverbalen Kommunikationssituation. Cartier deutet die Gesten des Häuptlings vor seinem eigenen kulturellen Hintergrund und setzt sie in einen sprachlichen Rahmen, der ihm in dieser Situation angemessen erscheint. Die Indianer machten demnach bereits bei den ersten Begegnungen ihren eigenen Besitzanspruch auf das Land deutlich, welches die Franzosen ebenfalls bei den ersten Begegnungen bereits formell in Besitz nahmen. Die Tatsache, dass Cartier die Bemerkung des Häuptlings zwar wiedergibt, jedoch nicht darauf antwortet, illustriert, wie wenig Bedeutung der Idee beigemessen wurde, das Land könne in der Tat den Indianern gehören.

Dies wird auch in der Einleitung zur zweiten Reise Cartiers illustriert, in der er die Besitzansprüche des französischen Königs klar benennt: “this present booklet wherein is fully set forth everything worthy of note that we saw or that happened to us both in the course of the above voyage and also during our stays in those lands and territories of yours”.<sup>420</sup> Obwohl Cartier in seinen Berichten keine offizielle Inbesitznahme des Landes schildert, kann sowohl die Errichtung der Kreuze, als auch die Benennung von Buchten, Flüssen, Inseln und Bergen indirekt als Akt der Territorialisierung gedeutet werden. Wichtig an dieser Stelle ist die Tatsache, dass Cartier bereits im Laufe seiner ersten Kulturberührungen mit den Irokesen deren Meinung in seinen eigenen Worten wiedergab und interpretierte, sowie die Tatsache, dass sich aus seiner Interpretation der Stimme der Ureinwohner bereits eine erste Kritik am Verhalten der Europäer ablesen lässt. Ramsay Cook kommentiert hierzu im Vorwort zu Cartier:

Any ‘marks of admiration’ Cartier thought he detected were soon erased by a vigorous act of protest by native leaders. Cartier’s account of this reaction demonstrates that what was viewed as an arbitrary European intrusion into eastern North America was not passively accepted. The protest was led by the person Cartier identified as ‘the leader’ and ‘three of his sons and his brother’. Even the language barrier did not prevent Cartier from understanding – or thinking he understood – the meaning of the demonstration.<sup>421</sup>

---

<sup>419</sup> Ramsay COOK: *The Voyages of Jacques Cartier*, Toronto (1993), S.26

<sup>420</sup> Jacques CARTIER: *The voyages of Jacques Cartier*, S.38

<sup>421</sup> Jacques CARTIER: *The voyages of Jacques Cartier*, S.xxiv

Bemerkenswert ist, dass Cartier, obwohl die Bedeutung der Gesten des Häuptlings unmissverständlich gewesen zu sein scheint, nicht zu dessen Unmutsäußerung Stellung nimmt. Ein Grund hierfür könnte sein, dass den Franzosen an der Etablierung freundschaftlicher Verhältnisse zu jenem frühen Zeitpunkt noch nicht gelegen war, da sie Amerika vorerst nur als Hindernis auf ihrem Weg nach Asien ansahen und der Gedanke an permanente Niederlassungen vorerst nicht im Vordergrund stand.

Obwohl sich bereits in Cartiers Berichten nach der Ausbildung von Taignoagny und Domagaya zu Dolmetschern Beispiele für die Wiedergabe indianischer Reden finden, müssen diese mit extremer Vorsicht behandelt werden, da sie aufgrund des frühen Zeitpunktes der gegenseitigen Kontakte und Verständigungen notwendigerweise größtenteils als ungenau bzw. inkorrekt eingestuft werden müssen. Zwar konnte auch Cartier bereits auf seiner zweiten Fahrt zum St. Lorenz auf die Hilfe von seinen zwei indianischen Dolmetschern zurückgreifen, da diese jedoch Eingeborene waren und sich den Franzosen aufgrund ihrer Entführung nicht verbunden gefühlt haben dürften, ist die Korrektheit ihrer Übersetzungen stark anzuzweifeln. Dieses Problem wurde durch die Tatsache verschärft, dass eine lückenlose Kommunikation angesichts der Kürze der Kontakte unmöglich war, selbst wenn die Übersetzer loyal gewesen wären. Ramsay Cook merkt dazu an:

[...] it is important to realize that [...] the problem of language and communication is enormous. [...] on Cartier's first trip, [...] native speech was almost always described as a 'harangue' or a 'sermon'. Yet in his account of his contacts with the local inhabitants he confidently describes actions, motives, and relationships as though communication had been fairly straightforward.<sup>422</sup>

Cook versucht, die Sichtweise der Indianer bezüglich der Franzosen auf Cartiers frühen Reisen zu rekonstruieren:

Their [*The Voyages of Jacques Cartier*] pages record the St. Lawrence Iroquoians' discovery of France, a country of overdressed and often underfed people, where men grew hair on their faces and did women's work in the fields. Women in France were said to be sexually voracious, babies consigned to wet nurses, and children subjected to harsh discipline. Most families lived huddled together while a few idle men enjoyed extensive estates, hunting and fishing for sport. Theirs was

---

<sup>422</sup> Ramsay COOK: *The Voyages of Jacques Cartier*, Toronto (1993), S.XIX

a religion of churches, priests, and preachers warring over dogma. From French ports sailed creaking ships filled with self-confident adventurers and sharp traders who carried arms, ignorant of local customs. These suspicious, scheming intruders brought unknown illnesses, frightened native women, told lies, and shamelessly kidnapped even those who helped them. The French, Donnacona's people might have concluded, 'are wonderful thieves and steal everything they can carry off.'<sup>423</sup>

Cooks Rekonstruktion indianischer Wahrnehmung dürfte der Wahrheit relativ nahe kommen, wobei unklar ist, woher er seine Informationen hat. Sein Urteil illustriert jedoch, dass auch von Seiten der Ureinwohner eine ununterbrochene und detaillierte Wahrnehmung und Wertung der Europäer stattfand, deren genauer Inhalt sich aufgrund einer fehlenden schriftlichen Überlieferung jedoch zum größten Teil nur vermuten lässt. Trotzdem spielt die Sichtweise der Indianer eine wichtige Rolle bei der Lektüre der Reiseberichte, da die Auffassung der Europäer, die Ureinwohner würden sie mit uneingeschränkter Bewunderung und Verehrung betrachten, in eingeschränkter Form nur im frühen Stadium der Kontakte zutraf.

Die Stimme der Ureinwohner findet sich in Cartiers Berichten kaum in Form direkter Rede, im Gegensatz zu den anderen Autoren, die bereits ansatzweise dazu in der Lage waren, Ansprachen in ihrer Gesamtheit mehr oder minder zuverlässig zu verstehen und wiederzugeben. Eine dieser seltenen Stellen im Werk Cartiers findet sich bei der Beschreibung einer Teufelsmaskerade, die vom Stamm Donnaconas inzeniert wurde, um die Franzosen von der Weiterreise nach Hochelaga abzuhalten. Nach dem Auftauchen und der für die Franzosen unverständlichen Rede der 'Teufel' näherten sich die beiden indianischen Dolmetscher dem Schiff Cartiers und begannen ihre Deutung der Botschaft kurioserweise mit den Worten "Jesus! Jesus! Jesus!", sowie "Jesus! Maria! Jacques Cartier!"<sup>424</sup> Die Wahl dieser Ausrufe lässt Rückschlüsse auf die Natur der neuerworbenen Kenntnisse der Indianer über die Franzosen zu, da sie offenbar die Bedeutung religiöser Figuren erlernt hatten. Die Tatsache, dass sie Cartiers Namen in einem Atemzug mit Jesus und Maria nannten, lässt zwei Deutungen zu: Einerseits, dass sie seine Bedeutung mit der von religiösen Figuren gleichsetzen, oder andererseits, dass sie die volle Bedeutung der biblischen Namen und der damit verbundenen religiösen Vorstellungen noch nicht einschätzen konnten und Cartiers

---

<sup>423</sup> Ramsay COOK: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.XL-XLI

<sup>424</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.55-56

Namen arglos hinzufügten. Cartier gibt diese Begebenheit wieder, um die verfehlte Religionsauffassung der Indianer zu illustrieren, während er als der Überlegene dasteht.

Die Stimme der Indianer beschränkt sich innerhalb von Cartiers Berichten aus Gründen der Kommunikationsschwierigkeiten fast ausschließlich auf die Aussagen der indianischen Dolmetscher, welche zudem nur in indirekter Rede wiedergegeben werden.

Champlain bietet im Vergleich mit Cartier wesentlich extensiveres Material in seinen Aufzeichnungen, da sich die Kommunikationssituation zum Zeitpunkt seiner Fahrten bereits erheblich verbessert hatte und er nicht auf reine Spekulationen über den Inhalt indianischer Reden angewiesen war. Seine Berichte geben einen tieferen Einblick in das Denken der Indianer als die von Cartier. In *Des Sauvages* findet sich die Wiedergabe der Ansprache des Häuptlings Anadabijou, der seine Meinung über die Anwesenheit der Franzosen in Kanada kundtat. Champlain zufolge sagte er, er sei “fort aise que sadicte Majesté [le roi francais] peuplast leur terre, & fist la guerre à leurs ennemis”.<sup>425</sup> Ausgehend von dieser Bemerkung wird beim Leser der Eindruck erweckt, die Indianer seien über Ankunft der Franzosen in ihrem Land erfreut. Man muss allerdings berücksichtigen, dass der Häuptling mit seiner Aussage bereits die Vorteile einer Allianz mit Champlain kalkulierte, ein Wunsch, der von Seiten der Indianer durchaus existierte und daher wahrheitsgetreu überliefert sein könnte. Es kann also davon ausgegangen werden, dass die Freude über die Ankunft der Franzosen nur insofern der Wahrheit entsprach, als sie den erhofften Vorteilen einer Allianz galt, ein Wunsch, der sich der Deutung Champlains wahrscheinlich entzog.

Eine weitere Stelle, an der die Indianer angeblich Freude über Siedlungspläne der Franzosen zeigen, findet sich etwas später: “ils demonstrerent ester fort contents, disant qu’il ne leur pouvoit arriver plus grand bien que d’avoit nostre amitié: & desiroyent que l’on habitast leur terre, & vivre en paix avec leur ennemis”.<sup>426</sup> Diese Beteuerungen des Willkommenseins der Franzosen von Seiten der Indianer können auf zweierlei Umstände zurückgeführt werden: erstens als Reaktion auf die Handelswaren und die Überlegenheit der europäischen Waffen, oder zweitens als Ergebnis von Champlains Bemühungen, die Situation der jungen Kolonie in Bezug auf die Einstellung der Indianer als so positiv und vielversprechend wie möglich darzustellen. Für ersteres spricht der Umstand, dass die Indianer zum Zeitpunkt dieser

---

<sup>425</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.101

<sup>426</sup> H.P. BIGGAR: *The Works of Samuel de Champlain*, S.296

Gespräche noch keine feste Vorstellung von den Kolonisierungsabsichten der Franzosen hatten und diese daher noch nicht als Gefahr sahen. Sie hatten zu diesem Zeitpunkt lediglich die unmittelbar für sie aus dem Kontakt mit den Europäern erwachsenden Vorteile gegenüber ihren Feinden im Auge. Für letzteres spricht, dass Champlain es als notwendig erachtet, die Indianer als potentiell gute und friedliche Nachbarn darzustellen. Was genau bei der Begegnung gesagt wurde, was hinzugefügt oder in das Gesagte hineininterpretiert war, ist nicht zu sagen.

Des weiteren berichtet Champlain im Zuge seiner letzten Reise, dass die Algonquins, bei denen er vier Monate verbrachte, ihn dazu aufgefordert hätten, Frauen und Kinder aus Frankreich zu bringen, nachdem er ihnen vom Leben in Europa berichtet hatte, damit diese ihnen als Beispiel dienen und ihnen den Lebensstil und die Religion Frankreichs vorleben könnten, mit dem Ziel, ihre eigene Lebensweise ändern zu können.<sup>427</sup> Auch hier bleibt unklar, ob die Wiedergabe den Tatsachen entspricht, denn ein Interesse der Indianer am Zuzug französischer Frauen und Kinder scheint insofern unglaubwürdig, als sie die europäische Lebensweise und die christliche Religion auch am Beispiel der Männer allein hätten lernen können. Andererseits hätte die Ansiedlung von Frauen und Kindern den Siedlungscharakter deutlich verändert, da er von einer kriegerisch-aggressiven, von Männern geleiteten zu einer friedlich-kooperativen gemischten Kolonie geworden wäre, was durchaus die Absicht der Indianer gewesen sein könnte. Die Franzosen wären von einer permanenten Bedrohung zu einer friedlicheren Präsenz geworden, da Frauen und Kinder Landwirtschaft und Sesshaftigkeit bedeuteten. Champlain selbst merkt an, dass “leurs discours me semblaient d’un bon sens naturel, qui démontre le désir qu’ils ont de reconnaître Dieu.”<sup>428</sup> Seine Interpretation fokussiert hierbei interessanterweise ausschliesslich auf den religiösen Aspekt der angeblichen Bitte des Indianers.

An anderer Stelle bereitet die Wiedergabe eines angeblich stattgefundenen, fast mit der oben genannten Konversation identischen Gesprächs zwischen Champlain und Darontal, einem befreundeten Häuptling der Huronen, die im Jahre 1616 auf dem Weg beider Männer nach Quebec stattfand, dem Leser ähnliche Interpretationsprobleme. Der Häuptling soll Champlains Berichterstattung nach folgendes gesagt haben:

---

<sup>427</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France ...*, S.297

<sup>428</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France ...*, S.297

[...] he told me that before he died he wished to see all or at least many of his friends come to dwell with us, in order to learn to serve God, and to adopt our mode of life, which to him seemed supremely happy, as compared to that of his own people.<sup>429</sup>

Ob dies der Wahrheit entsprach, ob der Häuptling Champlain lediglich schmeicheln wollte, oder ob Champlain die Rede bewusst missinterpretierte oder veränderte, ist erneut schwer zu klären. Es scheint jedoch unwahrscheinlich, dass die Indianer ihre eigene Lebensweise und ihre Religion zugunsten des Christentums derart bereitwillig aufgeben wollten. Die Ansprache entspricht zudem Champlains Bemühungen, den Eindruck zu erwecken, die Indianer würden die Lebensweise der Europäer bereitwillig annehmen, um Siedler anlocken und seinem König einen positiven Bericht präsentieren zu können. Es scheint sich bei dieser Wiedergabe der Worte des Häuptlings also mit einiger Sicherheit eher um eine von Champlain vorgenommene Deutung als um eine wahrheitsgetreue Übersetzung zu handeln.

Die Perspektive der Indianer wird in den Berichten eines Missionars kurze Zeit nach Champlains Tod geschildert. Es handelt sich hierbei um einen Auszug aus den *Jesuit Relations*, die zwischen 1611 und 1673 von Jesuiten in Kanada verfasst wurden und deshalb als verlässlich gelten, weil die Jesuiten sich die jeweiligen Sprachen der Indianer aneigneten, um diese besser bekehren zu können. Morris Bishop zitiert aus den *Relations* wie folgt die Sicht eines Ureinwohners:

You tell us of your French houses. Why do men who are five or six feet high need houses sixty to eighty? Have you as much cleverness and ingenuity as we, who carry our houses with us, so that we may lodge wherever we please, independently of any seignior [sic]? [...] You tell us of the riches and abundance of France, a very paradise in comparison with our little hell. But we are much happier than you, for we are content with the little that we have. If France [...] is a terrestrial paradise, why did you leave it? [...] We shall hardly take the trouble to go to France, since its natives leave it every year to enrich themselves on our shores. We believe that you are much poorer than we, seeing that you glory in our old rags and in our miserable suits of beaver which can no longer be of any use to us [...]. We see also that all your people live [...] only upon cod which you catch among us. [...] Now tell me this one little thing [...]: which of the two is wiser and happier - he who labours without ceasing and only obtains, with great trouble, enough to live on, or he who rests in comfort and finds all that he needs in the pleasure of hunting and fishing? Learn now, my brother, once and for all, that there is no Indian who does not consider himself infinitely more happy and more powerful than the French.<sup>430</sup>

---

<sup>429</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S.237

<sup>430</sup> Morris BISHOP: *Champlain: The Life of Fortitude*, S.116-117

Das Erstaunliche hieran ist, dass die Jesuiten die Argumente der Indianer ungeschminkt wiedergeben. Sie tun dies nicht ohne Hintergedanken, weil sie implizit die Indianer als die besseren Menschen hinstellen, um somit Kritik an den Zuständigen in Frankreich üben zu können. Die Klarsicht der Ureinwohner ist in der Wiedergabe dieser Rede ebenso erstaunlich. Die Rede illustriert, dass die Indianer zu jenem Zeitpunkt durchaus kein verklärtes oder ehrfürchtiges Bild mehr von den Europäern hatten, sondern sich fragten, was genau der Grund ihrer Anwesenheit war, da sie ihren eigenen Angaben nach doch alles hatten. In den hier untersuchten Berichten gibt es nur wenige Kommentare dieser Art, es finden sich lediglich einige Beispiele dafür bei John Smith, wie noch gezeigt werden wird. Generell jedoch gilt für die frühen Berichte, dass die Stimme der Indianer in den meisten Fällen aus zwei Hauptgründen verfälscht wurde: Erstens aufgrund der Unfähigkeit, einander problemlos zu verstehen, und zweitens der Notwendigkeit, die Einstellung der Indianer gegenüber den Europäern als wohlgesonnen und positiv zu beschreiben. Offene Kritik am europäischen Lebensstil, wie man sie in obigem Zitat findet, sollte und durfte das Bild, das die Entdecker von Nordamerika entwarfen, nicht beeinflussen und schädigen.

Der Verlust ihrer Sonderstellung durch die Erkenntnis, dass die Europäer fehlbar und verwundbar waren, führte zu einer Änderung im Verhalten der Indianer, welche indirekt ihre Wahrnehmung der beidseitigen Machtpositionen widerspiegelt. Nach einem misslungenen Angriff auf die Irokesen auf Champlains sechster Reise im Jahre 1615 weigerten sich die Huronen auf dem Rückweg zu ihrem Lager, Champlain ein Kanu und einige Krieger zur Verfügung zu stellen, um zum Fort zurückkehren zu können – sie bedienten sich dabei Ausreden, die Champlain dazu zwangen, den Winter bei ihnen zu verbringen, da er den Rückweg alleine nicht wagte. An dieser Stelle wird deutlich, dass die Indianer die Franzosen nicht mehr als übermenschliche Wesen oder hochgestellte Persönlichkeiten ansahen, sondern als Alliierte, die bei Versagen oder nicht eingelösten Versprechen rasch an Prestige verloren und sich nach den Wünschen der Indianer zu richten hatten.

Die sich ändernde Einstellung der Ureinwohner gegenüber den Europäern wird zudem auf Champlains sechster Reise im Jahre 1615 in einer Ansprache Häuptlings Tessouäts deutlich:

Tessouät [...] dit; Qu'ils m'auoient tousiours recogneu plus affectioné en leur endroit, qu'aucun autre François qu'ils eussent veu. Que les preues qu'ils en auoient eues par le passé, leur facilitoient la croyance pour l'aduenir. De plus, que

ie monstrois bien estre leur amy, en ce que i'auois passé tant de hazards pour les venir voir, & pour les conuier à la guerre, & que toutes les choses les obligeoient à me vouloir du bien comme à leurs propres enfants. Que toutesfois l'anneé derniere ie leur auois manqué de promesse, & que 200 Sauuages estoient venus au sault, en intention de me trouuer, pour aller à la guerre, & me faire des presens; & ne m'ayans trouvé, furent fort attristez, coryans que ie fusse mort [...] aussi que les François qui estoient au sault ne les voulurent assister à leurs guerres, & qu'ils furent mal traittez par aucuns, de sorte qu'ils auoient resolu entr'eux de ne plus venir au sault, & (...) d'aller à la guerre seuls.<sup>431</sup>

Diese Ansprache ist ein geschicktes Taktieren: die Indianer nahmen die gebrochenen Versprechen Champlains zum Anlass, ihm seinen größten Wunsch, sie ins Landesinnere zu begleiten, zu verweigern. Indem sie ihre Entscheidung jedoch auf seine eigenen Fehler zurückführten, riskierten sie keine Gefährdung der Beziehungen mit den Franzosen, da ihr Vorgehen plausibel begründet wurde. Gleichzeitig hatten sie die Gefahr eines weiteren Vordringens Champlains ins Landesinnere unterbunden und ihn dazu verpflichtet, die Händler zur Ordnung zu rufen. Champlain hingegen übernimmt die Rede Tessoüats in seinen Bericht, um seinerseits die Unzuverlässigkeit und Hinterlist der Indianer darzustellen, die sich aus dem ihm gegebenen Versprechen lösen wollen, indem sie seine Abwesenheit im Vorjahr als Grund anführten: “Mon discours (seine Darlegung der Gründe für seine Abwesenheit) acheué, ils commencerent derechef à petuner, & à deuiser tout bas ensemble touchant mes propositions.”<sup>432</sup> Die Ureinwohner hatten sich zu diesem Zeitpunkt bereits eine Stimme verschafft und drangen auf die Einhaltung ihrer Rechte. Sie nutzten die verbesserten Verständigungsverhältnisse zu ihren Gunsten und verweigerten Champlain seinen Willen, ohne ihm dabei Grund zur Beschwerde zu geben. Diese Ansprache verdeutlicht das Geschick der Indianer bei Verhandlungen, sowie ihren veränderten Standpunkt gegenüber den Franzosen.

Dieselbe Art der offenen und vor allem kritischen Meinungsäußerung findet sich auch bei anderer Gelegenheit. Anlass war an dieser Stelle die Unterstützung, welche die Franzosen den Huronen im Kampf gegen die Irokesen gaben. Als die Irokesen Champlains und seiner Männer mit ihren Gewehren ansichtig wurden, zogen sie sich umgehend zurück und klagten über die Einmischung der Franzosen in ihre Kriege: “nous disans par forme de persuasion, que nous ne nous meslassions point en leurs combats, & que leurs ennemis auoient bien peu

---

<sup>431</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.198-199

<sup>432</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les voyages de la Nouvelle France*, S.198

de courage de nous requerir de les assister”.<sup>433</sup> Dieser Kommentar über das Eingreifen der Franzosen in Stammesangelegenheiten erstaunt, da er der einzige seiner Art ist. Besonders was die Kriegsführung betraf, war die Gegenwart der Franzosen wie auch der Engländer generell ein geschätzter Umstand, da sie die Überlegenheit über den jeweiligen Feind ermöglichte. Der Protest der Irokesen kann einerseits einfach als Versuch zu werten sein, frühere Verhältnisse wiederherzustellen und somit die Chance auf den eigenen Sieg zu erhöhen, oder aber sie stießen sich tatsächlich an der Anwesenheit der Europäer, da sie diese als eine Bedrohung für den Erhalt ihrer Traditionen empfanden. Champlain erwähnt diesen Vorfall zwar in seinen Aufzeichnungen, kommentiert ihn jedoch nicht weiter. Wahrscheinlich war er, wie alle Europäer, so sehr vom Vorteil seiner Gegenwart für die unzivilisierten Ureinwohner überzeugt, dass alle etwaigen Proteste seine Perspektive nicht erschüttern konnten.

Neben der soeben erwähnten Meinungsbildung und –äußerungen der Indianer darf nicht vergessen werden, dass diese im allgemeinen jedoch nach wie vor sehr um die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu den Franzosen bemüht waren, da letztere nach wie vor die militärisch Überlegenen sowie im Besitz erstrebenswerter Güter waren. Die Sorge der Ureinwohner um die Stabilität der gegenseitigen Beziehungen läßt sich in der folgenden Textstelle belegen. Als Champlain sich im Laufe einer Jagd, die er während seines erzwungenen Aufenthaltes bei den Huronen miterlebte, zu weit vom Rest des Stammes entfernte und sich verirrt, beschrieb er die Freude der Indianer anlässlich seiner Rückkehr zum Stamm nach einigen Tagen, wie folgt: “Ils me disoient: *Si tu ne fusses venu, & que nous n’eussions peu te trouver, nous ne serions plus allez aux François, de peur qu’ils ne nous eussent accusez de t’avoir fait mourir.*”<sup>434</sup> Hauptanlass zu ihrer Freude war also, dass sie einen Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen zu den Franzosen fürchteten, den das Verschwinden Champlains mit Sicherheit zur Folge gehabt hätte. Ihnen war bewusst, dass die Franzosen sie unverzüglich für den Tod Champlain verantwortlich gemacht und sich an ihnen gerächt hätten, was die Unausgeglichenheit der Machtbalance und das fehlende Vertrauen zueinander illustriert.

---

<sup>433</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.262

<sup>434</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages de la Nouvelle France*, S.269

Als Fazit kann über die indianische Wahrnehmung der Franzosen gesagt werden, dass sie diese sowohl als Personen, als auch als Vertreter ihrer Kultur bei weitem nicht kritiklos betrachteten: “In general, the Amerindians do not seem to have retained a favourable impression of the social organization of French life.”<sup>435</sup>

Wenden wir uns nun der Darstellung der Stimme der Ureinwohner in den Berichten der englischen Entdecker zu. Es stellt sich generell die Frage, warum die Indianer nicht von Anfang an aggressiver auf die Europäer reagierten und sie aus ihrem Land vertrieben. Die Antwort lautet in den meisten Fällen, dass die Indianer zum einen fasziniert von den neuen Menschen waren, und zum anderen, dass die Vorteile, welche die Europäer mit sich brachten, zunächst zu verlockend waren.

The Indian experience of colonialism was in many ways the mirror image of the English. Strong native leaders, looking at the pathetic early plantations, understood that the English were utterly dependent and therefore controllable. [...] The central question is, Why did American leadership allow the colonies to exist in the early years? [...] One answer to the question is that leaders such as Powhatan realized that having the colonists as neighbours could be useful [as they brought tools & trade].<sup>436</sup>

Karen Kupperman zufolge sahen die Indianer die Engländer zunächst “as supplicants rather than conquerors, doubtful and insecure rather than self-assured and dominant”<sup>437</sup>. Dieser Tatbestand schlägt sich allerdings nicht im Selbstbild der Engländer nieder, die sich selbst in der Rolle der Überlegenen sahen. Die Stimme der Ureinwohner ist grundsätzlich in allen Reiseberichten zu finden und beeinflusst den Diskurs der Autoren auch gegen deren Willen oder ohne deren Wissen. Indianische Sichtweisen drängen immer wieder an die Textoberfläche, auch gegen den Willen der Autoren, welche die Stimme der indianischen Gegenüber zu instrumentalisieren und für ihre eigenen Zwecke zu funktionalisieren versuchen.

In allen Fällen führte die Absicht europäischen Siedler, sich auf Dauer niederzulassen, jedoch früher oder später zu Konflikten und Gegenwehr der Indianer. Der Zeitpunkt hierzu erwies sich jedoch fast ausschließlich als schlecht gewählt, da die Europäer in den meisten Fällen

---

<sup>435</sup> Anthony PAGDEN: *Facing Each Other*, S.455

<sup>436</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off in Early America*, S.15

<sup>437</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off in Early America*, London (2000), S. 14

bereits in ausreichender Anzahl präsent waren, um Angriffe abzuwehren. Sie waren kein leichtes Ziel mehr, wie zu Beginn ihrer Anwesenheit in Nordamerika, da die Indianer zu lange mit ihrer Gegenwehr gezögert hatten.

Eine Theorie der Indianer über die Herkunft und die Absichten der Fremden erwähnt David Beers Quinn. Häuptlings Granganimeo gab 1584 seine Vorstellung über Captain Arthur Barlowe weiter:

They were men who had died but had been allowed to return for a short period to earth. They had supernatural instruments, such as guns and ships, at their disposal, but most alarming and significant was their capacity to spread disease from a distance. They would use these powers if opposed violently. Continued friendship, or a show of it, was essential.<sup>438</sup>

Quinn zufolge gibt es in Harriots Werk Hinweise darauf, dass dieses Bild von den Europäern propagiert wurde.<sup>439</sup> Bereits zu Beginn seines Berichtes wählt Harriot im Zusammenhang mit den Eingeborenen die Worte “they shall have cause both to feare and love us”, was der Interpretation Quinns nahekommt.<sup>440</sup> Zudem wurde das rätselhafte und fatale Auftauchen von Krankheiten von den Indianern für die Manifestation der Macht des europäischen Gottes gehalten und trug somit zum negativen Bild der Europäer bei. Harriot kommentiert:

Those that were immediately to come after us they imagined to be in the aire, yet invisible & without bodies, & that they by our intreaty & for the love of us did make the people to die in that fort as they did by shooting invisible bullets into them.<sup>441</sup>

Eine weitere allgemeine Auffassung von der Herkunft und Absicht der Europäer findet sich in Smiths *A True Relation*: “they [der Stamm der Hasinninga, der Champlain bei der Erkundung der Chesapeake Bay angegriffen hatte] heard we were a people come from under the world, to take their world from them”<sup>442</sup>. In beiden Fällen wurden die Europäer entgegen ihrer eigenen

---

<sup>438</sup> David B. QUINN: *Set Fair for Roanoke*, S.218

<sup>439</sup> David B. QUINN: *Set Fair for Roanoke*, S.218

<sup>440</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.24

<sup>441</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.29

<sup>442</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.131

Auffassung also nicht für gottgleiche Wesen, sondern eher für böse Geister aus der Unterwelt gehalten, die die Existenz der Indianer bedrohten.

Die Tatsache, dass die Europäer anscheinend weder Tote noch Kranke zu beklagen hatten und keine Frauen bei sich hatten, führte zu der Überzeugung, sie “were not borne of women, and therefore not mortall”<sup>443</sup> Die Werkzeuge und nautischen Instrumente der Europäer bestärkten die Ureinwohner in ihrer Meinung, die Fremden wären, wenn nicht selbst Götter, so doch mit den Göttern im Bunde: “manie other things that wee had, were so straunge unto them, and so farre exceeded their capacities to comprehend the reason and meanes how they should be made and done, that they thought they were rather the works of gods then of men, or at the leastwise they had bin given and taught us of the gods.”<sup>444</sup> Die Indianer prophezeiten “that there were more of our generation yet to come, to kill theirs and take their places”<sup>445</sup>, was sich schließlich auf tragische Weise bewahrheiten sollte. Angesichts solcher Vorahnungen kann man kaum Quinn zustimmen, demzufolge die Indianer die Engländer aufgefordert hätten, sich permanent mit ihren Frauen und Kindern niederzulassen. In Harriots Bericht finden sich keinerlei Textstellen, die diese Sichtweise belegen. Quinn liefert dennoch im Zusammenhang mit seiner Interpretation der Geschehnisse die Begründung für ein solches etwaiges Verhalten der Indianer:

Such a community would offer much less of a threat to the internal security of the tribe than a garrison of men alone, and would, if it developed, become a source of strength against the tribe’s enemies.<sup>446</sup>

Diese Ansicht stellt zwar die Vorteile einer festen Kolonie dar, lässt die überwiegend daraus resultierenden Nachteile jedoch unbeachtet. So sehr die Indianer auch an den Handelswaren der Europäer interessiert waren, so sehr wurde ihre Gegenwart auf dem nordamerikanischen Kontinent lediglich geduldet. Die Wahrscheinlichkeit des Wunsches von Seiten der Ureinwohner nach der Ankunft von noch mehr Fremden kann mit grosser Bestimmtheit ausgeschlossen werden.

Die Wiedergabe der Vorstellungen der Ureinwohner in den Berichten Harriots ist zwar ein interessanter Aspekt, da Harriot sowohl die Sprache der Indianer ansatzweise beherrschte, als

---

<sup>443</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.29

<sup>444</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.27

<sup>445</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.29

<sup>446</sup> David B. QUINN: *Set Fair for Roanoke*, S.216

auch ein wissenschaftliches Interesse an ihnen hatte, aufgrund der Kürze seines Berichtes sind die Beispiele für die Wiedergabe der Stimme der Ureinwohner jedoch stark begrenzt. Hinzu kommt, dass Harriot trotz seiner offenbar vorhandenen Sprachkenntnisse die Stimme der Indianer nie in ihrer direkten Form wiedergibt, sondern, wie bereits Cartier vor ihm, in indirekter Rede. Während dies bei Cartier mit der unzureichenden Kommunikationssituation und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit, das Gesagte zu transkribieren und zu deuten, zusammenhing, findet sich für Harriots Wahl der Darstellung keine offensichtliche Erklärung. Es steht zu vermuten, dass eine ausführliche Wiedergabe von Gesprächen für die detaillierte Version seines Berichtes geplant war und daher in der Kurzform unterschlagen wurde, und dass die Aufzeichnungen der Reden zusammen mit dem Grossteil seiner Notizen verloren gingen. In Harriots Berichten findet sich tatsächlich ein kurzer Hinweis zu diesem Thema: “It resteth I speake a word or two of the naturall inhabitants, their natures and maners, leaving large discourse thereof until time more convenient hereafter”.<sup>447</sup>

Smith gibt im Gegensatz dazu eine Fülle von Informationen über die Absichten und Einstellungen der Ureinwohner. Obwohl die Indianer zum Zeitpunkt der Anwesenheit Smiths bereits an den Anblick der Europäer gewöhnt waren, finden sich Stellen in Smiths Bericht, die darauf schließen lassen, dass die Ureinwohner sich uneingedenk dessen über die Herkunft der Fremden nicht ganz im klaren waren. Smith berichtet im Jahre 1608 von einem Hinterhalt und Angriff der Hasinninga auf sich und seine Männer bei der Auskundschaftung von Chesapeake Bay, sowie vom darauffolgenden Verhör eines gefangenen Kriegers:

We demanded why they came in that manner to betray us, that came to them in peace, and to seeke their loves; he [a Hasinninga Indian, whose tribe was part of Powhatan’s Empire] answered, they heard we were a people come from under the world, to take their world from them.<sup>448</sup>

Der Status und die Herkunft der Engländer waren zumindest für einige Stämme oder Individuen nach wie vor unklar, zeigten aber Spuren negativer Assoziationen. Warum sie dennoch zögerten, die Engländer im frühen Stadium der Kontakte anzugreifen, soll im folgenden erläutert werden.

---

<sup>447</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.24

<sup>448</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.131

Zu Beginn des Kapitels wurden bereits die Gründe für den Umstand genannt, dass die nordamerikanischen Ureinwohner die Anwesenheit der Europäer über lange Zeit hinweg tolerierten. Untersucht man den Bericht von Smith unter diesen spezifischen Gesichtspunkten, so finden sich Bestätigungen für die bereits genannten Gründe. Powhatan, Häuptling der gesamten Region um Jamestown und Smiths Hauptverhandlungspartner, griff Jamestown nicht sofort an. Seine Motive hierfür beruhten, wie heute vermutet wird, nicht etwa auf Angst vor der militärischen Überlegenheit der Engländer, sondern erstens auf Neugier über die Fremden, zweitens auf der Frage, ob nach einem Angriff auf das Fort immer neue Schiffe über das Meer kommen würden, und drittens auf der Tatsache, dass einige der tributzahlenden Häuptlinge in Powhatans Machtbereich einen Krieg mit den Engländern für eine Rebellion ausgenutzt hätten. Auch die nicht zu bestreitenden Vorteile, welche die Waffen und Handelsgüter der Europäer mit sich brachten, spielten eine Rolle und beeinflussten die Zurückhaltung Powhatans gegenüber den Fremden: Sie stärkten seine Machtposition und gaben ihm eine um das Vielfache verbesserte Chance, gegen seine indianischen Feinde vorzugehen.<sup>449</sup> Diese Toleranz gegenüber den Engländern bedeutete jedoch nicht, dass ihre Anwesenheit kommentarlos akzeptiert wurde. So fragte Powhatan John Smith während dessen Gefangenschaft bei seinem Stamm im Jahre 1607 direkt nach den Gründen für seine Anwesenheit in seinem Land. Smith, der eine negative Reaktion auf die Ankündigung einer Niederlassung fürchtete, griff zu einer Notlüge und erzählte dem Häuptling, er und seine Männer seien vor den Spaniern geflohen, und müssten zunächst ihre Schiffe reparieren, bevor sie sein Land verlassen könnten. Zudem würden sie einen Wasserlauf suchen, von dem sie gehört hätten (es handelte sich hierbei natürlich um die immer noch erhoffte Pazifikpassage). Hinzu kam, dass einer von Smiths Männern von Indianern getötet worden sei und er, Smith, müsse diesen Vorfall zunächst rächen, bevor an eine Abfahrt zu denken sei. Während Powhatan die ersten beiden Gründe respektierte, wies er Smith umgehend darauf hin, dass "it was his country and his right to administer punishment."<sup>450</sup> Er machte somit seine Position deutlich und verwies den Engländer auf seinen Platz als Gast und Besucher. Was den Wasserlauf betreffe, sagte er, so existiere dieser zwar, führe aber durch das Land von Kannibalen und wilden Kriegeren. Er fragte sodann, ob Smiths Vorgesetzter Newport wiederkehren werde; Smith beruhigte ihn mit den Worten, dieser werde zwar zurückkehren,

---

<sup>449</sup> Lauran PAINE: *Captain John Smith and the Jamestown Story*, London (1973), S.109-110

<sup>450</sup> Lauran PAINE: *Captain John Smith and the Jamestown Story*, S.110

aber nur, um ihn, Smith, abzuholen. Die Unterhaltung war Teil eines vorsichtigen Ausfragens und Taktierens auf beiden Seiten, vor allem aber lag es an Smith, sich zu behaupten und seine Pläne für die Zukunft offenzulegen: “Despite the easy atmosphere, this gathering amounted to a court of judgement not only for John Smith but also for Jamestown.”<sup>451</sup> Mit seiner Wiedergabe der Stimme Powhatans gibt Smith die Meinung der ansässigen Indianer über das Eindringen der Fremden wieder. Seine Aufzeichnungen lassen Rückschlüsse auf Spekulationen und Kalkulationen von Seiten der Indianer über die Europäer und ihre Motive zu und illustrieren die Ansicht der Ureinwohner, die Engländer als Eindringlinge zu betrachten und ihre eigene Vormachtstellung und Herrschaft über das Land klarzustellen. Smith muss sich dieser Tatsache bewusst gewesen sein, da er in seinen Antworten und Erklärungen die Gründe für seine Anwesenheit verharmloste und generell als temporär darstellte, obwohl seine Pläne die Gründung einer Kolonie vorsahen. Er wusste um die prekäre Machtbalance und machte keinen Versuch, dem Häuptling seinen Herrschaftsanspruch abzusprechen.

Ein weiteres Beispiel für das Selbstbewusstsein Powhatans und sein Beharren auf seiner Rolle als Herrscher des Landes war seine Reaktion auf die von Smith und Newport vorbereitete Krönungszeremonie im Jahre 1608. Die Krönung sollte sowohl der Etablierung guter Beziehungen als auch einer Signalisierung der Unterwerfung Powhatans unter die englische Krone dienen. Die Engländer waren auf die Unterstützung der Powhatan unterstellten Stämme angewiesen, wenn das Überleben der jungen Kolonie gesichert sein sollte. Powhatans Sichtweise unterschied sich jedoch deutlich von der englischen, und sein Verhalten dürfte für Smith und Newport unerwartet gewesen sein. Als Smith ihm von der bevorstehenden Krönung berichtete und ihn aufforderte, zu dieser Gelegenheit ins Fort nach Jamestown zu kommen, antwortete der Häuptling: “If your King has sent me Presents, I also am a King, and this is my land: eight dayes I will stay to receive them. Your Father [Newport] is to come to me, not I to him”.<sup>452</sup> An dieser Stelle zeigt sich, dass sich Powhatan in keiner Weise den Europäern unterlegen fühlte, sondern im Gegenteil auf seinen Status und seinen Herrschaftsanspruch hinwies und den Engländern seinen Willen zu diktieren versuchte. Powhatan sah sich in seiner Stellung als Häuptling dem englischen König und seinen Vertretern vor Ort gegenüber als absolut gleichwertig und, da der Häuptling der Fremden *ihm*

---

<sup>451</sup> Laurant PAINE: *Captain John Smith and the Jamestown Story*, S.110-111

<sup>452</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.141-142

Geschenke machen wollte, war es dessen Aufgabe, zu Powhatan zu kommen und ihm seine Aufwartung zu machen. Diese Sichtweise ist erstaunlich in ihrer Vieldeutigkeit: Die Indianer sahen die Europäer zu diesem Zeitpunkt bereits lediglich als Handelspartner und Verbündete, jedoch nicht mehr als übernatürliche Wesen und betrachteten sie als Besucher im eigenen Land. Sie respektierten die Engländer zwar, sahen sich aber als ebenbürtig und machten dies in verschiedenen Ansprachen deutlich. Smith war sich dieser Wendung der Dinge wohl bewusst, wie folgende Bemerkung zeigt: “wee had his favour much better onely for a playne peece of Copper, till this stately kinde of solliciting, made him so much overvalue himselfe, that he respected us as much as nothing at all.”<sup>453</sup> Er vermutete, dass die reichen Geschenke den Sinneswandel herbeigeführt und zu einem Respektverlust von Seiten der Indianer geführt hätten, was auf seiner Überzeugung basierte, dass die Indianer nur durch eine Mischung aus Angst und Respekt unter Kontrolle gehalten werden konnten. Das Verhalten Powhatans erschien ihm zu selbstbewusst und daher unangebracht für einen Wilden; Obwohl er der Häuptling eines enormen Gebietes war und über erhebliche Macht verfügte, schien der Gedanke, sich mit dem englischen König auf eine Stufe stellen zu wollen, Smith als lächerlich. Für ihn waren und sollten die Indianer den Europäern unterlegen sein. Der Gedanke, sie als gleichberechtigte Menschen zu behandeln, lag ihm fern.

Das Verhalten der Indianer in den Monaten nach der Krönungszeremonie 1608 gibt weitere Aufschlüsse über ihre Sichtweise der Situation: Powhatan wusste, dass die Engländer auf die Vorräte seines Stammes angewiesen waren, um den Winter zu überleben. So nutzte er diesen Umstand aus, um sowohl den Maispreis zu diktieren als auch Waffen im Austausch erhalten zu können: “[...] the King [Powhatan] [...] asking for our Commodities, but none he liked without gunnes and swords, valuing a Basket of Corne more precious than a Basket of Copper; saying he could rate his Corne, but not the Copper.”<sup>454</sup> Dies erlaubt einmal mehr einen Einblick in die Einstellung der Indianer: Sie wussten um ihren Vorteil und nutzten diesen aus, um an die für sie so wichtigen Waffen zu gelangen, welche die Engländer ihnen aus Furcht vor einem Angriff nicht geben wollten. Smith war sich der Taktik Powhatans wohl bewusst und versuchte, aus seiner Unterlegenheit das Beste zu machen. Powhatan erklärte, den Engländern zwar gerne helfen zu wollen, um seinen guten Willen zu zeigen, er bezweifle jedoch ihre Absicht, nur temporär bleiben zu wollen: “some doubt I have of your comming

---

<sup>453</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.138-139

<sup>454</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.156

hither, that makes me not so kindly seeke to relieve you as I would: for many doe informe me, your comming hither is not for trade, but to invade my people, and possesse my Country.”<sup>455</sup>

Powhatan bewies mit den hier geäußerten Befürchtungen, daß er die Situation exakt erfasste und die Absichten der Europäer sehr gut durchschaute. Er hatte im Laufe des Kulturkontaktes gelernt, den Europäern nicht zu vertrauen und sich nicht durch die Handelswaren und Waffen davon ablenken zu lassen, die Hintergründe der Anwesenheit seiner Handelspartner zu hinterfragen. Zudem lassen seine Ausführungen darauf schließen, dass die Ureinwohner die permanente Anwesenheit der Siedler keineswegs für wünschenswert hielten. Der Äußerung von Powhatans Sorgen folgt eine der Schlüsselszenen in Smiths Bericht, in der beide Seiten sich auf ihre gegenseitige Abhängigkeit hinwiesen, während sie Möglichkeiten von Krieg oder Frieden zwischen beiden Völkern sowie deren Auswirkungen debattierten. Powhatans Ansprache beginnt wie folgt:

I know the difference of Peace and Warre better than any in my Country. [...] this bruit from Nandsamund, that you are come to destroy my Country, so much affrighteth all my people as they dare not visit you. What will it availe you to take that by force you may quickly have by love, or to destroy them that provide you food. What can you get by warre, when we can hide our provisions and fly to the woods? Whereby you must famish by wronging us your friends. And why are you thus jealous of our loves seeing us unarmed [...] and are willing still to feede you, with that you cannot get but by our labours? Thinke you that I am so simple, not to know it is better to eat good meate, lye well, and sleepe quietly [...] have copper hatchets, or what I want being your friend: then be forced to flie from all, to lie cold in the woods, [...] and be hunted by you [...].<sup>456</sup>

Der Häuptling erwähnte zwar die Abhängigkeit, in der sich die Engländer von den Indianern befanden, bot Smith aber gleich darauf an, seine Vorräte mit ihm zu teilen, da ihm an Krieg nicht gelegen war. Gleichzeitig wollte er Smith zu verstehen geben, dass es nicht in dessen Interesse liegen sollte, sich das Land gewaltsam anzueignen, da das Überleben seiner Kolonie von der Kooperation der örtlichen Stämme abhing und sich Powhatans Untertanen bei einer feindlichen Annäherung von Seiten der Engländer in die Wälder zurückziehen würden. Der Zweck seiner Ausführungen ist klar: Die Indianer fürchteten eine Landübernahme von Seiten der Engländer, hatten aber nicht die Möglichkeiten, diese militärisch zu vertreiben. Ihre einzige Waffe im Umgang mit den Fremden war die Nahrungsbeschaffung, in der die Engländer auch nach Jahren noch von ihnen abhängig waren. Powhatans Rede war der

---

<sup>455</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.157

Versuch, ein freundschaftliches Auskommen miteinander auszuhandeln, und er schreckte nicht davor zurück, Smith damit zu drohen, ihn und seine Männer im Zweifelsfalle auszuhungern.

Smith antwortete seinerseits mit einer Rede, in der er zwar erst seine freundschaftlichen Absichten beteuerte, nur um danach alle Vorteile, die er auf seiner Seite hatte, aufzuzählen, um den Indianern bewusst zu machen, dass diese sich in einer schwächeren Position befänden:

And I thinke your judgement sufficient to conceive, [...] the advantage we have (by our Armes) of yours [...] for your riches we have no use: as for hiding your provision [...] we shall not so unadvisedly starve as you conclude, [...] for we have a rule to finde beyond your knowledge.<sup>457</sup>

Smiths Absicht war es, Powhatans Argumente zu entkräften, um die eigene Machtposition zu stärken.

John Smith also makes it clear that the Indians understood how dependent the colonists were. He recorded a “discourse of peace and warre” that Powhatan made to him. In it Powhatan warns Smith that war will be beneficial to neither Indians nor colonists. If pressed too hard, the Indians will flee the area. [...] If this should happen, “ you must famish by wronging us your friends. ” The Indians will have a less comfortable life, but the colonists will “ famish. ”<sup>458</sup>

Er versuchte dem Häuptling zu vermitteln, dass die Engländer in keiner Weise auf ihn und seinen Stamm angewiesen waren und dass die guten Beziehungen einzig und alleine von ihnen abhängen und diktiert werden konnten. Der Austausch der Reden ist ein verbales Ringen um die Machtposition, bei dem beide Seiten die jeweils andere mit ihren Vorteilen beeindrucken und in Schach halten wollten. Smiths Position mag zwar auf den ersten Blick als die stärkere erscheinen, die Indianer ließen sich jedoch nicht von seinen Unabhängigkeitsbeteuerungen in die Irre leiten, wie einige Tage später in einer Ansprache Powhatans an Smith deutlich wird:

We perceive and well know you intend to destroy us, that are here to intreat and desire your friendship [...] otherwise you will have the worse by our absence; for we can plant any where [...] and we know you cannot live if you want our harvest

---

<sup>456</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.158

<sup>457</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.159

<sup>458</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.173

[...]. If you promise us peace, we will beleeve you; if you proceed in revenge we will abandon the Country.<sup>459</sup>

Diesmal war die Wortwahl bereits drohend; Ob diese Drohung real war oder ob Smith sie nur als Drohung empfand, ist unklar. Letzteres liegt durchaus im Bereich des Möglichen, da die Engländer sich zu jeder Zeit ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit bewusst waren und die Indianer durchaus die Mittel dazu besaßen, ihr Überleben zu bedrohen. Der in Kapitel 5.1.1. dargestellte Einfluss von negativen Gefühlen auf Wahrnehmung und Kommunikation bestätigt diese Möglichkeit und rückt sie in den Bereich des Wahrscheinlichen.

Powhatans Politik gegenüber den Engländern war, wie die Wiedergabe seiner Reden beweist, zweischneidig:

Force and fear would play key roles in the drama of contact, but so would economic necessity, social compromise and political accommodation. Powhatan's policy toward the intruders was double-edged. On the one hand, he had as best he could to limit their land acquisitions, constrict their military movements, [...]. On the other hand, he needed to cultivate their friendship in order to maintain a steady supply of desirable trade goods and to secure their armed services against his traditional enemies [...]. This meant that enough Englishmen would have to be kept alive to ensure the continued arrival of the company ships but not enough to overrun his lands and seduce his subjects. The result was a policy that vacillated between killing and kindness.<sup>460</sup>

Im Gegensatz zum Standpunkt Powhatans, der den Engländern ihre Stellung als geduldete Besucher zu verstehen gab, finden sich in Smiths Aufzeichnungen, wie bereits in den anderen Berichten, deutliche Hinweise auf die Bereitwilligkeit einiger Stämme, eine permanente Niederlassung im Austausch gegen militärische Unterstützung zu ermutigen. Während seines Aufenthaltes bei den Sasquesahannocks erklärten diese im Rahmen einer Zeremonie Smith angeblich zu ihrem "Governour and Protector, promising their aydes, victualls, or what they had his, if he would stay with them, to defend and revenge them of the Massawomeks."<sup>461</sup> Die Bitte um Hilfe im Krieg gegen ihre Feinde ist mehr als nur wahrscheinlich, da der größte Nutzen der Europäer für die Indianer in der Unterstützung gegen ihre indianischen Feinde lag. Ob die Sasquesahannocks Smith aber notwendigerweise zu ihrem Häuptling erklärten und ihm ihre gesamten Vorräte anboten, ist fraglich. Die Verständigung fand bei diesem Kontakt

---

<sup>459</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.177-178

<sup>460</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.241

<sup>461</sup> John SMITH: *The Historie of Virginia*, S.126-127

über einen Dolmetscher statt, da Smiths bisheriger Dolmetscher den Dialekt der Sasquesahannocks nicht verstand, das heisst, es waren zwei Dolmetscher zugegen und Smith erhielt seine Informationen quasi aus dritter Hand. Dass im Verlauf dreier Sprecher und dreier Übersetzungen der Sinn der Ansprache zumindest leicht verfälscht wurde, ist mehr als wahrscheinlich, zumal nicht alle Worte direkt übersetzt werden konnten, da viele inhaltliche Konzepte wie zum Beispiel Herrschaftsstrukturen und Sitten unbekannt waren und daher nur ungefähr oder durch nicht sehr korrekte Vergleiche übersetzt werden konnten. Smith berichtet wahrscheinlich wahrheitsgetreu, was ihm sein Übersetzer mitteilt, ob dies jedoch der Stimme der Ureinwohner entsprach, ist stark anzuzweifeln.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Stimme der Ureinwohner lediglich in zweien der untersuchten Berichte in direkter Form wiedergegeben wird, nämlich bei Champlain und Smith. Cartier und Harriot berichten lediglich in der indirekten Form von den Ansprachen und Meinungen der Indianer, wobei die Berichterstattung Cartiers aufgrund der rudimentären Basis einer Kommunikation, die anfangs ausschliesslich aus Gesten und Kohleskizzen bestand, mit grosser Vorsicht zu behandeln ist. Trotz dieser Hindernisse auf dem Wege zur Interpretation der Stimme der Ureinwohner in den Berichten der Franzosen und Engländer können durchaus einige generelle Schlussfolgerungen gezogen werden. James Axtell fasst die Situation und die Sichtweise der Ureinwohner wie folgt zusammen: "The Indians were prepared to treat with extraordinary "persons" whose physical manifestations might be very different from, but certainly not inferior to, their own."<sup>462</sup> Die indianische Selbstwahrnehmung als den Europäern Gleichgestellte findet sich immer wieder in den verschiedenen Reiseberichten. Sie erfüllte in erster Linie den Zweck, den Autoren eine Gelegenheit zur Selbstdarstellung zu geben. So wollten die Jesuiten beispielsweise die Bekehrbarkeit der Indianer hervorheben, während Smith sich als kompetenten Kolonisator und geborenen Führer präsentieren wollte.

Das von jeher prekäre Machtverhältnis zwischen beiden Gruppen veränderte sich zunehmend zum Nachteil der Indianer und führte letztendlich zum Scheitern friedlicher Beziehungen. Im Laufe dieses Prozesses änderte sich nicht zuletzt auch das Bild der Indianer von den Europäern:

---

<sup>462</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.20

[...] the fragile balance of power [...] inexorably tipped against the natives. [...] Another casualty of these increasingly tragic encounters was the earliest image each side held of the "other". [...] In Indian eyes, the strangers in their midst devolved fairly quickly from beneficent "gods" dropped from "the heavens", to dangerously powerful "spirits" or shamans, and finally to all-too-human or even sub-human "enemies" who deserved to be killed before they did irreparable harm.<sup>463</sup>

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die indianische Sichtweise der französischen und somit auch der englischen Kultur sowie der Kolonisten mit fortschreitender Zeit nicht, wie von den Europäern vorausgesetzt, restlos positiv war und nachahmenswert erschien, sondern dass im Gegenteil die Indianer ihre eigene Gesellschaftsordnung als der europäischen weit überlegen ansahen und damit keinerlei Anlass hatten, die fremde Kultur in ihrer Gesamtheit zu kopieren oder zu übernehmen, da sie die Anwesenheit der Europäer nur begrenzt als wünschenswert und vorteilhaft ansahen. Die Europäer übernahmen mehr aus der indianischen Kultur als umgekehrt, obwohl sie nie aufhörten, ihre eigene Lebensweise als die überlegene anzusehen und die in vielen Bereichen überlegene Lebensweise der Indianer zu ignorieren. In den frühen Reiseberichten wird die Kritik der Indianer zwar an diversen Stellen wiedergegeben, sie führte aber nie zu einer Selbstreflexion bei den Europäern, sondern wurde als die Meinung von Menschen gesehen, welche sich aufgrund ihrer langsamen Entwicklungsgeschichte zwangsläufig im Irrtum befinden mussten. So aufschlussreich die Stimme der Ureinwohner heute auch sein mag, den Entdeckern und Kolonisten diente sie lediglich zur Zementierung des Selbstbildes und der Propagierung der eigenen Interessen.

---

<sup>463</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.45

## 8. Vergleich zwischen Franzosen und Engländern

In diesem Kapitel soll abschliessend ein Vergleich zwischen der Einstellung und Vorgehensweise sowohl der Franzosen als auch der Engländer gegenüber den Ureinwohnern und der Kolonisation des nordamerikanischen Kontinents angestellt werden, um die Frage nach kulturell und zeitlich bedingten Unterschieden zu klären. Zunächst soll die Frage nach dem Stellenwert und der Vorgehensweise der Konvertierung der Eingeborenen untersucht werden. Im Gegensatz zu anderen europäischen Mächten, insbesondere den Spaniern, welche die Christianisierung, wenn nötig, mit Gewalt vorantrieben, nahmen die Franzosen eine Ausnahmestellung ein: “Never did the French, in their efforts to convert the natives of Canada, think of measures other than free persuasion”.<sup>464</sup> Quinn fügt hinzu: “[...] they accepted Indian society as it was, studied it, traded with the Indians, fought with and alongside them, and were generally regarded by them as white invaders who might be tolerated for the goods they brought .”<sup>465</sup>

Diese Behauptung kann in dieser Form nicht unkommentiert bleiben, da die Konvertierung der Eingeborenen zum christlichen Glauben im Zuge der Kolonisation eines der obersten Ziele der französischen Seefahrer war. Die Christianisierung wurde zwar nicht vehement vorangetrieben, war aber fester Teil der geplanten Vorgehensweise bei der Kolonisation. Uneingedenk dieser Tatsache kann den Franzosen bei dem Vorantreiben der Konvertierung jedoch ein gewaltloser Ansatz zugute gehalten werden.

Im Gegensatz zu den Engländern, die sich den Eingeborenen ausschließlich mit dem Selbstbild der Überlegenen näherten, vollzog sich die Annäherung durch die Franzosen, wie bereits bei der Konvertierung, auf anderer Basis: “[...] the French could assume a brotherhood with the natives which English aloofness often found difficult”<sup>466</sup> Obwohl auch die Franzosen die Ureinwohner generell für zivilisatorisch unterlegen hielten, waren sie doch bereit, in ihnen gleichberechtigte Menschen zu sehen, was das Zusammenleben stark vereinfachte und begünstigte:

---

<sup>464</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S.139

<sup>465</sup> D.B. QUINN: *Set Fair For Roanoke*, S.209

<sup>466</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S.158

«When any [Indians] came to us, they sat at table eating and drinking as we did; and we took pleasure in seeing them, as contrariwise [sic.] their absence was irksome to us.» It is a pretty picture, of the good fellowship of Frenchman and savage. Here was inaugurated a policy that Champlain and all the French rulers in Canada were to follow. The French have never taken kindly to the racialism of other colonial powers. They respected the Indian's dignity and admired his hardihood; often they liked him as an individual. [...] many found the Indian's way of life more agreeable than that of the underling in a harsh civilization.<sup>467</sup>

George Wrong fasst den Ruf der Franzosen unter der Führung Champlains bei den Indianern folgendermaßen zusammen: “[...] among the peoples whom France had reached in the east and in the south, the word Christian meant Frenchmen”.<sup>468</sup> Dieser Umstand hatte sich offenbar aus der Tatsache ergeben, dass die Franzosen im Umgang mit den Ureinwohnern von sich selbst immer in erster Linie als Christen sprachen, da ihnen diese Art der Abgrenzung gegen die ‘Wilden’ als die passendste erschien.<sup>469</sup> Die Indianer übernahmen diese Bezeichnung anscheinend bis hin zur völligen Überlagerung beider Begriffe, was wiederum Zweifel an ihrem Verständnis der christlichen Religion aufwirft. Wenn sie die Bezeichnung ‘Christen’ lediglich als Synonym für ‘Franzosen’ und somit losgelöst vom religiösen Hintergrund des Wortes benutzten, würde dies gleichzeitig ihren ungebrochenen Widerwillen gegen die Konvertierung erklären, da sie keinerlei Ambitionen hatten, zu Franzosen und somit zu Christen zu werden. Das Beharren der Franzosen auf einer religiös definierten Abgrenzung von den Indianern hatte also dazu geführt, dass sie nicht mehr nur im Rahmen ihrer Nationalität, sondern auch im Rahmen ihrer Religion wahrgenommen und bezeichnet wurden.

Trotz ihres relativ guten Verhältnisses zu den Indianern im Gegensatz zu anderen an der Erschließung Amerikas beteiligten Nationen waren auch die Pläne der Franzosen unter Cartier bezüglich der Gründung einer Kolonie letztendlich zum Scheitern verurteilt. Die Gründe hierfür gibt Gilmore an:

De Thous's [Französischer Historiker, Autor der *Histoire de son temps* aus dem Jahre 1604, in dem er die Reisen der Franzosen in die Neue Welt kommentiert] perception of the difficulties of Christianising the Indians and his emphasis on the

---

<sup>467</sup> Morris BISHOP: *Champlain: The Life of Fortitude*, S.110

<sup>468</sup> George M. WRONG: *The Rise and Fall of New France*, S.170

<sup>469</sup> “ils avaient sollicité tous les Sauvages sur le bord de la rivière, de venir à nous, pour faire alliance avec nous, & qu'ils n'avaient jamais veu de Chrestiens” und “la plus grand part qui n'avaient jamais veu de Chrestiens” in: Samuel de CHAMPLAIN: *Les Voyages du Sieur de Champlain*, S.135 und S.173

severity of the climate may well reflect a general attitude among the French which, in addition to the religious wars and the insufficient support of the monarchy, helps to explain the failure of French colonization up to that time.<sup>470</sup>

Der Grundstein zu diesem Scheitern wurde bereits mit der Ankunft Cartiers in Kanada gelegt, da er die gegenseitigen Beziehungen irreparabel beschädigte. Dieser Umstand, sowie die Tatsache dass die Eingeborenen sich gegen eine permanente Niederlassung der Franzosen vehement wehrten, führten letztendlich zumindest für Cartier zum Scheitern der französischen Kolonie.

Untersucht man die jeweiligen Merkmale der Kolonisation Nordamerikas durch Frankreich und England unter dem Gesichtspunkt der jeweiligen Zeit, so ergeben sich aus diesem für beide europäischen Nationen sowohl Vor- als auch Nachteile. Ein Nachteil, dem sich die Franzosen im Gegensatz zu den Engländern ausgesetzt sahen, war der, dass sie erstens als Vorreiter der ausführlichen Erforschung Nordamerikas fast keine Vorgänger hatten, an deren Erfahrungen oder Vorarbeit im Umgang mit den Indianern sie sich hätten orientieren können. Dies bedeutet, dass ihnen alles unbekannt war, was ihre übertrieben scheinende Angst und ihr Misstrauen gegenüber den Eingeborenen erklären könnte. Zweitens waren sie noch nicht vorrangig an guten Beziehungen mit den Ureinwohnern interessiert, weil das Potential des nordamerikanischen Kontinents zum Zeitpunkt von Cartiers Reisen noch nicht oder erst unvollständig erkannt worden war. Sie waren zu sehr um ihre eigene Sicherheit und um den Erfolg ihrer Suche nach Asien bemüht, als dass sie den gegenseitigen Beziehungen mit den Indianern vorerst viel Interesse beimaßen. Dies hatte zur Folge, dass die Beziehungen zum Zeitpunkt von Champlains Bemühungen bereits zu sehr von negativen Ereignissen und Emotionen beeinflusst wurden, als dass man sie mühelos hätte verbessern können. Die Engländer befanden sich im Gegensatz dazu in einer weitaus besseren Position. Da sie erst mehrere Jahrzehnte nach den Franzosen in Kanada eintrafen, hatten sie sich bereits ein Basiswissen über das, was sie erwarten konnten, aneignen können. Sie verfügten zudem bereits über, wenn auch rudimentäre, Sprachkenntnisse, was die Kontaktaufnahme mit den Ureinwohnern wahrscheinlich erleichterte und half, einige Missverständnisse zu vermeiden. Einer der Nachteile, mit denen sich die Engländer konfrontiert sahen, war der Umstand, dass

---

<sup>470</sup> Myron P. GILMORE: "The New World in French and English Historians of the Sixteenth Century", in: Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, Vol.2, S.524

die Sichtweise der Indianer in bezug auf die Europäer sich zum Zeitpunkt ihrer Ankunft in Nordamerika bereits stark zum Negativen hin verändert hatte und von der anfänglichen Euphorie der Eingeborenen deutlich weniger zu spüren war.

In bezug auf die jeweiligen Kolonisierungsmethoden beider Nationen können folgende Beobachtungen gemacht werden. Der allgemeine Ablauf der Kolonisation durch die Engländer unterschied sich nicht wesentlich von dem der Franzosen, da beide Nationen im Vergleich zu den beiden anderen großen Seemächten Europas, Spanien und Portugal, mit Verzögerung in Amerika eintrafen und da das Interesse der jeweiligen Monarchen nicht sehr beständig war. Die Besiedlung Nordamerikas verlief, zumindest in der Anfangsphase, eher zögernd und stockend. Nach Cabot, der Neufundland im Jahre 1497 erreichte, vergingen 70 Jahre, ehe Humphrey Gilbert und Martin Frobisher weitere Fahrten unternahmen. Königin Elizabeth beteiligte sich nach Drakes Weltumseglung (1577-1580) zwar finanziell an Raleighs Expeditionen nach Virginia, an denen Harriot teilnahm, der Versuch eine Kolonie auf Dauer zu etablieren, scheiterte jedoch, und der Krieg gegen Spanien verhinderte eine weitere Unterstützung durch die Krone. Erst nach dem Tode Elizabeths wurde eine neue Initiative ergriffen. Der Kolonisation der Engländer mangelte es im 16. Jahrhundert zunächst an Kontinuität, sie fand über einen langen Zeitraum hinweg mit langen Unterbrechungen statt und wurde nur teilweise durch die Krone unterstützt, die zunächst kein wirkliches Interesse hatte. Dasselbe galt für die Franzosen, und die uneinheitliche Taktik sowie das unbeständige Interesse der Monarchen waren Faktoren, die zum Scheitern der frühen Kolonisationsversuche beider Nationen beitrugen.

Gemeinsam war Engländern und Franzosen auch die Auffassung von der Stellung der Ureinwohner. Auch wenn sie im allgemeinen Probleme mit der Kohabitation hatten, betrachteten sie die Eingeborenen doch als menschliche Wesen und nicht als Tiere und zeigten in den meisten Fällen beginnendes Interesse an deren Kultur, obwohl sie den Indianern in ihrer Stellung als potentielle Feinde immer noch negativ gegenüberstanden:

There was no doubt on the part of any English person who actually went to America that the Indians were fully human. More important, those who had some first hand understanding of Indian societies and wrote about that experience all found those societies admirably complex and sophisticated. [...] Many of these writers were hostile much of the time; all were hostile some of the time. But in

their hostility they were communicating very clearly the true quality of the societies they faced<sup>471</sup>

Der oft geäußerte Vorwurf der Ausbeutung und Übervorteilung der Indianer beim Handel mit den Europäern im allgemeinen ist bei näherer Untersuchung der Vorgehensweise der Engländer wie auch der Franzosen nicht haltbar. Beide Seiten profitierten zumindest bis zu einem gewissen Grad von den gegenseitigen Beziehungen, sei es durch den Erhalt von Waren und Waffen, oder die Übernahme landestypischer Arbeitsmethoden, die sich als vorteilhaft erwiesen. Allerdings muß hierbei die Tatsache in Betracht gezogen werden, dass Nordamerika sich in bezug auf Bodenschätze als unergiebig erwiesen hatte. Wären die Europäer auf das von ihnen erhoffte Gold und Silber gestoßen, kann mit großer Sicherheit davon ausgegangen werden, dass auch die nordamerikanischen Stämme, ähnlich wie ihre Verwandten in Süd- und Mittelamerika, als Arbeitskräfte ausgebeutet worden wären. Der Mangel an Bodenschätzen erwies sich also im Grunde als vorteilhaft für die Ureinwohner.

Letztendlich erwiesen sich die Kulturkontakte zwar als Auslöser des Untergangs der Ureinwohner, doch eine Ausbeutung der Arbeitskräfte hatte im großen und ganzen nicht stattgefunden. Lediglich der Ablauf des Handels zwischen Europäern und Indianern könnte als eine Art von Ausbeutung klassifiziert werden, wobei sich jedoch argumentieren lässt, dass beide Seiten bei den von ihnen abgeschlossenen Transaktionen einen für sie exzellenten Gegenwert für ihre Waren bekamen. Kupperman bemerkt zur Frage der Ausbeutung: "English colonists exploited the Indians when they could. [...] The argument to be made here is that English people were fully as willing to exploit each other when opportunity arose."<sup>472</sup> Die Engländer übervorteilten die Indianer mit ihren Tauschwaren also nicht, weil sie Indianer waren, sondern weil sie generell Vorteile aus ihren Handelspartnern herauszuschlagen versuchten, welcher Nationalität sie auch angehörten. Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, herrschte trotz der von beiden Seiten initiierten Versuche, die andere Seite auszubeuten, eine gewisse Balance, verursacht durch den Umstand, dass jede Seite genau das bekam, was sie von der anderen wollte.

---

<sup>471</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off*, S.2

<sup>472</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.135

Die Rolle, in der die Engländer sich vor Ort sahen, kann, wie bereits die der Franzosen, als die von belehrenden Kulturträgern angesehen werden. Diese Art der Wahrnehmung der eigenen Rolle bezog sich auch auf den Aspekt der Religion und der damit verbundenen Konvertierung.

English people saw their role in America as tutelary. The Indians were not simply “our brethren”, they were “our younger brethren”. This is important because younger brothers, like women, were dependents in English society of this period. [...] The colonists, as the older brothers, would instruct and shape the Indians and their culture.<sup>473</sup>

Die Indianer wurden also als unmündige jüngere Brüder angesehen, die der Führung und Belehrung bedurften und diese nur willkommen heißen konnten. Dass dies bei weitem nicht der Realität entsprach, sorgte für weitere Probleme in den gegenseitigen Beziehungen:

Each colony learned for itself that the Indians could not and would not accept the role of the younger brethren of the English. European culture was not the powerful magnet for Indians which colonization promoters assumed it would be [...]. Colonists were faced with the necessity of coping with a formidable people on whom they [...] were dependent. Much of what is taken for contempt in their writings is really the voice of vulnerability speaking.<sup>474</sup>

Die Erkenntnis der eigenen Abhängigkeit und somit Verwundbarkeit kam für die Europäer als ‘zivilisatorisch überlegenes’ Volk überraschend und wirkte verstörend. Anstatt den Eingeborenen die Segnungen der Zivilisation zu bringen, weigerten letztere sich, diese zu erkennen oder anzunehmen, was für viele Europäer eine nicht nachzuvollziehende Reaktion war. Die von ihnen empfundene Verwundbarkeit konnte sich nicht in den Berichten niederschlagen, da sie Unterlegenheit und Schwäche offenbart hätte. Die Andeutung einer solchen Schwäche hätte desaströse Auswirkungen auf die Geldgeber der Expeditionen gehabt und musste daher um jeden Preis vermieden werden. Stattdessen, und vermutlich aus Gründen des Selbstschutzes, drückten die Autoren ihre Herablassung und Verachtung aus, wenn sie von der Ablehnung europäischer Sitten und Ideen durch die Ureinwohner berichteten, und porträtierten diese Ablehnung als Verblendung und Halsstarrigkeit.

Die Tatsache, dass die Indianer europäische Kultur und Religion nicht mit offenen Armen akzeptierten, sondern im Gegenteil ablehnten, war etwas, mit dem kein Engländer (und auch

---

<sup>473</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.170

kein Franzose) je gerechnet hatte. Das Bewußtsein der Abhängigkeit von den Indianern beunruhigte die englischen Siedler und trug zusammen mit der indianischen Ablehnung europäischer Kultur zu einem zunehmend negativen Bild der nordamerikanischen Ureinwohner bei.

Die ursprünglich geplante Vorgehensweise bei der Hinführung der Ureinwohner zum wahren Glauben und der europäischen Lebensweise im allgemeinen sollte auf Seiten der Engländer theoretisch in zwei Schritten erfolgen: Erstens der Belehrung, welche, wenn notwendig, im zweiten Schritt durch Strenge ersetzt werden sollte. Dieser Gedanke erwies sich insofern als unnütz, als sich die erste Methode nie wirklich durchsetzen sollte und konnte:

The English were let down by their own preconceptions and wishful thinking. English writers commonly foresaw a two-step approach: gentleness to be followed, if necessary, by severity. [...] In fact it was clear from the beginning that the second step, the use of severity, would dominate. [...] All the early governors in Virginia followed a policy of intimidation<sup>475</sup>

In Übereinstimmung mit den Erfahrungen der Franzosen führte auch dieser Ansatz einer Politik, die auf Einschüchterung und Vergeltung beruhte, zu einem Scheitern der Beziehungen zu den Indianern, welches sich im gewaltsamen Widerstand der Ureinwohner niederschlug. Im Gegensatz zu den Franzosen waren sich die Engländer der Konsequenzen ihrer Vorgehensweise jedoch bewusst, sie konnten diese Konsequenzen jedoch nicht verhindern, da die Interessen der Kolonie zu jedem Zeitpunkt vor denen der Beziehungen zu den Eingeborenen standen, so eng diese auch miteinander verbunden sein mochten.

Wie auch im Falle der Franzosen kam die Einsicht über die Fehlerhaftigkeit der eigenen über Jahre hinweg praktizierten Vorgehensweise zu spät. Die Indianer hatten seit der Ankunft Cartiers gelernt, den Europäern zu mißtrauen, da letztere die Indianer als ihnen untergeordnet ansahen und sie daher weder akzeptierten, noch an langzeitigen Allianzen interessiert waren.

Ein Gegensatz zur Kolonisation Nordamerikas durch die Franzosen liegt im sozialen Hintergrund der englischen Entdecker. Während die Franzosen sich hauptsächlich aus Seeleuten mit bürgerlichem Hintergrund und einigen wenigen Mitgliedern der niederen

---

<sup>474</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.186

<sup>475</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Settling with the Indians*, S.170-171

Aristokratie zusammensetzten, kamen die an der Kolonisation Jamestowns beteiligten Engländer zu Teilen aus der Aristokratie, was, wie Smith anmerkte, zu Problemen führte, weil die Arbeitsmoral dieser Männer stark zu wünschen übrig liess. Weitere Probleme ergaben sich aus ihrer Einstellung zum Rest der Mannschaft, sowie den Indianern. Smith beschwerte sich wiederholt über den Arbeitsunwillen der aristokratischen Expeditionsteilnehmer, musste deren Gegenwart jedoch aufgrund ihrer Finanzkraft akzeptieren. Quinn kommentiert:

The English [...] were scholars, [...] statesmen and administrators, soldiers, sailors, men of action, yet mainly from the upper classes of society. [...] they were mostly arrogantly and narrowly nationalistic in that they regarded their group as being far superior in almost all aspects to any other that they could envisage. [...] This nationalism was largely formed round the person and achievements of Queen Elizabeth I: [...] this national arrogance was in part a reflection of the freeing of England from the reality of papal and Hapsburg domination and an assertion of the new sense of national liberty [...]. There was in this English nationalism a good measure of class pride and prejudice. [...] A part of their nationalism [...] was [...] xenophobia. [...] To hate those who opposed you, [...] was to reinforce their positive superiority as Englishmen<sup>476</sup>

Ihre Einstellung resultierte also aus ihrem historischen und kulturellen Hintergrund und spiegelte die gesellschaftliche Situation in England wider. Dieser Umstand zeitigte sowohl positive als auch negative Konsequenzen. Der Ethnozentrismus der Engländer bedeutete einerseits eine vehemente Abgrenzung gegen alles Fremde, hatte andererseits jedoch auch positive Auswirkungen:

Consciousness of their own superiority and confidence in it enabled them frequently, if not invariably, to look with interest, curiosity and friendly surprise at unexpected characteristics of social groups and individuals.[...] Englishmen's contact with representatives of strange cultures or with these cultures themselves was, if condescending, often sympathetic. The American Indians [...] could be thought of [...] as interesting specimens of the human race, endowed even with some endearing or, at the very least, tolerable characteristics.<sup>477</sup>

Zusammenfassend kann über die Situation der Engländer in Nordamerika gesagt werden, dass ihre oft übertrieben scheinende Furcht und ihr permanentes Misstrauen gegenüber den Eingeborenen aus folgenden Gründen resultierten und daher nachvollziehbar waren: "Only the native people and the hostile Spaniards were near, the one a totally unknown element and the

---

<sup>476</sup> David B. QUINN: *European Approaches to North America*, S.145-146

<sup>477</sup> David B. QUINN: *European Approaches to North America*, S.147

other always a possible threat.”<sup>478</sup> Alle Europäer waren für nahezu die gesamte Dauer ihres Aufenthaltes in der Neuen Welt von der Außenwelt abgeschnitten und konnten über lange Zeiträume hinweg weder Hilfe noch Nachschub erwarten. Sie befanden sich somit in einem ständigen Balanceakt zwischen Furcht vor dem Fremden und der Abhängigkeit von den Fremden, und ihr Wissen um ihre zahlenmäßige Unterlegenheit und die Unberechenbarkeit der Eingeborenen machte sie vorsichtig und misstrauisch. Dasselbe galt für die Franzosen, die sich zwischen Spaniern im Süden und Indianern im allgemeinen umgeben sahen, die beide eine potentielle Bedrohung darstellten. Ihr Leben hing von ihrer Vorsicht ab, was in vielen Fällen dazu führte, dass harmlose Begebenheiten unnötig aufgebauscht und als Gefahr interpretiert wurden, was wiederum zu Präventivangriffen führte, welche die Indianer von der Brutalität der Europäer überzeugten. Die Spirale des Misstrauens wuchs im Laufe der Kontakte und führte unter anderem dazu, dass ein freundschaftliches Verhältnis nicht mehr etabliert werden konnte. Urs Bitterli stellt die Behauptung auf, dass die Siedler im allgemeinen nie wirklich an der Etablierung und der Erhaltung eines Friedens interessiert waren, sondern von Anfang an das eigene Machtpotential zu vergrößern versuchten, was unweigerlich zu Konflikten führen musste.<sup>479</sup> Die Inbesitznahme des Landes von Seiten der an der Entdeckung beteiligten europäischen Nationen bildete einen weiteren Konfliktherd, der die Beziehungen zu den Indianern negativ beeinflusste. Wie an anderer Stelle erwähnt nahmen die Europäer bereits zum Zeitpunkt der ersten Kulturkontakte das Land im Namen ihrer Herrscher in Besitz, uneingedenk der deutlichen Proteste der Ureinwohner. Der Grund für diese unbekümmerte Vorgehensweise lag darin, dass alle Europäer generell annahmen, das Land gehöre niemandem und stehe daher jedem zur Inbesitznahme frei. Um James Axtell zu zitieren:

No prior consideration of Indian rights to their own territory is contained in the basic documents of the English colonizing projects [...]. Englishmen were to be thrust into land that was assumed to be virtually empty and where there was plenty of room for them [...] but with no recognition whatever given to their indigenous rights of occupation.<sup>480</sup>

W. Cronon unterstützt diese These:

---

<sup>478</sup> John W, SHIRLEY: *Thomas Harriot: A Biography*, S.134

<sup>479</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.30

<sup>480</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.39

Few Europeans were willing to recognize that the ways Indians inhabited New England ecosystems were as legitimate as the ways Europeans *intended* to inhabit them. Colonists thus rationalized their conquest of New England: by refusing to extend the rights of property to the Indians, they both trivialized the ecology of Indian life and paved the way for destroying it.<sup>481</sup>

Der nomadenhafte Lebensstil vieler Stämme, die ihren saisonalen Nahrungsquellen folgten, bestärkte die Europäer in ihrer Annahme, das Land stehe ihnen zu,<sup>482</sup> während die Indianer es als Allgemeinbesitz sahen. Die Europäer begannen mit der Absteckung ihrer Territorien, ausgehend von ihrer Auffassung, dass sie aufgrund ihrer kulturellen Überlegenheit das Recht dazu hatten, das Land von den Indianern zu übernehmen,<sup>483</sup> und dass Gott ihnen das Land gegeben hatte, um es sich untertan zu machen und es zu nutzen: “they [...] hoped to impress the natives with their superior technology, intelligence, and spiritual power, all of which they assumed gave them just claim to rule the new land and its people.”<sup>484</sup> Bei Cronon finden sich weitere Urteile über Probleme bei der Landaneignung durch die Europäer: “Confusion was easy on this point, not only because of English ideologies, but because the Indians themselves had very flexible definitions of land tenure for such areas.”<sup>485</sup>

Obwohl Cartier zu Beginn seiner zweiten Reise bereits vom Territorium des französischen Königs spricht, ist in seinen Berichten generell nur selten die Rede von einer formellen Inbesitznahme des Landes, welche durch die Errichtung mehrerer Holzkreuze und der Benennung des Landes markiert wurde. Der Besitzanspruch von Seiten der Ureinwohner wird zwar in seinen Berichten wiedergegeben, nicht jedoch kommentiert: “then he [Donnacona] pointed to the land all around about, as if he wished to say that all this region belonged to him, and that we ought not to have set up this cross without his permission.”<sup>486</sup> Es scheint, als ob sich die Frage der Rechtmäßigkeit der Übernahme von Land im Namen des Königs für Cartier nie stellte.

---

<sup>481</sup> W. CRONON: *Changes in the Land*, S.57

<sup>482</sup> “English colonists could use Indian hunting and gathering as a justification for expropriating Indian land.” In: W. CRONON: *Changes in the Land*, S.56

<sup>483</sup> “The land was a *vacuum Domicilium* waiting to be inhabited by a more productive people.” In: W. CRONON: *Changes in the Land*, S.56

<sup>484</sup> James AXTELL: *Natives and Newcomers*, S.39

<sup>485</sup> W. CRONON: *Changes in the Land*, S.63

<sup>486</sup> Jacques CARTIER: *The Voyages of Jacques Cartier*, S.26

Auch in den Berichten Champlains wird keine offizielle Landübernahme erwähnt. Er läßt durch die Dolmetscher von seinem König ausrichten, dieser wolle ‘peupler leur terre’, d.h. das Land wurde zumindest in den Berichten grundsätzlich als Besitz der Indianer angesehen.<sup>487</sup> Nichtsdestotrotz berichtet er jedoch von Plänen für eine Niederlassung am Trois Rivières, sowie von den Gründen für die Platzwahl: auf etwaige Besitzansprüche der Indianer geht Champlain dabei nicht ein.<sup>488</sup> Andererseits berichtet er von den befestigten Siedlungen der Ureinwohner, d.h. es war bekannt, dass sie nicht ausschließlich einen nomadischen Lebensstil führten.<sup>489</sup> Wiederum an anderer Stelle erzählen die Montagnais Champlain auf seiner Entdeckung des St. Lorenz von “le pays des Irocois”, d.h. verschiedenen Stämmen wurde sehr wohl ihr eigenes Territorium zugestanden.<sup>490</sup> Dies wird etwas später im Bericht Champlains durch den Ausdruck “ledite riuiere des Irocois” bestätigt.<sup>491</sup> Über die geographische Beschaffenheit ihres Landes ausgefragt, antworten die Algonquins Champlain “il y a une riuiere en leur demeure”, d.h. sie sehen das beschriebene Land unmißverständlich als das ihre an.<sup>492</sup> Doch nicht nur von Seiten der Indianer, sondern auch von Seiten der Entdecker lassen sich gewisse Hinweise auf die Wahrnehmung des Landes als Besitz der Ureinwohner finden. Champlain selbst schreibt “toutes les terres des Algonmequins est terre basse, remplie de fort peu de bois, & du costé des Irocois est terre montaigneuse”<sup>493</sup>, d.h. er nimmt sowohl auf das Land der Algonquins als auch auf das der Irokesen bewußt Bezug. Champlain nimmt also die Besitzansprüche der Indianer zumindest wahr und schreibt darüber. Bei der Übernahme von Land für die Errichtung einer Niederlassung traten die Besitzansprüche der Ureinwohner jedoch in den Hintergrund vor den Interessen der Europäer.

Auch in den Berichten Smiths finden sich diverse Hinweise auf die Wahrnehmung der Besitzansprüche der Indianer. Smith schreibt bereits zu Beginn seiner *Generall Historie of Virginia* von einem Fluß: “it is called Powhatan, according to the name of a principall country that lyeth upon it”<sup>494</sup>, d.h. auch die Engländer nahmen die Territorien verschiedener Stämme

---

<sup>487</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.100

<sup>488</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.137

<sup>489</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.141

<sup>490</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.144

<sup>491</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.146

<sup>492</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.159

<sup>493</sup> Samuel de CHAMPLAIN: *Des Sauvages*, S.161

<sup>494</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.46

wahr: “They all know their severall lands, and habitations, and limits”.<sup>495</sup> Im gleichen Absatz schreibt Smith: “It [the river] falleth from Rockes farre west in a Country inhabited by a nation they call Monacans.” Wenig später heißt es: “The most of these rivers are inhabited by severall nations, or rather families, of the name of the rivers”, das heißt auch Smith weiß, dass Merkmale wie Flüsse die Namen der Stämme trugen, deren Reviere sie kennzeichneten. Doch nicht nur das Territorium ganzer Stämme, sondern auch der Landbesitz von Individuen kommt in seinen Berichten zur Sprache: “Each household knoweth their owne lands, and gardens”.<sup>496</sup> Am weitaus interessantesten ist jedoch eine Bemerkung in bezug auf die Niederlassung der Engländer, Jamestown, die er im Zusammenhang mit der Beschreibung eines Stammes macht: “The Paspahghes (on whose land is seated James Towne ...).”<sup>497</sup> Diese Bemerkung ist ein Widerspruch in sich: Sie erkennt einerseits das Land klar als dem Stamm der Paspahghes gehörig an, erwähnt andererseits jedoch den Umstand, dass Jamestown auf ebenjenem Land errichtet wurde. Die Besitzansprüche der Indianer wurden also erkannt, aber ignoriert, wenn es um die eigenen Interessen ging.

Auch Harriot nahm in seinem Bericht auf die Wahrnehmung von Besitzansprüchen Bezug, er erwähnt bereits im ersten Satz seiner Einleitung den Umstand der Landübernahme durch die Engländer unter Raleigh: “the action of discovering of that Countrey which is now called and known by the name of VIRGINIA.”<sup>498</sup> Bei der Beschreibung der Nutzung des Landes durch die Indianer bedient er sich einer bemerkenswert vorsichtigen Ausdrucksweise: “And this is all the husbanding of their ground that they use.”<sup>499</sup> Das Zugeständnis ‘their ground’ wird von Harriot sofort, gewollt oder ungewollt, mit dem Zusatz ‘that they use’ versehen, die Bedeutung der Bemerkung wird somit ambivalent. Diese Bemerkung ist insofern wichtig, als die Inbesitznahme indianischen Landes oft mit dem Hinweis gerechtfertigt wurde, dass die Indianer den Boden nicht nutzten. In seiner Anrede an die potentiellen Siedler verfügt Harriot frei über das zur Verfügung stehende Land, etwaige Besitzansprüche der Indianer waren zum

---

<sup>495</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.79

<sup>496</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.62

<sup>497</sup> John SMITH: *The Generall Historie of Virginia*, S.47

<sup>498</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.5

<sup>499</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.15

Zeitpunkt seiner Anwesenheit längst vergessen, ein Zusammenleben war für die Engländer selbstverständlich: “us, that shall inhabite with them.”<sup>500</sup>

Die Fehleinschätzung der indianischen Auffassung von Landbesitz durch die Europäer bildete den Grundstein für spätere Konflikte, die allesamt auf der Ausbreitung und der permanenten Niederlassung der Europäer basierten. Sowohl Franzosen als auch Engländer vertraten die weit verbreitete europäische Meinung, dass die Indianer aufgrund ihres nomadischen Lebensstils keinerlei Ansprüche auf das Land erheben könnten, da sie es nicht über lange Zeiträume hinweg nutzten. Die Fatalität dieser Annahme für ihre geplanten Kolonien konnten sie dabei nicht erkennen. Wesley Frank Craven urteilt:

[...] the English in reality did not seek to dispossess the Indians, but rather to share with them the resources of a rich country and at the same time to confer upon them the benefits of a better life. They asked first of all for trade [...]. As for the modest concessions sought for purposes of planting, the land was sparsely settled, virtually boundless, and its resources undeveloped by a barbarous [...] people.<sup>501</sup>

Ob dies jedoch den Tatsachen entspricht, ist zweifelhaft. Anders als die Franzosen hatten die Engländer von Beginn ihrer Fahrten nach Nordamerika an die Etablierung von Kolonien im Sinn, angespornt durch die Reichtümer und Rohstoffe, die aus Zentral- und Südamerika in Europa eintrafen. Der Gedanke, dass sie sowohl das Land als auch seine Produkte mit den Indianern teilen sollten, scheint insbesondere mit Blick auf John Smiths strikte Politik zur Erhaltung seiner Kolonie abwegig. Die Engländer erhoben zwar keinen sichtbaren Anspruch auf das Land, wie Cartier es durch die Errichtung von Kreuzen getan hatte, doch der Aufbau von Jamestown und die Benennung der Kolonie mit dem Namen Virginia verdeutlichen ihre Intentionen, die auch den Ureinwohnern bewusst waren. Die Anzahl englischer Siedler nahm beständig zu, was aufgrund der Tatsache, dass sie nach wie vor auf die Vorräte der Indianer angewiesen waren, letztere in zunehmende Bedrängnis brachte, da Smith ihnen ihre Lebensmittel zur Not mit Gewalt abnahm, sobald sie den Handel derselben ablehnen. Dass die Indianer selbst auf ihre Vorräte angewiesen waren, um die langen Winter zu überstehen, blieb unerwähnt.

---

<sup>500</sup> Thomas HARRIOT: *A Briefe and True Report*, S.24

<sup>501</sup> Wesley Frank CRAVEN: *Indian Policy in Early Virginia*, S.66

Zusammenfassend lassen sich vier Hauptgründe für die Konflikte anführen. An erster Stelle stand hierbei die Inbesitznahme indianischen Landes, die als Auslöser für alle folgenden Probleme gelten kann. An zweiter Stelle folgte die generelle Nichtanerkennung der indianischen Kulturen, insbesondere der Religion. Drittens spielten die Konflikte im Warenhandel eine zunehmend grosse Rolle. Diese Konflikte ergaben sich sowohl aus der Erschöpfung der Ressourcen, welche vorrangig aus Fellen und Holz bestanden, als auch aus der gegenseitigen Abhängigkeit voneinander, da beide Seiten ihren Vorteil zu wahren gedachten. Der vierte und letzte große Konfliktherd ergab sich aus der Veränderung der lokalen Machtbalance und dem Eingriff der Europäer in dieses politische Gleichgewicht durch Allianzen, Waffenlieferungen, Handelsmonopole und Unterstützung im Kampf gegen feindliche Stämme.<sup>502</sup>

---

<sup>502</sup> Urs BITTERLI: *Alte Welt – Neue Welt*, S.30-31

## **9. Zusammenfassung**

Diese Arbeit hatte zum Ziel, die frühen Kontakte von Franzosen und Engländern zu den indigenen Völkern der Neuen Welt mit besonderem Augenmerk auf das Zustandekommen, den Ablauf und die Entwicklung von Kommunikation zu untersuchen. Im Verlauf der Arbeit wurden zu diesem Zweck verschiedene Gesichtspunkte und Perspektiven zur Interpretation herangezogen, wie dem Aufbau von Kommunikation oder die verschiedenen Formen von Fremdwahrnehmung und die dabei auftretenden Stereotypisierungen. Was kann nun im Anschluss an die Darstellung und Untersuchung der Situation in Nordamerika über ihr Zustandekommen und ihre Folgen gesagt werden?

Trotz unterschiedlicher Nationalitäten und deren Anwesenheit über eine Zeitspanne von diversen Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts hinweg besteht in der Gestaltung der Kulturkontakte von Seiten der Europäer erstaunlicherweise kein grosser Unterschied. Obwohl die Engländer theoretisch von den Erfahrungen ihrer europäischen Vorgänger in Amerika hätten lernen können (Cartiers Bericht wurde unter anderem auch ins Englische übersetzt), scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein, besonders mit Augenmerk auf die Annäherung an die Indianer sowie die Wahrnehmung derselben. Trotz ihres Informations- und Erfahrungsvorsprungs gegenüber den Franzosen begingen die Engländer die gleichen Fehler.

Was den Aspekt der Kommunikation betrifft, so profitierten die Engländer jedoch von der stark verbesserten Qualität der Verständigungsmethoden und Sprachkenntnisse. Für sie bestand von vornherein die Möglichkeit, durch vergleichsweise gut ausgebildete und zuverlässige Dolmetscher mit den Ureinwohnern zu kommunizieren, und sie nutzten diesen Umstand aus, um in erster Linie Informationen über das ihnen größtenteils noch unbekanntes Land zu erhalten. Trotz des sich ändernden Interesses am nordamerikanischen Kontinent und der sich damit ändernden Wahrnehmung der Indianer, die von bloßen Informaten zu potentiellen Nachbarn wurden, sind keine auffälligen Änderungen im Verhalten der Engländer im Vergleich zur Vorgehensweise der Franzosen erkennbar. Das von den Franzosen empfundene Misstrauen sollte sich auch mit näherem Kennenlernen der Eingeborenen und der Verbesserung ihrer eigenen Situation nicht legen. Die gleiche Beobachtung lässt sich auch bei den Engländern machen. Obwohl die zunehmende Anzahl von indianischen und europäischen Dolmetschern eine stark verbesserte Basis für eine Verständigung zumindest im näheren Umkreis der Siedlungen bedeutete, trug sie anscheinend nur wenig zur Akzeptanz und zum

Verständnis der Lebensweise des jeweils anderen bei, was ein wesentlicher Beitrag zur Sicherstellung freundschaftlicher Beziehungen gewesen wäre. Auch der Beginn der Renaissance mit ihrem veränderten Weltbild und dem sich ändernden Bild des Menschen von sich selbst trug nur wenig zur Änderung der Wahrnehmung der Ureinwohner bei, die zumindest für die Dauer der hier untersuchten Zeitspanne von den Europäern im allgemeinen als untergeordnet und unmündig betrachtet wurden, deren Erlösung in der Annahme der europäischen Kultur und des christlichen Glaubens lag. Die Etablierung eines gemeinsamen Kommunikationssystems innerhalb des hier untersuchten Zeitrahmens trug also in diesem besonderen historischen Zusammenhang kaum zum Aufbau und Erhalt freundschaftlicher Beziehungen bei.

Die ebenfalls im Laufe der Arbeit untersuchte Wiedergabe der Stimme der Ureinwohner demonstriert, dass die Europäer diese Stimme in ihren Berichten zwar bewusst und unbewusst erwähnten, ihr jedoch in keinem Fall Autorität oder Bedeutung zukommen liessen. Die Stimme der Indianer wurde zwar vernommen, aber in ihrer Eigenart weitgehend ignoriert. Das selbe galt für die bereits angesprochene Wahrnehmung der indigenen Kultur und Religion. Nachdem die anfängliche Überzeugung, Indianer besäßen weder eine Kultur noch eine Religion, sich insofern geändert hatte, als dass die Existenz beider zwar anerkannt, aber als fehlerhaft und korrekturbedürftig eingestuft wurde, waren alle Anstrengungen, mehr über die Kultur und Religion der Eingeborenen zu lernen, darauf gerichtet, sie schneller ersetzen zu können, als ein tieferes Verständnis für sie zu entwickeln. Das Widerstreben der Indianer, die neue Lebensweise und Religion anzunehmen, traf auf Unverständnis sowohl von Seiten der Franzosen als auch der Engländer. Cartier maß der Christianisierung zwar vorerst noch kein grosses Interesse bei, da er noch nicht an Niederlassungen in Amerika dachte, doch gerade für die Engländer, deren gesichertes Dasein in der Neuen Welt von der Bekehrung und Europäisierung der Eingeborenen abhing, war dieser Umstand von großer Wichtigkeit. Trotz der Veränderung der Interessen der europäischen Mächte in bezug auf eine permanente Niederlassung in Nordamerika gelang es keiner Nation, die Eingeborenen vollständig zu akkulturisieren.

Ein weiterer Umstand war die über Jahrzehnte hinweg unveränderte Abhängigkeit aller Europäer von den Ureinwohnern hinsichtlich ihrer Nahrungsbeschaffung. Dies ist insofern verwunderlich, als die Europäer sich selbst dieser Abhängigkeit bewusst waren und dass

dieser Umstand sie erschreckte, beginnend mit Cartier, dem immerhin zugute gehalten werden kann, dass seine Expedition nicht im geringsten auf die Verhältnisse des neuen Kontinents vorbereitet war. Trotz ihrer zunehmenden Kenntnis von Klima und Nahrungsangebot schienen sie auch nach Jahren nicht dazu in der Lage zu sein, sich selbst zu versorgen, und von den Indianern unabhängig zu machen. Das Fehlen dieser Unabhängigkeit liess die Ureinwohner sowohl für die Franzosen als auch für die Engländer in einem zusätzlich negativen Licht erscheinen, welches unter anderem für das Scheitern der gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen verantwortlich war.

Was die Wahrnehmung der Fremden aus der europäischen Perspektive betrifft, bleibt festzustellen, dass diese sich weder im Laufe der Zeit noch hinsichtlich der verschiedenen kulturellen Perspektiven deutlich veränderte. Dies lässt sich unter anderem aus dem menschlichen Bestreben erklären, Fremdes mit Hilfe von Emotionen, Erfahrungen und Erwartungen in Kategoriensysteme einzuordnen und zu stereotypisieren. Dieser Vorgang ist automatisiert und erleichtert die Erfassung einer Umwelt, die mit ihrer Differenz und Fremdheit für den Einzelnen unbegreifbar bliebe. Die Vorgehensweise der Franzosen und später der Engländer in Nordamerika war also nur teilweise vom kulturellen und historischen Hintergrund der Reisenden geprägt und basierte hauptsächlich auf automatisierten und unbewusst stattfindenden Vorgängen, denen jeder Mensch unterworfen ist. Die Stereotypisierung der Indianer als Wilde durch die Europäer wird also verständlich, und sie wird unter anderem von alten mythischen Vorstellungen des europäischen Kulturkreises gelenkt. Andererseits bedienten sich die Europäer der Stereotypisierung des 'Wilden' bewusst, um die Expansion und Landnahme zu rechtfertigen. Trotz der deutlich vorhandenen persönlichen Änderung der Sichtweise der Entdecker in bezug auf die Ureinwohner wurden diese in ihrer Allgemeinheit über den gesamten in dieser Arbeit untersuchten Zeitraum hinweg unverändert als zivilisatorisch unterentwickelt gesehen und dementsprechend behandelt.

Die Motivation und der Einfluss der zeitgenössischen Politik und der Adressaten auf die in dieser Arbeit untersuchten Autoren und ihre Reiseberichte ist zu großen Teilen identisch. Alle Entdecker standen unter Druck, um weitere finanzielle Mittel für zukünftige Fahrten und später für den Erhalt der jungen Kolonien zu werben und alle hatten ihre Berichte zudem für ein stetig wachsendes und kritisches Lesepublikum interessant zu machen. Ihre Berichte erfüllten somit mehrere Zwecke: Den der Propaganda, der Rechtfertigung und der

Unterhaltung. Weder Nationalität noch der historische Hintergrund spielten dabei eine tragende Rolle, wichtig waren die jeweiligen Geldgeber, sowie in zunehmendem Maße die potentiellen Siedler. Alle Berichte waren zwar in der einen oder anderen Weise einem Mitglied der Aristokratie und oft der königlichen Familie gewidmet, diese waren jedoch in ihrer Funktion und Unterstützung für die Expeditionen nicht so wichtig wie die Handelskammern und Kaufleute, die die wahre finanzielle Macht besaßen. Doch die Schirmherrschaft und das Patent des jeweiligen Herrschers spielte bei der Realisierung weiterer Fahrten eine Rolle. Alle vier Berichte unterscheiden sich in bezug auf die jeweiligen Adressaten. Sie waren zunächst an den Herrscher allein, dann an den Herrscher und die Kaufleute und schliesslich an Herrscher, Kaufleute und Siedler gerichtet.

Was den Wahrheitsgehalt der einzelnen Berichte angeht, kann man keinem der hier untersuchten Autoren eine vorsätzliche Verzerrung der Tatsachen aus Gründen der Propaganda vorwerfen. Obwohl die von den Entdeckern dargestellten Umstände in Nordamerika, vor allem in bezug auf die Kultur der Indianer, oft ungenau sind, war dies das Ergebnis ihrer historisch und kulturell bedingten Wahrnehmung. Trotz ihrer Unfähigkeit, die Ureinwohner zu verstehen, gelang es ihnen insgesamt, einen Eindruck sowohl für ihre Zeitgenossen als auch für die Nachwelt zu vermitteln. Fredi Chiapelli beschreibt die literarische Hinterlassenschaft der Entdecker wie folgt:

The early reporting from the New World reflects also a substantial amount of accurate description that later historians must be ready to respect, even while identifying and discarding the accretions and distortions of myth, ignorance, special interest, and the like.<sup>503</sup>

Abschließend kann gesagt werden, dass die Beziehungen zwischen Indianern und Europäern von Anfang an zum Scheitern verurteilt waren. Grund dafür waren in erster Linie die unterschiedlichen Interessenschwerpunkte: die Indianer strebten als kurzfristiges Ziel den Handel und als langfristiges Ziel die Allianz mit den Franzosen und Engländern an, während diese lediglich an der Ausführung der königlichen Aufträge interessiert waren, das heißt zunächst an der Suche nach einer Passage, die zu den Reichtümern Chinas und Indiens führen sollte, sowie später, als sich diese Hoffnung als unrealisierbar erwiesen hatte, an der Etablierung von Kolonien und an der Erkundung des Landesinneren und seiner Bodenschätze.

Während die Indianer sich und die Europäer als gleichberechtigte mögliche Partner ansahen, benutzten letztere die Eingeborenen meistens nur als Mittel zum Zweck. Sie brauchten Führer, die mit dem Land und dessen Besonderheiten vertraut waren, und griffen gerne auf die ihnen angebotenen Vorräte der Indianer zurück. Konflikte waren bei dieser Konstellation der Interessen und Sichtweisen daher vorprogrammiert.

Als einzig gemeinsames Anliegen beider Seiten kann die Absicht bezeichnet werden, vom jeweils anderen zu profitieren, was zwar zunächst erfolgreiche Handelsbeziehungen ermöglichte und garantierte, auf lange Sicht hinaus jedoch den Europäern nicht genügte, die aus dem neuen Land den größtmöglichen Nutzen ziehen wollten, während die Indianer den anfänglichen temporären Charakter der Beziehungen bevorzugten.

Die beteiligten Kulturen waren sich zu unähnlich, als dass eine geistige Annäherung hätte stattfinden können. Man kann sagen, dass Amerika zu früh oder zu spät entdeckt wurde und die Konsequenzen der Engstirnigkeit der Europäer tragen musste:

The New World was found either too early or too late - too late to be taken in the stride of high medieval prosperity, too early to hook onto the high early modern growth. Sixteenth-century Europe was full of ideas, but had no longer or not yet the demographic surplus, the political solidity, the religious tranquillity, the personal freedom which were required for massive exploitation of an uncalled-for, enormous continent. The East Indies and China [...] were more than was needed [...]; a whole New World in addition was simply too much. The seamen were so admirably ready that in less than 40 years they almost completed the reconnaissance and circled the earth. The politicians and strategists were not.<sup>504</sup>

Die Franzosen hörten nie damit auf, die Indianer für primitiv zu halten, ihr Interesse an den Fremden war niemals kultureller oder sozialer Art, sondern zielte immer auf eigene Vorteile und Profite ab. Die Indianer erkannten mit der Zeit diese Einstellung und reagierten dementsprechend. Dasselbe galt für die Engländer, die die Bedeutung der Ureinwohner für sich im Falle der von ihnen geplanten permanenten Besiedlung zwar erkannten, aber trotzdem ausserstande waren, ihre Sichtweise in bezug auf die Kultur und den Glauben der Eingeborenen zu ändern. Eine Schuldzuweisung muß ausschließlich den Europäer gelten; beide an den Kulturkontakten in Nordamerika beteiligten europäischen Nationen ließen sich in ihrer Vorgehensweise zu sehr von ihren eigenen Absichten leiten und stellten die

---

<sup>503</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, S.336

<sup>504</sup> Fredi CHIAPPELLI (ed.): *First Images of America*, Bd.2, Epilogue, S.888

Durchsetzung derselben vor den Erhalt der Beziehungen. Die Europäer waren zudem zu sehr um ihre eigene Sicherheit in einem fremden und von potentiellen Feinden besiedelten Land besorgt, was ihre Urteilkraft in bezug auf die Motive der Handlungsweise der Ureinwohner oft verminderte. Die Europäer hatten zudem die Wahrung ihrer eigenen Interessen vor Augen und waren daher nicht bereit, wirklich auf die fremde Kultur einzugehen.

Sicherlich lag es nie in der Absicht weder der indianischen noch der europäischen Seite, die Beziehungen zueinander zu gefährden oder gar abubrechen, es handelt sich bei diesem Vorgang vielmehr um eine Reihe unglücklicher Verkettungen und Missverständnisse, die aufgrund verschiedener Faktoren, wie beispielsweise der im frühen Stadium mangelhaften Verständigung, nicht aufgeklärt werden konnten. Da zudem beide Seiten zu jedem Zeitpunkt der gegenseitigen Beziehungen von der Richtigkeit ihres Tuns überzeugt waren, existierte die Möglichkeit zur Reflexion, Einsicht und Änderung nicht. Man teilte vielmehr nach jedem Missverständnis und nach jeder misslungenen Kommunikation dem Anderen die Rolle des Schuldigen zu und fühlte sich dementsprechend immer mehr in der Sicht sowohl des Anderen als auch der eigenen Person bestätigt.

Die Frage, ob es überhaupt eine Chance für eine friedliche Koexistenz bei diesem Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen hätte geben können, kann auch aus heutiger Sicht nicht beantwortet werden. Die Möglichkeit einer fruchtbaren Zusammenarbeit, von der beide Seiten profitiert hätten, hätte durchaus bestehen können, die Chance einer Koexistenz und Kooperation blieb jedoch ungenutzt und es entstanden irreparable Schäden, die die Beziehungen zwischen Indianern und Europäern stark belasteten und letztendlich zu ihrem Scheitern führten.

Die Europäer hatten durch das Setzen falscher Prioritäten und eine einseitige, voreingenommene Sichtweise eine einmalige Gelegenheit verpasst: die Gelegenheit, zu einer bis dato unbekanntem Kultur eine dauerhaft gute Beziehung und Kommunikation aufzubauen, voneinander zu lernen und durchaus auch voneinander zu profitieren, ohne sich jedoch dabei auf den kommerziellen Bereich zu beschränken. Die Gelegenheit, neues Wissen zu erschließen und einem im Vergleich mit sich selbst scheinbar unterentwickelten Volk die Möglichkeit zu geben, sich zu integrieren, ohne die eigene Kultur und Identität zu verlieren, verging jedoch ungenutzt. Die (geschichtliche) Erfahrung hat gezeigt, dass ein solcher Umgang miteinander nicht möglich war, immer musste die schwächere Seite sich der neuen, fremden Kultur unterwerfen und anpassen. Dies war auch der Fall in Kanada und Virginia,

und obwohl man weder den Franzosen noch den Engländern vorwerfen kann, sie hätten die Eingeborenen wie die spanischen Konquistadoren ausgebeutet, so darf man ihren Hauptanteil am Scheitern der Beziehungen zu den Ureinwohnern nicht unterschlagen. Die Frage, ob es überhaupt eine Chance für eine friedliche Koexistenz hätte geben können, erübrigt sich angesichts des europäischen Expansionismus und Eurozentrismus: “Suspicion, hostility, and armed clashes suffuse the record from first to last”.<sup>505</sup>

---

<sup>505</sup> Karen O. KUPPERMAN: *Indians and English: Facing Off in Early America*, S.15

## LITERATURVERZEICHNIS

### Primärliteratur

CARTIER, Jacques: *Relation originale du voyage de Jacques Cartier au Canada en 1534*, Paris (1867)

CHAMPLAIN, Samuel de: *Les voyages de la Nouvelle France occidentale, dicte Canada*, Paris (1632)

CHAMPLAIN, Samuel de: *Voyages du Sieur de Champlain ou Journal ès Découvertes de la Nouvelle France*, Paris (1830)

CHAMPLAIN, Samuel de: *Des Sauvages*, Paris (no date)

HARRIOT, Thomas: *A briefe and true relation of the new found land of Virginia*, New York (1972) → Original von 1588

SMITH, John: *The Generall Historie of Virginia, New England & the Summer Isles*, vol. I, Glasgow (1907)

SMITH, John: *The True Travels, Adventvres and Observations*, London (1630)

**Sekundärliteratur**

- ALCOCK, Antony: *A Short History of Europe. From the Greeks and Romans to the Present Day*, London (1998)
- ATKINSON, Geoffrey: *Les nouveaux horizons de la renaissance française*, Paris (1935)
- AXTELL, James: *The European and the Indian: Essays in the Ethnohistory of Colonial North America*, New York (1981)
- AXTELL, James: *Invasion Within: The Contest of Cultures in Colonial North America* (1985)
- AXTELL, James: *Natives and Newcomers: The Cultural Origins of North America*, Oxford University Press (2001)
- BACHORSKI, H.J./ RÖCKE, Werner (Hrsg.): *Weltbildwandel*, Trier (1995)
- BAILEY, A.G.: *The Conflict of European and Eastern Algonkian Cultures, 1504 – 1700*, Toronto (1937)
- BALLESTEROS-GAIBROIS, M. et al.: *La Découverte de l'Amérique*, Paris (1968)
- BARBEAU, Marius: *Peaux-Rouges D'Amérique*, Montréal (1966)
- BARBEAU, Marius: *Comment On Découvrit L'Amérique*, Montréal (1966)
- BARBEAU, Marius: *La Merveilleuse Aventure de Jacques Cartier*, Editions Albert Lévesque, Montréal (1934)
- BARBOUR, Phillip L. (ed.): *The Complete Works of Captain John Smith (1580 – 163 )*, vol. I, University of North Carolina (1986)

- BAUDET, Henri: *Paradise On Earth. Some Thoughts on European Images of Non-European Man*, London (1965)
- BENNETT, Ralph: *Settlements in the Americas: cross-cultural perspectives*, London (1993)
- BENTLEY, Jerry H.: *Old World Encounters. Cross-Cultural Contacts and Exchanges in Pre-Modern Times*, New York (1993)
- BERNHEIMER, Richard: *The Wild Man in the Middle Ages: A Study in Art, Sentiment and Demonology*, Cambridge (1952)
- BERTHIAUME, André: *La découverte ambiguë*, Montréal (1976)
- BEUNAT, Mario, MOSSE, Claude: *Jacques Cartier: l'aventurier exemplaire*, Paris (1984)
- BIDEAUX, Michel: *Jacques Cartier: Relations*, Montréal (1986)
- BIGGAR, Henry P.: *A Collection of Documents Relating to Jacques Cartier and the Sieur de Roberval*, Public Archives of Canada, Ottawa (1930)
- BIGGAR, Henry P.: *The Works of Samuel de Champlain*, vol. I, The Champlain Society, Toronto (1922)
- BISHOP, Morris: *Champlain: The Life of Fortitude*, (1948)
- BISHOP, Morris: *White Men Came to the St. Lawrence. The French and the Land they found.*, London (1961)
- BITTERLI, Urs: *Alte Welt, Neue Welt: Formen des europäisch – überseeischen Kulturkontakts vom 15. – 18. Jahrhundert*, München (1986)
- BITTERLI, Urs: *Die Entdeckung Amerikas*, C.H. Beck, München (1991)

- BITTERLI, Urs: *Die Wilden und die Zivilisierten*, Verlag C.H. Beck, München (1991)
- BITTERLI, Urs: *Alte Welt – neue Welt: Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*, Verlag C.H. Beck, München (1986)
- BOAS, George: *Essays on Primitivism and Related Ideas in the Middle Ages*, Baltimore (1948)
- BOAS, George, LOVEJOY, Arthur O. (eds.): *A Documentary History of Primitivism and Related Ideas*, Baltimore (1935)
- BRAUDEL, Fernand (Hrsg.): *Le Monde de Jacques Cartier: l'aventurier au XVIe siècle*, Libre-Expression, Montréal (1984)
- BRINTON, Daniel G.: *The Myths of the New World*, New York (1876)
- CAWLEY, Robert R.: *Unpathed Waters: studies in the influence of the voyagers on Elizabethan literature*, Princeton (1940)
- CHIAPELLI, Fred: *First Images of America*, 2 vols., (1976)
- CHINARD, Gilbert: *L'exotisme américain dans la littérature française au XVIe siècle*, Paris (1913)
- CRONON, Willaim: *Changes in the Land. Indians, Colonists, and the Ecology of New England*, New York (1983)
- DICKASON, Olive Patricia: *The Myth of the Savage And the Beginnings of French Colonialism in the Americas*, The University of Alberta Press, Alberta (1984)
- DOUGLAS, James: *New England and New France: Contrasts and Parallels in Colonial History*, London (1913)

ELLIOTT, John H.: *The Old World and the New. 1492 – 1650*, Cambridge (1970)

FAGAN, Brian M.: *Clash of Cultures*, London (1998)

FAIRCHILD, Hoxie N.: *The Noble Savage*, New York (1928)

FARLEY-LAMARCHE: *Histoire 1534 – 1968*, Boréal Express, Ottawa (1968)

FENTON, William N.: *American Indian and White Relations to 1830*, New York (1971)

FISCH, Jörg: *Die europäische Expansion und das Völkerrecht*, Stuttgart (1984)

FUCHS, Anne/ HARDEN, Theo (eds.): *Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne*, Heidelberg (1995)

GAGNON, François-Marc, PETEL, Denise: *Hommes effarables et bestes sauvages*, Boréal (1986)

GOSS, Vladimir P. (ed.): *The Meeting of Two Worlds: cultural exchange between East and West during the period of the crusades*, (1986)

GRANT, W.L.: *The voyages of Samuel de Champlain*, (1909)

GREENBLATT, Stephen J.: *Learning to Curse*, London (1990)

GROULX, Lionel: *La découverte du Canada: Jacques Cartier*, Fides, Ottawa (1966)

GUIRDHAM, Maureen: *Communicating Across Cultures*, Macmillan, London (1999)

HAKLUYT, Richard: *Divers voyages touching the discovery of America and the islands adjacent*, New York (1850)

- HAKLUYT, Richard: *The first colonists*, London (1986)
- HAKLUYT, Richard: *Voyages to the Virginia colonies*, London (1986)
- HAKLUYT, Richard: *Voyages and Discoveries. The Principal Navigations, Voyages, Traffiques and Discoveries of the English Nation*, Penguin Books (1972)
- HANOTAUX, Gabriel, MARTINEAU, A.: *Histoire des colonies françaises et de l'expansion de la France dans le monde*, 6 Bde., Société de l'histoire nationale, Paris (1929-1933)
- HART, Albert B. (ed.): *The American Nation – A History*, New York (1983)
- HINTON, Perry R.: *The Psychology of Interpersonal Perception*, London (1993)
- HUNTINGTON, S.: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York (1996)
- JAENEN, Cornelius C.: *The French Relationship with the Native Peoples of New France and Acadia*, Ottawa (1984)
- JAENEN, Cornelius C.: *Friend And Foe: Aspects of French-Amerindian Cultural Contact*, Ontario (1976)
- JANZ, Rolf-Peter: *Faszination und Schrecken des Fremden*, (2001)
- JULIEN, Ch.-André: *Les voyages de découverte et les premiers établissements*, Paris (1948)
- KUPPERMAN, Karen O.: *Indians and English: facing off in early America*, London (2000)
- KUPPERMAN, Karen O.: *Settling With the Indians*, New Jersey (1980)
- LAFITAU, Joseph-François: *Mœurs des sauvages américains comparées aux mœurs des premiers temps*, Paris (1724), Bd. 1, S. 104 -106

LANCTOT, Gustave: *History of Canada*, Montréal (1963)

LANCTOT, Gustave: *Jacques Cartier devant l'histoire*, Montréal (1947)

LEMAY, J.A.: *The American Dream of Captain John Smith*, University Press of Virginia (1991)

LESCARBOT, Marc: *Histoire de la Nouvelle France*, Paris (1866)

LESCARBOT, Marc: *Histoire de la Nouvelle France*, Bd. 2, Paris (1617), S. 408

LEVIN, Harry: *The Myth of the Golden Age in Renaissance*, (1969)

LONGRAIS, Joüon des: *Jacques Cartier: Documents nouveaux*, Paris (1888)

MAIRET, Philip: *Myths, Dreams and Mysteries*, New York (1960)

McGHEE, Robert: *Canada Rediscovered*, Libre-Expression, Montréal, Ottawa (1991)

MILLER, George A.: *Language and Communication*, McGraw-Hill, New York (1951)

MOLLAT, Michel: *Les Explorateurs du XIIe au XVIe siècle: Premiers regard sur des mondes nouveaux*, JCLattès, Paris (1984)

MORISON, Samuel E.: *The European Discovery of America, The Northern Voyages*, New York (1971)

MORISON, Samuel E.: *Samuel de Champlain, Father of New France*, Toronto (1972)

MORISON, Samuel E.: *France and England in North America*, London (1956)

MORISON, Samuel E.: *The European Discovery of America*, New York (1978)

MORISON, Samuel E.: *The European Discovery of America: The Northern Voyages A.D. 500-1600*, New York (1971)

MORTON, W. L.: *The Kingdom of Canada*, Toronto (1963)

NASH, Roderick: *Wilderness and the American Mind*, New Haven (1967)

OLESON, Tryggvi Julius: *Early Voyages and Northern Approaches 1000-1632*, McClelland & Stewart, Toronto (1963)

OMAN, Sir Charles: *The Sixteenth Century*, London (1936)

PAGDEN, Anthony (ed.): *Facing Each Other: the world's perception of Europe and Europe's perception of the World*, Aldershot (c2000)

PAGDEN, Anthony: *European Encounters with the New World*, London (1993)

PAINE, Luran: *Captain John Smith and the Jamestown Story*, London (1973)

PARKMAN, Francis: *France and England in North America*, London (1956)

PASQUIER, Etienne: *Les Œuvres d'Etienne Pasquier*, Amsterdam (1723)

PATTERSON, E. Palmer: *The Canadian Indian: A History Since 1500*, Collier Macmillan Canada Ltd., Don Mills, Ontario (1972)

PEARCE, Roy Harvey: *Savagism and Civilization. A Study of the Indian and the American Mind*, Baltimore (1953)

PEARSON, Judy C./ SPITZBERG, Brian H.: *Interpersonal Communication. Concepts, Components and Contexts*, Dubuque (1987)

- PENROSE, Boies: *Travel and Discovery in Renaissance, 1420 – 1620*, Cambridge (1952)
- PESCHEL, Oscar: *Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen*, Stuttgart (1877)
- PORTER, Harry: *The Inconstant Savage*, London (1979)
- POWELL, Joseph M.: *Mirrors of the New World: Images and Image-makers in the settlement process*, New York (1977)
- QUINN, David B.: *North America from Earliest Discovery to First Settlements: The Norse Voyages to 1612*, Harper & Row, New York, Hagerstown, San Francisco, London (1977)
- QUINN, David B.: *European Approaches to Northern America*, Aldershot (1998)
- QUINN, David B.: *The Roanoke Voyages 1584 – 1590*, 2 vols., London (1955)
- QUINN, David B., QUINN, Alison M., HILLIER, S. (eds.): *New American World: a documentary history of North America to 1612*, 5 vols., New York (1979)
- QUINN, David B.: *Set Fair for Roanoke. Voyages and Colonies, 1584-1606*, University of North Carolina Press, London (1985)
- QUINN, David B.: *North American Discovery, ca. 1000-1612*, London (1971)
- REINHARD, Wolfgang: *Geschichte der europäischen Expansion*, Stuttgart (1983 - 90)
- RIOTOR, Léon: *Jacques Cartier et le voyage au Canada*, Paris (1937)
- RONCIÈRE, Charles de la: *Jacques Cartier*, Paris (1984)
- ROTHWELL, Fred: *The Mind of the Savage*, New York (1929)

- ROUSSEAU, Jacques: *Le Nouveau-Québec: Contribution à l'étude de l' Occupation Humaine*, Paris (1964)
- ROWSE, A. L.: *The Elizabethans in America*, London (1959)
- RYERSON, Stanley B.: *The Founding of Canada: Beginnings to 1815*, Toronto (1975)
- SAPIR, Edward: *Anthropologie*, Editions de Minuit, Paris (1967)
- SEAMAN, L. C. B.: *A New History of England 410 – 1975*, London (1981)
- SHEEHAN, Bernard: *Savagism and Civility*, Cambridge (1980)
- SHIRLEY, John W.: *Thomas Hariot: a biography*, Oxford (1983)
- SHIRLEY, John W.: *Thomas Hariot: Renaissance Scientist*, Oxford (1974)
- SIOUI, Georges E.: *Pour une autohistoire amérindienne: Essais sur les fondements d'une mémoire sociale*, Presses de l'Université Laval, Québec (1989)
- SLATTERY, Brian: *French Claims in North America 1500 – 1559*, Saskatchewan (1980)
- TESSIER, Albert: *Neuve-France: Histoire du Canada (1524-1763)*, Bd. 1, Québec (1957)
- THEVET, André: *André Thevet's North America: A Sixteenth Century View*, McGill-Queens University Press, Montréal (1986)
- The Voyages of Jacques Cartier With an Introduction by Ramsay Cook*, University of Toronto Press, Toronto, Buffalo, London (1993)
- TODOROV, Tzvetan: *Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen*, Frankfurt am Main (1985)

- TRIGGER, Bruce: *Natives and Newcomers: Canada's "Heroic Age" Reconsidered*, McGill-Queen's University Press, Montréal (1985)
- TRUDEL, Marcel: *The Beginnings of New France*, McClelland and Stewart Ltd., Toronto (1973)
- TRUDEL, Marcel: *Histoire de la Nouvelle France: Les vaines tentatives*, Ottawa (1963)
- TRUDEL, Marcel: *Dictionary of Canadian Biography*, Bd. 1, Toronto (1966)
- VERREAU, H. A.: *Jacques Cartier: Questions de calendrier civil et ecclésiastique*, Ottawa (1890)
- WASHBURN, Wilcomb E.: *The Indian in America*, London (1975)
- WHORF, Benjamin Lee: *Language, Thought and Reality*, MIT Press, Massachusetts (1956)
- WOLF, Eric R.: *Europe and the People Without History*, Berkeley (c1982)
- WOOD, Peter H., WASELKOV, Gregory (eds.): *Powhatan's Mantle: Essays on Indians of the Southeast*, University of Nebraska Press (1989)
- WOODS, Catherine P.: *The true story of Captain John Smith*, London (1901)
- WRONG, George M.: *The rise and fall of New France*, 2 vols., Toronto (1928)

**ZEITSCHRIFTENARTIKEL**

BEAUGRAND-CHAMPAGNE, A.: "Le chemin d'Hochelaga", in: *MSRC* (1923), Bd. 1, S. 17-24

BERTHIAUME, André: "La fortune d'un couple mythique: Jacques Cartier et l'Amérindien", in: *Etudes Littéraires*, Bd. 8, n°1 (April 1975), S. 81-102

COLE, Richard G.: "Sixteenth Century Travel Books as a Source of European Attitudes Toward Non-White and Non-Western Culture" in: *Proceedings of the American Philosophical Society* 116 (1972): 59-67

CRAVEN, Wesley F.: "Indian Policy in Early Virginia" in: *William and Mary Quarterly*, 3<sup>rd</sup> series, vol. I (1944):65-82

DAWSON, Samuel E.: "The Line of Demarcation of Pope Alexander VI and that of the Treaty of Tordesillas", in: *MSRC* (1899), Bd. 2, S. 467 - 546

DICKASON; Olive P.: "The Concept of l'homme sauvage and Early French Colonialism", in: *Revue française d'Histoire d'Outre-Mer* 64, (1977), S. 5-32

ELLIOTT, John H.: "The Discovery of America and the Discovery of Man", in: *Proceedings of the British Academy LVIII*, London (1972)

FAUSZ, Frederick J.: "The Invasion of Virginia: Indians, Colonialism and the Conquest of Cant" in: *Virginia Magazine of History and Biography* 95, (1987): 133-56

FAUSZ, Frederick J.: "Middlemen in Peace and War: Virginia's Earliest Indian Interpreters, 1608-1632" in: *Virginia Magazine of History and Biography* 95, (1987):41-64

GAGNON, François-Marc: "«Gens du pays» ou «sauvaiges» - Notes sur les désignations de l'Indien chez Jacques Cartier", in: *Recherches amérindiennes au Québec*, Bd. 10 n° 1-2, (1980), S. 24-36

GOMEZ – GERAUD, Marie-Christine, "La Figure de l'Interprète dans quelques récits de voyage français à la Renaissance", in: *CEARD*, Jean et al.: *Voyager à la Renaissance*, Maisonneuve & Larose, Paris, (1987), S. 319 - 334

HAHN, Alois: "Die soziale Konstruktion des Fremden", in: Walter M. Sprondel, *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion*, (1994), S. 140-163

HAHN, Thomas: "Indians East and West: primitivism and savagery in English discovery narratives of the sixteenth century" in: *The Journal of Medieval and Renaissance Studies*, 8 (1978): 77-114

HARVEY, Paul A.S.: "Barlowe, Lane and Harriot's Accounts of the New World", in: *The Durham Thomas Harriot Seminar*, Occasional Paper no. 20

JANTZ, Harold: "The Myths About America: Origins and Extensions " in: *Jahrbuch für Amerikastudien* 7 (1962): 6-18

JONES, W.R.: "The Image of the Barbarian in Medieval Europe " in: *Comparative Studies in Society and History* 13, (1971): 376-407

KRYSINSKI, Wladimir: "Discours de Voyage et Sens de l'Altérité" in: *Cursos da Arrábida Portugal, A Viagem na Literatura* (1997)

LAUNAY – DEMONET, Marie-Luce: "Les mots sauvages: Étude des listes utiles à ceux qui veulent naviguer", in: *CEARD*, Jean et al.: *Voyager à la Renaissance*, Maisonneuve & Larose, Paris (1987), S. 497 - 507

MACZAK, Antoni: "Renaissance Traveller's Power of Measuring", in: *CEARD*, Jean et al.: *Voyager à la Renaissance*, Maisonneuve & Larose, Paris (1987), S. 245 - 253

MOLLAT, Michel: "L'Altérité, Découverte des Découvertes", in: *CEARD*, Jean et al.: *Voyager à la Renaissance*, Maisonneuve & Larose, Paris (1987), S. 305 - 316

- MOLLAT, Michel, ADAM, P. (eds.): "Les Aspects Internationaux de la Découverte Océanique", in: *Actes du Cinquième Colloque International d'Histoire Maritime*, Paris (1966)
- QUINN, David B., SHIRLEY, John W.: "A Contemporary List of Harriot References" in: *Renaissance Quarterly* 22 (1969): 9-26
- RANDEL, Willaim: "Captain John Smith's Attitudes toward the Indians", in: *Virginia Magazine of History and Biography* 48, (1939): 218 - 29
- ROUSSEAU, Jacques: "Les gens qu'on dit sauvages", in: *Les Cahiers des Dix*, Bd. 23, Montréal (1958), S. 53-90
- ROY, Bruno: "Le "Bref Récit" d'une trahison", in: *Colloque Jacques Cartier*, Montréal (1986), S. 267-288
- SQUAIR, John: "The Indian Tribes on the St. Lawrence at the time of the arrival of the French", in: *Archeological Report* 34 (1923), 82-88.
- THÉRIEN, Gilles: "Jacques Cartier et le langage des signes", in: *Colloque Jacques Cartier*, Montréal (1985), S. 231-261
- TRUDEL, Marcel: "A la recherche du rôle exact de Jacques Cartier", in: *Colloque Jacques Cartier: histoire, textes, images*, Société Historique de Montréal, Montréal (1985), S. 29 - 57
- WASHBURN, Wilcomb E.: "A Moral History of Indian-White Relations ...", in: *Ethnohistory*, IV, no.1, (1957)